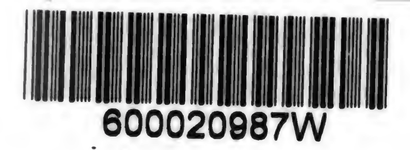








Geheime Geschichten

und

Räthselhafte Menschen.

Geheime Geschichten

und

Räthselhafte Menschen.

Sammlung

verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten.

Herausgegeben

von

Friedrich Bülau.

Elfter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1859.


BIBLIOTHECA · BODLEIANA ·
DOMINUS ILLUMINATIO MEA

Inhalt.

Seite

I. Antonio Perez.[1])

Philipp II. von Spanien war streng und mistrauisch. Niemals schenkte er sein Vertrauen vollständig, und selbst indem man die scheinbarsten Zeugnisse desselben erhielt, war man nicht sicher, es noch zu besitzen. Erst in dem Augenblicke, wo er losschlug, erkannte man den Verlust seiner Gunst. Kein Zeichen der Ungeduld oder der Erkaltung verrieth jemals den Wechsel seiner Absichten oder seiner Neigungen. Wie alle andern Sachen, zog er auch das Aussprechen seiner Ungnade in die Länge. Die Rathschläge seiner Beamten befolgte er noch, nachdem er schon Mistrauen gegen sie gefaßt hatte. Er selbst besaß einen langsamen, wenig erfinderischen und ziemlich unentschlossenen Geist. Seine pedantische Regierungsweise bestimmte ihn ebenso, wie sein mistrauisches Temperament, sich Männer zu bedienen, die sich nach Geist und Tendenz unterschieden und durch den Wetteifer des Ehrgeizes getrennt waren. Er regierte die weiten Strecken der spanischen Monarchie schriftlich; alles, kleines wie großes, ward ihm vor Augen gelegt. Er fragte viel um Rath, schwankte lange und entschied sich, infolge seiner Unentschlossenheit und der unvermeidlichen Langsamkeit,

1) Soviel die Facta anlangt, frei nach Mignet.

welche aus seiner Gewohnheit, alles selbst zu lesen, zu notiren, anzuordnen, für den Geschäftsgang erwuchs, nur langsam. Obwol er in hohem Grade fleißig und arbeitsam war, vermochte er doch der Masse der Geschäfte nicht zu genügen. Dabei ließ er länger als zwanzig Jahre zwei nebenbuhlerische Parteien an seiner Seite bestehen, um eben aus ihren widersprechenden Meinungen Aufschlüsse zu gewinnen, je nach den Umständen die verschiedenartigen Eigenschaften ihrer Führer benutzen zu können und mit größerem Wetteifer bedient zu sein.

An der Spitze dieser beiden Parteien standen lange Zeit der Herzog von Alba und Ruy-Gomez de Silva, Fürst von Eboli, der Eine ebenso hochfahrend und entschlossen, wie der Andere gewandt und klug. In allen ihren Auffassungen und Urtheilen standen sie sich schroff entgegen. Was bei dem Einen Glück machte, scheiterte bei dem Andern. Der König sah ihre Nebenbuhlerschaft, die bis zur Feindschaft anstieg, keineswegs ungern, da sie seinen mistrauischen Charakter beruhigte; freilich aber vermehrte die Meinungsverschiedenheit dieser seiner beiden hauptsächlichsten politischen Rathgeber die Unsicherheit seiner Entschließungen. Im Grunde des Herzens zog er Ruy-Gomez vor, der seit langen Jahren nie von seiner Seite gewichen war und ihm mit unbedingter und discreter Ergebenheit diente, ihn berathend, ohne ihn sichtbar zu leiten. Als jedoch der Aufstand der Niederlande erfolgte, schien es, als hätte der Herzog von Alba einen Augenblick den Sieg davongetragen. Nach vielem Schwanken und Zeitverlust, schickte ihn Philipp mit einem Heere und unumschränkter Vollmacht in die aufständischen Provinzen. Als aber Macht und Gewaltthat keinen Erfolg gehabt hatten, ließ Ruy-Gomez, der inzwischen an der Seite des Königs geblieben war, den

Herzog durch den milden und maßvollen Großcomthur von Castilien, Don Luis de Requesens de Çuniga, ersetzen, der mit versöhnlichen Maßregeln beauftragt ward. So hinterließ der Fürst von Eboli, als er im Jahre 1573 starb, seine Partei mächtiger, als je, und durch seine Creaturen Antonio Perez und Juan Escovedo geleitet, sowie von dem Ruhme und den Siegen ihres erlauchten Mitgliedes Don Juan d'Austria umstrahlt, herrschte sie bis 1579 in den Räthen des Königs. Zu derselben Partei gehörte der Erzbischof von Toledo, Don Gaspard de Quiroga, der als ein Mann von heiterm Temperament und sanftem Charakter, als beredt und das Gute wollend geschildert und von dem versichert wird[1]), daß er allgemein für rechtschaffen gegolten und sich der Gunst des Königs erfreut habe. Ferner Don Pedro Fajordo, Marquis de Los Velez, Oberhofmeister der Königin, ein zurückhaltender, schweigsamer Mann, von verschlossenem Charakter, wie er dem Wesen des Königs entsprach, der sich seiner vielfach bediente.

Antonio Perez war damals (1577) 36 Jahr alt. Er war ein natürlicher Sohn des Gonzalo Perez[2]), welcher lange Zeit Staatssecretär unter Karl V. und Philipp II. gewesen war, und durch kaiserliches Decret (d. d. Valladolid, 14. April 1542) legitimirt worden. Mit einem lebhaften Geist und einem gewinnenden Wesen begabt, einer Hingebung, welche weder Grenzen noch Scrupel kannte, fruchtbar an Auskunftsmitteln, in schriftlichen Aufsätzen kräftig und geschmackvoll, ein fertiger Arbeiter,

1) In einem italienischen Berichte aus dem Jahre 1577.

2) Dieser war ein Sohn des Bartolomeo Perez aus Montreal in Aragonien, welcher Secretär des Sequesteramts der Inquisition zu Calahorra gewesen war.

hatte er Philipp II. außerordentlich gefallen, und dieser hatte ihm nach und nach fast sein ganzes Vertrauen geschenkt. Der König ließ ihn seine geheimsten Anschläge wissen, weihte ihn in seine verborgensten Gedanken ein, und Perez war es, der bei dem Dechiffriren der Depeschen das, was dem Staatsrathe mitgetheilt werden sollte, von dem, was dem König allein vorbehalten blieb, ausschied. So hohe Gunst hatte ihn berauscht. Selbst gegen den Herzog von Alba befliß er sich, wenn sie zusammen an der Tafel des Königs speisten, einer Schweigsamkeit und eines hochfahrenden Wesens, welche zugleich den Uebermuth des Hasses und die Verblendung des Glückes verriethen. Auch hatten seine geringe Mäßigung im Glücke, seine im höchsten Grade luxuriösen Gewohnheiten, seine Neigung zum Spiel, seine zügellose Vergnügungssucht, seine übermäßigen Ausgaben, die ihn dahin brachten, von allen Seiten Geld zu nehmen, Neid und Feindschaft gegen ihn an dem düstern und gespaltenen Hofe Philipp's II. erweckt und seinen dereinstigen Sturz vorbereitet, den er selbst beschleunigte, indem er den mistrauischen Stimmungen des Königs zu willig diente, ja sie vielleicht selbst gegen zwei Männer seiner eigenen Partei, gegen Don Juan d'Austria und dessen Secretär Escovedo, im Uebermaß aufregte.

Da Requesens 1576 gestorben war, ohne die Niederlande beruhigt zu haben, deren Beschwerden vielmehr durch die Excesse der spanischen Soldaten, welche Städte geplündert und sich gegen ihre Führer empört hatten, gestiegen waren, so hatte Philipp II. seinen natürlichen Bruder Don Juan in jene Provinzen gesendet. Die Lage war ungemein schwierig, die Wahl des Beauftragten aber trefflich. Ein Sohn Karl's V., dessen Andenken den Niederlanden so theuer blieb, voll Adel der Gesin-

nung und Loyalität, von dem Glanze seiner Siege umstrahlt, aus mehreren großen Unternehmungen mit vollständigem Erfolge hervorgegangen, erschien er geeigneter, als jeder Andere, die 17 Provinzen, die sich soeben (8. Nov. 1576) durch den Genter Vertrag vereinigt hatten, zum Gehorsam zurückzuführen. Indeß auch er hatte große Plane. Diese Plane schrieben sich von langer Zeit her; er hatte sie, Perez zufolge, nach der Schlacht von Lepanto (7. Oct. 1571) und der Einnahme von Tunis (1573) erfaßt. Damals soll er die Absicht gehabt haben, auf der Nordküste Afrikas ein Reich zu gründen, weshalb er Tunis, statt es, wie der Hof befohlen, zu schleifen, befestigt habe. Nun, die Ausführung dieses Planes, welcher jene reichen Gegenden der Civilisation zurückerobern und das Piratenwesen an seinen Wurzeln ersticken konnte, wäre in der That eine Aufgabe für Spanien gewesen, die auch auf das Mutterland ebenso segensreich zurückwirken konnte, wie die amerikanischen Erwerbungen verderblich darauf gewirkt haben. Indeß Philipp war eifersüchtig auf den Ruhm seines Bruders, mochte vielleicht in der Unternehmung nur des Letztern Vortheil erblicken, ungeachtet es gar nicht gewiß ist, daß Don Juan blos an sich und nicht vielmehr an Spanien dachte, und ungeachtet es wol nicht schwer gewesen wäre, die neue Eroberung in bleibender Abhängigkeit von Spanien zu halten, ohne dessen Beistand sie doch nicht zu behaupten war, und so ließ er das Unternehmen, trotz der Verwendung des Papstes, fallen, rief Don Juan zurück und ließ sein Werk verkümmern.[1])

Philipp vermuthete, daß jene ehrgeizigen Gedanken

---

[1]) Vgl. Bülau, Geschichte des Europäischen Staatensystems, I, 407 fg.

seines Bruders demselben durch seinen Secretär Juan de Soto eingegeben worden wären, welchen Ruy-Gomez dem Prinzen bei dem Kriege gegen die Moriscos von Granada beigegeben, und der ihn dann auf seinen Seezügen im Mittelländischen Meere begleitet hatte, und beschloß daher, Don Juan diesem gefährlichen Einflusse zu entziehen. Zwar ließ er Soto an dessen Seite, um den Prinzen nicht zu verstimmen, ernannte ihn aber zum Zahlmeister der Armee, und ersetzte ihn bei dem Prinzen durch Juan de Escovedo, dessen Treue er für sicherer hielt und der vor seiner Abreise die Weisung bekam, den Prinzen auf andere Wege zu leiten. Indeß es mochte wol sein, daß Don Juan überhaupt nicht geleitet ward, sondern leitete. Weit entfernt, den Absichten des madrider Hofes zu entsprechen, ging Escovedo vielmehr in die Plane des Prinzen ein. Man erfuhr zu Madrid, daß er häufige heimliche Reisen nach Rom mache, von denen er nichts an den Hof berichtete, und bald erfuhr man auch durch den päpstlichen Nuntius, um was es sich handelte. Don Juan dachte, so ward versichert, nachdem ihm Tunis entrissen worden war, an England, und der Papst freute sich natürlich dieses Gedankens höchlich und verwendete sich für dessen kräftigste Unterstützung von Seiten Spaniens. Auch dieses Project war nun freilich nicht nach Philipp's Sinn, der seinem Bruder keinen Königsthron gönnte, am wenigsten einen solchen, dem er selbst einst nahe gestanden. Indeß fand er, in einem Augenblicke, wo er Don Juan für die Niederlande brauchte, doch für gut, sich zu verstellen, und erklärte sich daher bereit, dem Prinzen, nach Erledigung der niederländischen Angelegenheit, den Versuch auf England zu gestatten, wozu er sich der spanischen Truppen bedienen sollte, wenn die flandrischen Stände in deren

Einschiffung willigten. Um aber die Absichten seines Bruders vollständig kennen zu lernen und Escovedo's Umtriebe zu überwachen, ermächtigte er Perez, der das Vertrauen des Prinzen genoß und mit Escovedo befreundet war, in seiner Correspondenz mit ihnen in ihre Absichten einzugehen, sich zu stellen, als begünstige er dieselben bei dem Könige, sich sogar sehr freier Ausdrücke über den Letzteren zu bedienen, um auch sie zu freierem Herausgehen mit der Sprache und zur Offenbarung ihrer Geheimnisse zu ermuthigen. Perez schrieb ihnen Briefe, in denen er nicht immer achtungsvoll von dem Könige sprach und die er doch diesem selbst vorgelegt hatte, und er theilte wieder dem Könige die verwegenen Schreiben Escovedo's und die Ergießungen des unruhigen und schwermüthigen Ehrgeizes des Don Juan mit. An diesem auf Verstellung und Verrath beruhenden und seine Opfer zur Schuld provocirenden Verfahren fanden weder der König, noch der Minister einen Anstoß. Nur so viel fühlte Perez doch, daß eine Entdeckung desselben ihn unrettbar compromittiren würde, und empfahl dem König daher die größte Vorsicht. Sonst aber erklärte er, „wohl zu wissen, daß er, was seine Pflicht und sein Gewissen anlange, in dem allen nichts thue, als was er solle, und keiner andern Theologie, als seiner eigenen, zu bedürfen, um das zu begreifen". Und auch der König versicherte: „Meine Theologie versteht die Sache genau so, wie die Eure, und findet, daß Ihr nicht blos thut, was Ihr sollt, sondern Euch gegen Gott und die Menschen vergangen haben würdet, wenn Ihr nicht so gehandelt hättet, um mich so vollständig, als nöthig, über alle die Trugwerke der Welt und über diese Dinge, die mich wahrhaft erschreckt haben, ins Klare zu setzen.

Inzwischen befand sich Don Juan in den Niederlan-

den in einer Lage, die ihn äußerst verstimmte. Es gelang ihm nicht, das Mistrauen der Niederländer gegen Spanien zu beschwichtigen. Trotz der gemäßigten Bedingungen, die er den versammelten Ständen anbot, wurde er mehr als Feind, denn als Friedensstifter empfangen. Die flandrischen Stände weigerten sich, in eine Einschiffung der spanischen Truppen zu willigen, damit diese nicht gegen Holland und Seeland verwendet würden, und verlangten ihren Abzug zu Lande nach Italien. Ohne Macht, ohne Geld, außer Stande, die Herrschaft des Königs wieder aufzurichten und seinen eignen Ruf aufrecht zu halten, faßte er Widerwillen gegen eine Stellung, bei der er nicht absah, wie er darin zum Ziele kommen solle. Bis dahin an rasche und glänzende Unternehmungen gewöhnt, kränkte er sich über seine Unmacht. Er verlangte in Ausdrücken der Verzweiflung nach Abberufung. Es handle sich um sein Leben, seine Ehre und seine Seele, soll er an Perez geschrieben haben, wenn er diese Statthalterschaft nicht aufgäbe. Stehe er an, sich dazu zu entschließen, so werde er die beiden ersten, und mit ihnen die ganze Frucht seiner früheren und künftigen Dienste, sicher verlieren, und seine Verzweiflung bedrohe selbst die dritte mit großen Gefahren. In einem andern Schreiben kündigte er eine eigenmächtige Rückkehr, auf jede Gefahr hin, an, da er lieber ungehorsam, als ehrlos werden wolle. Gleichzeitig soll Escovedo geschrieben haben, bald, daß Don Juan lieber mit 6000 Fußgängern und 1000 Reitern als Abenteurer nach Frankreich gehen, wie Statthalter von Flandern bleiben, bald, daß er nach Spanien zurückkehren, am Hofe bleiben und von dort aus alles beherrschen wolle.

Indeß Don Juan blieb in Flandern und schickte

vielmehr Escovedo nach Spanien, um dort seine bittern Beschwerden, seine dringenden Forderungen, seine unbestimmten Entwürfe vorzulegen. Während dieser Reise fand Escovedo seinen Tod, wurde er, auf Anstiften des Perez, mit Genehmigung des Königs, ermordet. Bevor wir in die zweifelhaften Gründe dieser Gewaltthat eingehen, wollen wir den Vorgang selbst, nach dem Berichte eines Theilnehmers, schildern, des Antonio Enriquez, eines Pagen des Perez. Dieser ward nämlich, wie er späterhin aussagte, von Diego Martinez, dem Haushofmeister seines Herrn, eines Tages gefragt, ob er nicht einen Landsmann kenne, der Jemand einen Messerstich beizubringen bereit sei. Es sei etwas dabei zu verdienen; man werde gut bezahlen, und wenn der Streich selbst den Tod zur Folge habe, so habe es nicht viel zu bedeuten. Enriquez erklärte sich bereit, mit einem Maulthiertreiber, den er kannte, zu sprechen, that es und der Mann übernahm das Geschäft. Bald darauf gab Martinez aber zu verstehen, daß der Betreffende sterben müsse, daß es eine Person von Bedeutung sei, und daß Perez die Sache gutheißen würde, worauf Enriquez erwiderte, es sei das hiernach keine Sache, die man einem Maulthiertreiber anvertrauen könne, es gehörten vielmehr Personen von höherer Stellung dazu. (Man sieht, in diesem Banditenwesen war System.) Martinez bemerkte noch, die dem Tode zu weihende Person komme oft ins Haus, und wenn man irgend etwas in ihre Speise oder ihr Getränk bringen könne, so müsse man das thun, da es das beste, sicherste und geheimste Mittel sei. Man beschloß darauf, wie es scheint ohne an irgend einen moralischen Scrupel zu denken, sondern die Sache wie jedes andere Geschäft behandelnd, diesen Weg einzuschlagen und sich zu beeilen. Da nun Enriquez um

diese Zeit Veranlassung hatte, nach Murcia zu reisen, so gab ihm Martinez ein Verzeichniß gewisser Kräuter mit, die für ihren Zweck sehr geeignet sein sollten, die er in Murcia finden würde und die er sich dort verschaffen sollte. Er trieb sie in der That auf und schickte sie an Martinez, der sich inzwischen von Molina in Aragonien einen Apotheker hatte kommen lassen, der den Saft jener Kräuter in Enriquez' Wohnung, unter Martinez' Beistande, destillirte. Indeß mußte man sich doch in den Kräutern oder dem Verfahren geirrt haben, denn ein Hahn, an dem man die Probe machte, verzehrte den Extract, ohne den mindesten Nachtheil davonzutragen, worauf der Apotheker, für seine Mühe bezahlt, wieder nach Hause geschickt wurde. Bald darauf sagte Martinez, er sei im Besitz eines gewissen Wassers, welches gut sei, es Jemand zu trinken zu geben. Perez wolle sich Niemand anvertrauen, als dem Enriquez, und dieser solle nun, bei einem Gastmahl, das ihr Gebieter auf dem Lande geben würde, jenes Wasser dem Escovedo beibringen, der sich unter den Gästen befinden würde, und für den auch das vorhergegangene Experiment bestimmt gewesen wäre. Wie Enriquez jetzt zum erstenmale erfuhr, um wen es sich eigentlich handele, und wie er nicht mehr blos als vermittelndes Werkzeug, sondern als Hauptthäter auftreten sollte, erklärte er doch, daß er sich nicht zu Ermordung eines Menschen hergeben würde, solange nicht sein Gebieter ihm selbst den Befehl ertheile. (Dann aber freilich!) Hierauf beschied ihn Perez eines Abends aufs Land und sagte ihm, es läge ihm viel daran, daß Escovedo sterbe; er solle nicht verfehlen, demselben an dem Tage des Festmahls den fraglichen Trank beizubringen und sich mit Martinez verabreden. Der Staatssecretär fügte dem Antrage freundliche Worte und

Gunsterbietungen bei, womit Enriquez sehr zufrieden war und sich mit Martinez über die einzuschlagenden Maßregeln verständigte. Bei dem Festmahl brachte Enriquez, der die Bedienung Escovedo's übernommen hatte, dem Letztern in der That zweimal mit dem fraglichen Wasser in der ihm vorgeschriebenen Quantität vermischten Wein bei. Indeß auch diesmal blieb der Versuch ohne Wirkung. Etwas besser gelang es einige Tage später, wo Perez wieder ein Festmahl gab, und sowol Enriquez dem ausersehenen Opfer nochmals die erwähnte Mischung reichte, als auch in eine Schüssel Milchcreme, die für Escovedo bestimmt war, ein Pulver gethan ward. Diesmal wurde Escovedo in der That krank. Da es aber mit der Krankheit nicht so rasch und sicher verlief, wie man wünschte, so vermittelte Enriquez, daß einer seiner Freunde, ein königlicher — Küchenjunge, der früher Page der Gemahlin des Perez, der Doña Juana Coello, gewesen und der Sohn des Capitäns Juan Rubio, Gouverneurs des Fürstenthums Melfi und ehemaligen Haushofmeisters des Perez, war, seine Bekanntschaft mit Escovedo's Koch benutzte, in eine für den Kranken bereitete Suppe etwas von einem Pulver zu bringen, das Martinez ihm gegeben hatte. Wie Escovedo jedoch etwas von der Suppe genossen, schöpfte er Verdacht und man entdeckte, daß sie vergiftet sei, worauf ein Sklave Escovedo's, der die Suppe zu bereiten gehabt, von der Vergiftung derselben aber keine Ahnung hatte, unschuldigerweise gehenkt wurde! So hatten schon diese Versuche einem völlig unbetheiligten Menschen das Leben gekostet und einen unfreiwilligen Justizmord veranlaßt, dergleichen die menschliche Justiz zu begehen in Gefahr bleiben wird, solange sie zu verurtheilen wagt, während noch eine Möglichkeit der Unschuld besteht.

Nach so vielen gescheiterten Versuchen gab man das Gift auf und entschied sich für das kürzere und sichrere Mittel des blutigen Mordes. Pistol oder Dolch sollten dem Leben des Escovedo ein Ende machen, und einen Banditen und einen besonders geeigneten Dolch zu holen, begab sich Enriquez in sein Vaterland Italien, von wo er einen seiner Brüder, Namens Miguel Bosque, m'tbrachte, mit dem er an demselben Tage zu Madrid ankam, wo der arme Sklave des Escovedo gehenkt wurde. Während seiner Abwesenheit hatte Martinez zwei Spießgesellen, Juan de Mesa und Insausti, aus Aragonien kommen lassen und versammelte die saubere Gesellschaft, nebst dem Küchenjungen Juan Rubio, am nächsten Tage außerhalb Madrids, um Zeit und Mittel des Mordes zu berathen. Nachdem sie über beides übereingekommen waren und sich mit erlesenen Waffen versehen hatten, schritten sie zur That. Perez war inzwischen, jedenfalls in der Absicht, allen Verdacht von sich abzulenken, nach Alcala gegangen, um dort die heilige Woche zu verbringen, die zum Zeitpunkt der Blutthat bestimmt war. Die Verschworenen fanden sich jeden Abend auf dem kleinen St. Jakobsplatze ein, um hier ihrem Opfer aufzulauern, gegen welches zunächst Insausti, Rubio und Miguel Bosque bestimmt waren, während Martinez, Mesa und Enriquez sich in der Nähe hielten, um im Nothfall zu Hülfe zu kommen. Am 31. März[1]) hatten Enriquez und Mesa sich verspätet, trafen ihre Genossen nicht mehr, und erfuhren, wie sie sich auf dem Platze umhertrieben, gerüchtweise, daß Escovedo ermordet

1) Enriquez bezeichnet in seiner Aussage diesen Tag als den Ostermontag. Im Jahre 1578 war es aber der Ostersonntag, sodaß der Mord entweder an diesem, oder erst am 1. April (a. St.) verübt worden sein muß.

sei, worauf sie sich in ihre Wohnungen zurückbegaben. Enriquez fand daselbst Bosque, der seinen Mantel und sein Pistol, und Mesa fand Insausti, der auch seinen Mantel bei dem Vorgang verloren hatte. Insausti war es, der den Escovedo mit einem einzigen Streiche des ihm von Martinez gebotenen Schwertes gefällt hatte, das darauf von ihm und Mesa in den Brunnen ihrer Wohnung geworfen wurde. Rubio eilte dieselbe Nacht nach Alcala, um Perez, der sehr erfreut war, daß Niemand ergriffen worden, von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen. Die Mörder wurden eilends aus Madrid entfernt und erhielten den versprochenen Lohn. Miguel Bosque bekam 100 Goldthaler, mit denen er in sein Vaterland zurückkehrte. Juan de Mesa erhielt eine goldene Kette, 400 Goldthaler und eine silberne Tasse, ward auch von der Fürstin von Eboli bei der Verwaltung ihrer Güter angestellt. Die drei Andern wurden zu Fähnrichen in der spanischen Armee mit einem Sold von 20 Goldthalern ernannt, wozu die Bestallungen von dem König und von Perez am 19. April 1578 unterzeichnet wurden, und gingen darauf, nachdem sie sich zuerst nach Aragonien gewendet hatten, Rubio nach Mailand, Enriquez nach Neapel und Insausti nach Sicilien.

In dieser Weise also sagte Enriquez später über den Hergang des Mordes aus. Jetzt haben wir aber zunächst nach den Urhebern und den Beweggründen desselben zu fragen, worüber mancherlei Streit und Zweifel gewesen ist. Perez selbst gab Folgendes an. Zu Rom seien neue Unterhandlungen in Betreff der Unternehmung gegen England eingeleitet worden. Don Juan habe sich mit den Guisen in eine bedrohliche Verbindung eingelassen. Escovedo habe sich sogar vernehmen lassen: wenn sie erst Herren von England wären, so könnten sie sich

auch zu Herren von Spanien erheben. Don Juan habe dringend den Escovedo zurückverlangt, und u. a. geschrieben: „Geld, nochmals Geld und Escovedo.“ In Erwägung dieser Umstände habe der König für gut gefunden, den Rath des Marquis de Los Velez zu erfordern, welchem Perez die ganze Sachlage, nach Maßgabe der Originalpapiere, vorgetragen habe. Man sei übereingekommen, daß irgend ein großer Entschluß und die Ausführung irgend eines großen Streiches zu fürchten sei, welcher geeignet sein würde, den öffentlichen Frieden und die Ruhe der Staaten Sr. Majestät zu stören, sowie auch den Prinzen Don Juan, wenn man den Secretär Escovedo länger bei ihm ließe, ins Verderben zu stürzen. Aus Anlaß dieser Besorgnisse soll denn der Tod des Escovedo beschlossen worden sein, und Perez versicherte, der Marquis de Los Velez sei von der Angemessenheit dieser Maßregel so überzeugt gewesen, daß er erklärt habe: wenn er, die Hostie im Munde, befragt würde, welches Leben zu opfern am wichtigsten sein würde, das des Juan Escovedo, oder das irgend eines von denen, die am gefährlichsten wären, er sich für das des Escovedo entscheiden würde.

Mignet bestreitet nun die Richtigkeit dieser Angabe zunächst aus dem Grunde, daß die angeführten Besorgnisse zum großen Theil nicht auf Wahrheit beruht hätten. Er bezweifelt, daß selbst Escovedo jemals den ausschweifenden Gedanken gehegt hätte, den Don Juan auf den spanischen Thron zu setzen, und behauptet wol mit Recht, daß dieser Gedanke auf Seiten des Don Juan geradezu für unmöglich zu erklären sei, da er im Widerspruch mit dessen Loyalität und gesunden Einsicht gestanden habe. Don Juan sei seinem Bruder gegenüber immer pflichtgetreu gewesen, und wenn er etwas chimä-

rische Plane gehegt habe, so habe er doch keine schuldbaren und sinnlosen gehegt. Speciell ferner lasse sich nachweisen, daß die Angaben des Perez über die Verbindungen des Prinzen mit den Guisen falsch seien. Perez behaupte, der spanische Gesandte zu Paris Vargas Meria habe dieselben dem Könige entdeckt, und scheine diese Mittheilung in das Frühjahr 1577 zu verlegen, da er sie in einen Bericht von den dem Don Juan zugeschriebenen Entwürfen aus dem März, April, Mai jenes Jahres einschiebe. Vargas Meria sei aber erst im October 1577 zum Nachfolger des Don Diego de Çuniga ernannt worden und erst am 10. Dec. in Paris angekommen. Weiter versichere Perez: Vargas habe wiederholt berichtet, daß die Agenten des Prinzen sich zwar anfangs öffentlich in Paris zeigten, daß aber, nachdem sie ihre ostensiblen Geschäfte verrichtet, der eine oder andere heimlich wiederkomme und sich im Cabinet des Guise verborgen halte, und daß diese geheimen Unterhandlungen zu einer Verbindung des Prinzen mit den Guisen geführt hätten, die den Namen der Vertheidigung der zwei Kronen führte. Nun hat Mignet, bei sorgfältiger Durchsicht der Correspondenz des Vargas mit seinem Hofe, von Ende Decembers 1577 bis zum Juni 1580, wo Vargas starb, jene Angaben nicht bestätigt gefunden. Seine Mittheilungen über Don Juan und die Guisen seien weit weniger beunruhigend gewesen, als Perez behaupte, und fielen fast alle erst nach den Mord des Escovedo, auf den sie daher nicht eingewirkt haben könnten. Don Juan hatte im August 1577 den Jerome Curiel, zum Zwecke der Geldbeschaffung, nach Paris geschickt, ersetzte ihn, als Curiel starb, im Februar 1578 durch den Zahlmeister Pedro Arcanti, der darauf den Alonzo Curiel, den Bruder des Jerome, zum Nachfolger

hatte. Dann schickte er noch den Longueval de Vaulx. Diese Agenten standen alle mit Vargas in amtlichem Verkehr und correspondirten auch mit dem König und mit Perez direct von Paris aus. Erst nach dem Tode des Escovedo, zu Anfang des Mai 1578, kam Don Alonzo de Sotomayor, der sich mit den Guisen über niederländische Angelegenheiten vernehmen sollte. Vargas gedenkt nun in seinen Depeschen, soweit Mignet gefunden, aller dieser Agenten, erwähnt aber nicht, daß sie sich heimlich in Guise's Cabinet aufgehalten und geheime Verhandlungen mit diesem gepflogen hätten. Die Beziehungen Don Juan's zu den Guisen schienen ihm den Triumph der katholischen Sache in den Niederlanden, in Schottland und England zum Zwecke zu haben und er sagt, nach Mignet, nirgends in seinen Correspondenzen, daß jene Prinzen sich zur Vertheidigung der zwei Kronen verbündet hätten. Unter dem 31. Dec. 1577 erwähnt er zwar, daß die Guisen Plane hätten, die darauf abzielten, sie zu Herren eines Theiles von Frankreich zu machen, spricht aber dabei nicht von Don Juan, und gerade diese Mittheilung benutzt Philipp II., um selbst eine Annäherung an die Guisen einzuleiten[1]), welche auch einige Jahre später zu dem bekannten gänzlichen Anschließen der Guisen an Spanien führte, 1578 aber von Philipp hauptsächlich benutzt wurde, die Unternehmungen der Guisen auf England und Schottland, im Interesse der katholischen Sache, also gerade dieselben Unternehmungen zu ermuthigen, wegen deren die Guisen auch mit Don Juan in Verhandlung standen und die dem Letztern zum Vorwurf gemacht worden sein sollen.

1) Als Vermittler diente dabei hauptsächlich der schottische Gesandte.

Ueber den Stand und die Tragweite der letzteren Verhandlungen weiß Vargas nichts als unbestimmte Gerüchte zu berichten, wie daß man in Rom dem Don Juan die englische Krone zudenke, daß ein Project bestehe, ihn mit der Königin von Schottland zu vermählen, Mittheilungen, welche Philipp II. mit wenigstens anscheinender Indifferenz und als das behandelt, was sie waren. Bald darauf (1. Oct. 1578) macht der Tod des Don Juan diesen Entwürfen ein Ende, ein Todesfall, welcher Philipp aufrichtig nahe zu gehen schien. „Mit lebhaftem Schmerze habe ich", so schrieb er am 13. Oct. an Vargas, „die üble Nachricht empfunden, die mir von dem Tode des erlauchtesten Don Juan, meines Bruders, gekommen ist, sowol weil ich ihn lieb hatte, als wegen der Lage, in der sich meine Angelegenheiten befinden." So schrieb er noch einige Tage später: „ich liebte und achtete seine Person und er wird mir überall fehlen und besonders wegen der flandrischen Angelegenheiten."

Mignet findet nun in dem allen den Beweis, daß es nicht die von Perez angeführten Ursachen hätten sein können, welche den Tod des Escovedo herbeiführten, und in der That, selbst wenn man annehmen wollte, daß die von Perez angeführten Verdachtsgründe so gewesen, oder doch von ihm dem Könige und dessen Rathgeber so dargestellt worden wären, wie er angibt, würde eine einfache Entfernung des Escovedo von der Person des Prinzen dem Zwecke ebenso genügt haben, wie in dem frühern Falle mit Soto, und man hätte keine Ursache gehabt, zu dem schlimmen und gefährlichen Mittel eines Mordes zu greifen. Mignet sieht sich daher für den letzteren nach persönlicheren Motiven um, wie sie auch im Laufe des Processes zu Tage gekommen sind, nicht

aber überall Glauben gefunden haben, und erklärt sich nun für die von den Gegnern des Perez in den Vordergrund gestellten, wobei er namentlich gegen Ranke polemisirt. Es handelt sich um eine Buhlschaft zwischen Perez und der verwitweten Fürstin von Eboli. Ranke hat eine solche bezweifelt, weil die Fürstin alt und einäugig gewesen sei, und weil des Perez Gemahlin ihm, während der ganzen Dauer seines Processes, die eifrigste, ausdauerndste, hingebendste Zuneigung bewiesen habe. Hinsichtlich des letztern Grundes erklärt Mignet, kurzweg, aber wol mit Recht, daß er keiner sei. Es fehlt ja, zur Ehre der Frauen und der Ehe, nicht an Beispielen, wo Gattinnen ihren notorisch untreuen Gatten die hingebendste, aufopferndste Treue bewiesen haben. In Betreff des Uebrigen bemerkt Mignet, daß alle Zeitgenossen die Schönheit der Fürstin gepriesen hätten. Alt sei sie damals noch nicht gewesen. 1540 geboren, war sie 1553, erst dreizehnjährig, zu Alcala mit Ruy-Gomez vermählt worden, und in der hier berührten Zeit erst 38 Jahr alt. Auch sei sie nicht einäugig gewesen, sondern habe nur auf dem einen Auge einen Schelblick gehabt. Für die Verbindung zwischen der Fürstin und Perez sprächen zahlreiche Zeugnisse, die er nun aufführt. Perez hatte viele und kostbare Geschenke von ihr erhalten, und ein gerichtliches Erkenntniß verurtheilte ihn später zu deren Rückgabe. Der Erzbischof von Sevilla, Don Rodrigo de Castro, sagte aus, Perez habe sich der Sachen der Fürstin wie seiner eigenen bedient. Doña Catilina de Herrera erzählte, Escovedo habe der Fürstin eines Tages vorgestellt, daß die Reden, die man über die Besuche des Perez bei ihr führe, ihr nachtheilig seien, und hinzugefügt: er sage das, weil er das Brot ihres Hauses gegessen. Die Fürstin aber sei aufgestanden und

habe sich mit den Worten entfernt: Die Stallmeister hätten nicht über das zu reden, was die großen Damen thäten. Doña Beatrix de Frias, die Frau des Juan Lopez de Viranco, bestätigte das und fügte hinzu, das ganze Haus der Fürstin habe sich über das beständige Kommen und Gehen des Perez, das sich auch nach dem Tode des Escovedo fortgesetzt habe, dergestalt aufgehalten, daß der Fürst von Melito, der Marquis de La Fabara und der Graf von Cifuentes, sämmtlich Verwandte der Fürstin, den Perez hätten tödten wollen; eine Aussage, die auch durch Don Lorenzo Tellez de Silva, Marquis de La Fabara selbst bestätigt ward. Dieser versicherte auch: Die Fürstin habe ihn gefragt, ob er wisse, daß Perez der Sohn ihres verstorbenen Gemahls sei, und habe ihn ersucht, dies allgemein bekannt zu machen. Das wäre denn eine seltsame Rede gewesen, der man nur die Absicht unterlegen kann, jeden Verdacht als unmöglich erscheinen zu lassen. Sowol in dem Hause der Fürstin, wie im Publikum überhaupt, soll man übrigens bei dem Tode des Escovedo überzeugt gewesen sein, daß Escovedo als ein Opfer für die Ehre seines verstorbenen Gebieters und Wohlthäters, des Fürsten von Eboli, gefallen sei. Dies freilich war ein jederzeit verdächtiger Verdachtsgrund, da das Publikum in solchen Fällen den Schein zu oft für Gewißheit hält und das Gerücht es mit den Thatsachen nicht genau nimmt. Doch auch die Fürstin selbst verstärkte den Verdacht durch ihre Reden. Sie sagte zu der Beatrix de Frias, nach Escovedo's Tode: derselbe habe eine böse Zunge gehabt, von großen Damen sehr übel gesprochen, und die zu St. Maria predigenden Mönche, von deren Ermahnungen die Fürstin sich manchmal getroffen fühlen mochte, beredet, sehr boshafte Dinge zu reden, die sie selbst sehr kränken könnten.

Gleich nach dem Morde soll sie auch gegen dieselbe Dame geäußert haben: sie wisse wohl, daß die Angehörigen des Escovedo ihr den Tod desselben zur Last legten. Hierauf wendete man denn den bekannten, gleichfalls trügerischen, wenn auch zuweilen zutreffenden Satz an: qui s'excuse s'accuse. Die Anstellung des Mesa bei der Güterverwaltung der Fürstin war ein weiterer und allerdings stärkerer Verdachtsgrund.

Perez und die Fürstin sollen aber noch einen andern Grund zu dem Wunsche gehabt haben, der Beobachtungen und der Ueberwachung des Escovedo enthoben zu werden, einen Grund, der allerdings auch auf ihrem angeblichen Verhältnisse beruhte. Sie hätten, glaubt man, die Eifersucht des Königs gefürchtet. Philipp II. stand in dem Rufe, ein inniges Verhältniß mit der Fürstin Eboli gehabt zu haben. Trotz seiner düstern Strenge und seiner vier Gemahlinnen[1]) schrieb man ihm derartige Schwachheiten zu. In einem handschriftlichen italienischen Berichte von 1584 heißt es in dieser Beziehung: „Er ist ein starker Frommer, beichtet und communicirt des Jahres mehrmals, betet täglich und will das Gewissen rein haben.[2]) Man glaubt, daß seine größte Sünde die des Fleisches sei[3]), weil (sic) er haarig und kahlköpfig ist, dünne Beine hat, unter Mittelgröße ist und

1) Er war vermählt: 1) 1543 mit Maria von Portugal, † 1545; 2) 1554 mit Maria von England, † 1558; 3) 1559 mit Isabella von Frankreich, † 1568; 4) 1570 mit Anna von Oesterreich, † 1580. Er selbst war am 21. Mai 1527 geboren und † 13. Sept. 1598.

2) Das wäre sehr gut gewesen, wenn man darunter das Nichtbegehen von Sünden, und nicht blos das Absolvirtsein von begangenen Sünden, die auch wieder begangen werden sollten, verstanden hätte.

3) Seine größten Sünden dürften solche gewesen sein, die bei seinen Priestern nicht als solche, sondern als Verdienste galten.

eine starke Stimme besitzt. Es gibt mehrere Herren an seinem Hofe, welche für seinen Sohn gelten, wie der Herzog von P., und Don .... und andere." Nun befand sich zu jener Zeit nur Ein Herzog, dessen Name mit einem P begann, am Hofe, oder überhaupt unter den castilischen Großen, der Herzog von Pastrana, und das war allerdings der eigene Sohn der Fürstin von Eboli. Escovedo aber soll gedroht haben, das Verständniß der Fürstin mit Perez dem König entdecken zu wollen. Rodrigo de Morgado, ein sehr vertrauter Stallmeister des Perez, hat seinem Bruder André de Morgado erzählt: Escovedo habe die Fürstin und Perez eines Tages juntos en la cama o en el estrado en cosas deshonestas getroffen und dabei ausgerufen: „Das ist nicht mehr zu dulden, und ich bin verpflichtet, es dem Könige zu berichten", worauf die Fürstin erwidert habe: „Escovedo, thut es, wenn Ihr wollt, que mas quiero el trasero de Antonio Perez que al rey." Schließlich soll Perez selbst, nachdem er sich an den Hof Heinrich's IV. geflüchtet, seine Buhlschaft mit der Fürstin von Eboli, und daß der König sein Rival gewesen, eingestanden haben.

Nun, das Letztere, das von Mignet für den schlagendsten Grund erklärt wird, scheint uns auch noch kein Beweis zu sein, da Perez hierin sehr wohl gelogen haben könnte, und das Uebrige sind allerdings Aussagen ohne materielle Grundlage und können von den Feinden des Perez ausgegangen sein. Aus inneren Gründen ist es jedoch nicht unwahrscheinlich, daß Perez durch ein solches persönliches Motiv zu dem Morde eines alten Freundes und Parteigenossen getrieben wurde, dessen politische Gefährlichkeit auf milderem Wege zu beseitigen war und dem Perez überhaupt schwerlich so bedenklich

erschienen ist. Würde uns aber auch durch diese Annahme der Antheil des Perez und der Fürstin von Eboli an dem Morde des Escovedo erklärt, so würden wir doch immer auf jene politischen Besorgnisse zurückkehren müssen, um begreifen zu können, wie der König vermocht wurde, seine Zustimmung zu dieser Gewaltthat zu geben, und da diese Besorgnisse in Wirklichkeit nicht so ernster Natur waren, um eine derartige, niemals zu rechtfertigende, oder auch nur zu entschuldigende Maßregel wenigstens zu erklären, so muß man, zu weiterer Verstärkung der Schuld des Perez, annehmen, daß er dem Könige die Besorgnisse schwärzer ausgemalt hat, als sie waren. Er wollte den Escovedo los sein, weil er ihn als den Wächter seiner Beziehungen zu der Eboli fürchtete, und der Haß einer beleidigten, einer in ihrer Leidenschaft durchkreuzten Spanierin drängte zur Bluthat. Um diese ungestraft ausführen zu können, ward dem Könige vorgespiegelt, die Wegräumung des Escovedo werde durch politische Nothwendigkeit geboten. Dies scheint noch die wahrscheinlichste, die beiden streitenden Meinungen vereinigende Annahme. Daß aber der König und sein unbetheiligter, rein geschäftsmännischer Rathgeber, Los Velez, so leicht auf ein so abnormes und in Wahrheit über alle Nothwendigkeit hinausgreifendes Mittel eingingen, spricht denn doch dafür, daß dergleichen in die Reihe der gewöhnlichen Staatsmittel der Zeit und des Landes gehörte, wobei es immer noch zu Spaniens Ehre gereicht, daß man dort nicht genug Werkzeuge dafür fand, sondern sie zum Theil aus Italien, dem classischen Lande des Meuchelmordes, entlehnen mußte.

Wie es aber immer mit der Betheiligung aller dieser Personen an dem Morde des Escovedo gestanden haben möge, sie sollten die Früchte ihres Verbrechens nicht in

Ruhe genießen. Die Witwe und die Kinder des Escovedo hielten sich an den nächsten Anlaß, an den nächsten wahrscheinlichen Urheber, kannten die weitere politische Verflechtung nicht, oder wollten sie nicht kennen, richteten sich unmittelbar gegen Perez und verlangten vom König Gerechtigkeit. Philipp gewährte dem Sohne des Ermordeten, Don Pedro Escovedo, eine Audienz, hörte mit allem Anschein der Theilnahme seine Klagen gegen die Mörder seines Vaters an, empfing aus seiner Hand die von der Familie entworfenen Anklageschriften und versprach, sie geeigneten Falles den Gerichten zu übergeben. Bei alledem war er in großer Verlegenheit. Zwar war es ihm ganz recht, daß der Verdacht sich auf Andere wendete, statt auf ihn, indem die Ankläger blos das Verhältniß des Perez zu der Fürstin als das Motiv des Mordes betrachteten und von den politischen Gründen nichts zu wissen schienen; aber er fürchtete doch das Aufsehen einer Untersuchung, in die er selbst verwickelt werden konnte. Die Verlegenheit, in der er sich zwischen den Klagen der Escovedo und den Gefahren des Perez, zwischen seinen Pflichten als König und seinen Interessen als Mitschuldiger befand, wurde noch dadurch erhöht, daß die Escovedos sehr mächtige Beschützer in seiner Nähe fanden. Der bedeutendste derselben war der Cabinetssecretär Matteo Vasquez, ein heimlicher Feind des Perez, der schon lange auf dessen Einfluß eifersüchtig gewesen war und jetzt um so weniger Bedenken trug, ihn offen anzugreifen, je gewisser er eine Gelegenheit gefunden zu haben glaubte, ihn zu stürzen. Er verband sich mit Don Pedro de Velandi, Pedro Negrete, Diego Nuñez de Toledo, welche die Escovedos bei ihren Maßregeln beriethen und leiteten, und that alles, was er

konnte, den unentschlossenen König zu Maßregeln gegen Perez zu bestimmen.

Der König hielt es im Anfang mit beiden Parteien. Er hörte den Vasquez gnädigst an und schien sich doch mit Perez einzuverstehen. Er unterrichtete diesen an demselben Tage, wo die Escovedos ihre Klage erhoben hatten, von dieser Maßregel. Er verschwieg ihm nicht, welche hohe Feindschaften sich gegen ihn erhöben, versprach ihm aber gleichzeitig, ihn nicht verlassen zu wollen, und gab ihm, wie wenigstens Perez behauptete, sein Wort als Edelmann darauf. Gleichwol that er zunächst nichts, ihn aus seiner gefährlichen Lage zu ziehen. Perez fühlte diesen Widerspruch sehr wohl, hielt den König für schwach und für vielleicht treulos und verhielt ihm seine Besorgnisse nicht. „Diese Geschichte", schrieb er ihm, „verursacht mir täglich tausend Sorgen, die einen Stein zermalmen würden. Ew. Majestät kann mich mit der Verbrechermütze bedecken lassen, denn ich bin gewiß, daß ich es bin, der in dieser ganzen Sache für alles wird zahlen müssen." Philipp II. antwortete mit freundschaftlicher Vertraulichkeit: „Ihr müßt heute nicht bei gesunden Sinnen sein; glaubt nichts von dem, was Ihr mir da sagt." Trotz dieser Versicherungen sah Perez das Schicksal voraus, das ihm vorbehalten war; er fuhr mit seinen Anliegen an den König fort und schrieb ihm: „Ich fürchte, Sire, daß meine Feinde mich in dem Augenblicke, wo ich mich dessen am wenigsten versehe, erdolchen, oder daß meine Neider zu ihrem Ziele gelangen, indem sie Ew. Majestät überraschen und auf Ihre Milde und Nachgiebigkeit rechnen. Ich sage das auf Anlaß des Vorfallenden, weil ich weiß, daß meine Feinde sich keine Ruhe gönnen." Auch auf dieses Billet

antwortete der König durch die Randbemerkung: „Ich habe Euch schon gesagt, Ihr müßtet nicht bei gesundem Verstande sein; mögen sie sich immer keine Ruhe gönnen, glaubt nur, daß das alles umsonst sein wird." Perez hätte es gerne geglaubt, aber er kannte seinen Gebieter zu gut dazu. Er bat ihn daher um Erlaubniß, seinen Dienst zu verlassen, um seine Person dem Neide der Einen und der Rache der Andern zu entziehen. Hätte Philipp II. voraussehen können, wozu er selbst sich noch entschließen würde, so hätte er großmüthig gehandelt, wenn er diesem Gesuche sich gefügt hätte. Indeß mochte er damals allerdings noch die Absicht haben, Perez nicht fallen zu lassen, und gab daher seine Zustimmung nicht. Nun drängte Perez, hierin zugleich großmüthig, kühn und klug handelnd, den König, ihn vor Gericht zu stellen, ohne jedoch die Fürstin in den Proceß verwickeln zu lassen. Er versicherte ihm dabei, daß sein Geheimniß nicht verrathen werden würde, da keiner der Mörder ergriffen worden sei und der Ankläger gegen Perez selbst keinen Beweis habe. Philipp II. wollte es nicht auf diesen gefährlichen Versuch ankommen lassen. Er hielt für besser, daß Perez dem Präsidenten des Raths von Castilien, Don Antonio de Pazos, Bischof von Cordova, die Gründe, die zu dem Morde des Escovedo geführt hätten, entdeckte, damit Pazos mit dem jungen Escovedo und mit Vasquez spreche, um sie zum Aufgeben ihrer Verfolgungen zu vermögen.

Dieses Manöver, das geeignet schien, den Gefahren des Perez ein Ende zu machen, glückte wohl dem gegenüber, der ein wirkliches Recht hatte, die Bestrafung des Perez zu betreiben, nicht aber bei dem, welchen Misgunst und Ehrgeiz zur Verfolgung desselben antrieben. Der Präsident, welcher Perez jetzt nicht mehr für schul-

dig betrachtete, da er nur dem Befehle seines Königs gehorcht habe, und der nichts davon wußte, wie und warum dieser Befehl erwirkt worden, ließ den ältesten Sohn des Escovedo kommen und erklärte ihm: der König lasse ihm sagen, daß er der Familie Escovedo volle Gerechtigkeit zu Theil lassen werde, ohne Ansehen von Personen, Ort, Geschlecht oder Stand. Vorher aber müsse er, der Präsident, ihn erinnern, sorgfältig zu prüfen, was für Beweise er habe. Denn wenn diese Beweise nicht sehr genügend wären und die Klage nicht wahrhaft begründeten, so könnte sich die Sache leicht gegen ihn wenden, da denn doch die Personen, die Abkunft und der hohe Stand der Fürstin und des Perez alle Rücksicht erheischten. Schließlich müsse er ihm im Vertrauen sagen und bekräftige es auf sein Priesterwort: daß die Fürstin und Perez so unschuldig seien, wie er selbst. Das war freilich etwas viel gesagt, da dem Bischof aus des Perez eigner Erklärung bekannt sein mußte, daß wenigstens dieser um den Mord gewußt hatte, wenn er auch dabei nur als Werkzeug des Königs und aus Staatsgründen gehandelt haben wollte. Auf den jungen Escovedo machte aber die ganze Vorstellung den beabsichtigten Eindruck. Er war sich bewußt, daß er nur Verdacht, aber keinen Beweis hatte, der vor Gericht genügen konnte, und antwortete daher: „Weil es so steht, so gebe ich, für mich, meinen Bruder und meine Mutter, mein Wort, niemals wieder gegen den Einen, noch gegen den Andern, von diesem Morde zu sprechen."

Nun ließ der Präsident den Matteo Vasquez kommen und sagte ihm in ziemlich scharfer Weise: Da er weder durch sein Amt, noch durch irgend eine Verpflichtung gegen den Todten veranlaßt sei, die Mörder des Escovedo zu verfolgen, überdem seine desfallsige Be-

flissenheit bei ihm als Priester sehr zweideutig erscheine, so möge er sich von der Sache zurückziehen, die ganz anders stehe, als er annehme. Matteo Vasquez, der wahrscheinlich besser, als der Bischof, den ganzen Zusammenhang kannte, sich aber nicht in seinen wohlberechneten, ehrgeizigen Planen irremachen lassen wollte, zog sich nicht von der Sache zurück. Da die Söhne des Escovedo den Proceß aufgaben, so regte er einen andern Verwandten auf, welcher den König um Gerechtigkeit in dieser Mordsache drängte, während auf der andern Seite die Fürstin Eboli den Vasquez in offenster und stolzester Sprache bei dem König verklagte. So schrieb sie ihm: „Ew. Majestät geruhen Sich zu erinnern, daß ich zu Ihrer Kenntniß gebracht habe, was ich wußte, daß Matteo Vasquez und seine Leute gesagt hatten: daß, wer einen Fuß in mein Haus setze, Ihre Gnade verlöre. Da diese Leute so keck sind, da sie auf einen solchen Grad der Verwegenheit und Unehrerbietigkeit gelangt sind, so ist Ew. Majestät, in Ihrer Eigenschaft als König und als Edelmann, verpflichtet, ein solches Exempel zu statuiren, daß der Ruf davon überall hingelangt, wo die Beleidigung bekannt ist. Sollte Ew. Majestät die Sache nicht so ansehen, sollten Sie wollen, daß der Ruf meines Hauses mit dem Vermögen meiner Vorfahren und der so wohl erworbenen Gunst meines fürstlichen Gemahls zu Grunde gehe, sollten Sie die Dienste derselben mit einer solchen Vergeltung und mit einer derartigen Belohnung bezahlen, so hätte ich, indem ich die gegenwärtige Sprache gegen Sie führe, wenigstens gethan, was ich meiner Stellung schuldig bin. Ich ersuche Ew. Majestät, mir diesen Brief zurückzuschicken, da das, was ich sage, nur für einen Edelmann ist, auf dessen Discretion ich, bei aller Empfindlichkeit über

die erfahrene Beleidigung, vertraue.“ Zugleich verlangte sie die Bestrafung des Vasquez, den sie einen maurischen Hund nannte, und berief sich, auf geschehene Anfrage, auf das Zeugniß des Don Gaspar Quiroga, Cardinal-Erzbischofs von Toledo, und des königlichen Predigers Hernando del Castillo, die es ihr auch nicht versagten. Zwischen Perez und Vasquez brach offener Krieg aus. Als Perez einmal einen Beamten zu Vasquez schickte, um ein dem Könige vorzulegendes Actenstück holen zu lassen, fügte Vasquez eine andere, von ihm selbst geschriebene Schrift bei, welche voll Anklagen und Beleidigungen gegen Perez war. Perez brachte sie, äußerst entrüstet, dem Könige und verlangte Genugthuung, oder die Erlaubniß, sich selbst solche zu nehmen. Philipp versprach die erstere zum Schein, verschob aber die Sache immer, indem er vorgab, den Vasquez erst gewisse schwebende Geschäfte erledigen lassen zu wollen, wobei er doch wieder behauptete, er habe gar nicht den Muth, mit diesem Menschen Geschäfte zu verhandeln. Er glaubte, so hier wie in allen Dingen, daß Zeit gewonnen, Alles gewonnen sei, was denn freilich höchstens da zutrifft, wo die Dinge sich im Verlaufe der Zeit besser gestalten. Außerdem verlor er den Vasquez ungern, der ihm wegen seiner angenehmen Persönlichkeit und seiner pünktlichen und geordneten, dem Könige vieles erleichternden Geschäftsführung werth war. Auch stand Vasquez nicht allein, sondern bildete mit dem Beichtvater Diego de Chaves und dem Grafen von Barajas, dem Oberhofmeister der Königin, einen leitenden Bund (eine amistad, wie man es damals nannte), wie er einst zwischen Perez, Los Velez und dem Cardinal von Toledo bestanden hatte. Philipp beauftragte den Chaves zunächst, eine Aussöhnung des Perez und der Fürstin zu vermitteln.

Perez errieth aus allem sein bevorstehendes Sinken. Er schrieb an den König: „Ich sehe, daß, nachdem ich mit den schwachen Talenten, die ich besitze, gedient, nachdem ich meinem Fürsten eine Treue ohne Grenzen bewiesen habe, nach den bestimmten Versicherungen, die er mir gegeben hat und nach denen ich mich in Achtung und Ehren glauben konnte, mein böser Stern den Sieg davonträgt, während jenem Andern, trotz seiner zahllosen Fehler und seiner Beleidigungen gegen eine große Dame und gegen einen Mann, der nur nützlich hat sein wollen und der, um es zu werden, sich so weit gewagt hat, wie ich gethan habe, alles von statten geht." Sein böser Stern trug in der That den Sieg davon. Philipp II., zu dem die Gerüchte gedrungen sein sollen, die über das vertraute Verhältniß der Fürstin Eboli und des Perez und über die wahren Ursachen, denen man den Tod Escovedo's zuschrieb, umherliefen, mochte jetzt die Meinung fassen, daß sie ihr Spiel mit ihm getrieben, und dann war es natürlich, wenn ein tiefer Groll gegen sie erwachte und mit jedem Schritte, den er wider sie that, weiter fraß. Doch die steigende Härte, mit der er namentlich gegen Perez verfuhr, das gänzliche Vergessen früherer Gunst und Vertraulichkeit und früherer Dienste, ist ja nur zu oft mit der Undankbarkeit der Großen verbunden, und wenn er den Perez auch nicht als einen begünstigten Nebenbuhler betrachtet haben sollte, so mochte er ihm doch als ein abgenutztes und unbequem gewordenes Werkzeug erscheinen. Wollen die Großen dieser Erde, wenn sie von dem Sinne sind, der die Menschen wie Schachfiguren betrachtet, ein solches los werden, wollen sie die Reste der ausgepreßten Citrone wegwerfen, so ist es ihnen am liebsten, wenn sie sich, mit oder ohne

Grund, sagen können, das Opfer ihrer Selbstsucht habe es nicht besser verdient.

Zunächst aber mußte erst ein Ersatz für Perez und für den soeben, voll Sorgen und Kummer, verstorbenen Marquis von Los Velez beschafft werden. Philipp dachte an den Cardinal Granvella, dessen Vater der berühmte Kanzler Karl's V. gewesen, der selbst das zweitälteste Mitglied des spanischen Staatsraths war, bis 1564, wo er sich vor dem Hasse der Flamänder nach Besançon zurückzog, an der Spitze der niederländischen Angelegenheiten gestanden hatte, dann zum Vicekönig von Neapel ernannt worden war und sich jetzt zu Rom aufhielt. Am 30. März 1579, ein Jahr nach der Ermordung des Escovedo, hatte Perez ein dringendes königliches Einladungsschreiben an den Cardinal, eilends nach Madrid zu kommen und die Arbeit an der Seite des Königs zu übernehmen, mit seiner Gegenzeichnung zu versehen, und dies sollte für ihn den Anfang schlimmer Zeiten bezeichnen, wenn auch nicht Granvella sein specieller Verfolger ward.

Dieser war durch den Ruf überrascht und keineswegs freudig betroffen worden. Er war 74 Jahr alt, hätte gern sein Leben in Rom beschlossen, wo er ein otium cum dignitate genoß, scheute schon die Reise nach Madrid, mehr noch die Last der Geschäfte, die Eifersucht der allen Fremden abholden Spanier, die Intriguen der Hofleute, die gefährliche Freundschaft eines mistrauischen, unentschlossenen und wankelmüthigen Fürsten. Indeß der Papst[1]) erwartete wesentliche Vortheile für die Kirche davon,

---

1) Gregor XIII. (Hugo Buoncompagno, geb. 7. Januar 1502, erwählt 13. Mai 1572, † 10. April 1585).

wenn der Cardinal den Ruf annähme, und bestimmte ihn dazu. Granvella verließ daher Rom am 16. Mai, um sich zu Civita-Vecchia auf der Flotte des mit 23 Galeeren zu seinem Empfange herbeigekommenen Fürsten Johann Andreas Doria einzuschiffen, langte aber, durch widrige Winde in der Gegend der Rhonemündungen aufgehalten, erst am 28. Juli 1579 zu Carthagena an, von wo er sich nach Madrid begab. Er hatte sich vorgesetzt, sich den Irrgängen der Hofintriguen und überhaupt den inneren Angelegenheiten Spaniens möglichst fern zu halten und sich auf die äußere Politik zu beschränken. So würde er vielleicht auch dem Perez nicht gefährlich geworden sein, außer soweit er ihn bei dem Könige in jenen Geschäften ersetzte. Aber ihn begleitete Don Juan Idiaquez, welchen Perez, als einen zu fürchtenden Nebenbuhler, sorgfältig von dem Staatssecretariate entfernt gehalten, und der jetzt von der wankenden Stellung des Günstlings Kunde bekommen und sich, auf den eigenen Rath Granvella's, entschlossen hatte, sich, auch ohne Ermächtigung dazu, dem Könige vorzustellen.

Den Tag ihrer Ankunft wählte der König zu seinem ersten Schlage gegen Perez, der jedoch noch immer mit Bemäntelung und Verstellung verbunden war. Die Fürstin und Perez hatten anfangs jede Aussöhnung mit Vasquez verweigert. Die Fürstin hatte dem Bruder Diego de Chaves geantwortet: eine Person wie sie könne auf nichts derartiges hören; die Beleidigung, über die sie sich beschwere, verstatte es nicht. Perez hatte an den König in Ausdrücken eines übelverhehlten Verdrusses geschrieben: er gäbe ihm das von ihm empfangene Wort in Betreff zu erlangender Genugthuung zurück; er verzeihe die Beleidigungen, deren Ziel er gewesen, da der König sich diejenigen gefallen lassen wolle, die ihm selbst zuge-

fügt würden; er flehe aber Se. Majestät an, ihm zu erlauben, sich ähnlichen Verfolgungen zu entziehen, indem er sich zurückzöge und, zum Zeugniß seiner Treue und als ganzen Lohn seiner Dienste, nur die Gnade des Königs mitnähme. (War es ein richtiges Gefühl, daß noch Schlimmeres bevorstehen möge, was den Perez bewog, so wiederholt seine Entlassung zu begehren? Oder glaubte er, dem König unentbehrlich zu sein? Und warum ging der König auf den gebotenen Ausweg nicht ein?) Die Fürstin war inzwischen klüger geworden und hatte auch Perez für eine Aussöhnung mit Vasquez gestimmt, sodaß er sich vorgenommen hatte, dem Könige am 29. Juli diesen Entschluß anzuzeigen. Das war um einen Tag zu spät. Am 28., dem Tage, wo Granvella und Idiaquez in Madrid eintrafen, abends 11 Uhr, wurde Perez durch den Alcalden des Hofes[1]), Alvaro Garcia de Toledo, auf Befehl des Königs in Haft genommen. Gleichzeitig wurde die Fürstin von Eboli[2]) auf die Festung Pinto gebracht, und es spricht allerdings für ein ganz besonderes persönliches Interesse des Königs an dem letztern Acte, daß er sich selbst unter den Porticus einer der Wohnung der Fürstin gegenüberliegenden Kirche stellte und hier die Ausführung seines Befehls mit Spannung erwartete. Er soll darauf bis fünf Uhr des Morgens in großer Bewegung in seinem Gemache umhergegangen sein. Uebrigens bezog man diese

---

1) Es gab deren vier und sie hatten Criminaljurisdiction in ganz Castilien und Civiljurisdiction in einem Umkreis von fünf Meilen um den Palast des Königs.

2) Ueber ihr weiteres Schicksal, ob und wann sie wieder in Freiheit gekommen, wann und wo sie gestorben, schwebt, so viel wir wissen, ein merkwürdiges Dunkel.

Verhaftungen noch nicht unmittelbar auf die Ermordung des Escovedo, sondern nahm die halsstarrige Verweigerung der Aussöhnung mit Vasquez zum Vorwande, wobei freilich leicht zu durchschauen war, daß dies nur ein Vorwand war und daß das Ganze den Anfang einer ernsteren Ungnade bezeichnete, wenn diese auch noch lange eine wunderlich verhüllte und verbrämte bleiben und ihre Opfer in peinlicher Ungewißheit halten sollte. Jedenfalls machte der Sturz des Perez der Herrschaft der von dem Fürsten von Eboli begründeten Partei ein Ende, einer Partei, welche wenigstens vergleichsweise gemäßigte Grundsätze befolgt, versöhnliche Maßregeln versucht und das Interesse des Staats nicht gänzlich den Leidenschaften der Kirche untergeordnet hatte. Nachdem sie länger als 20 Jahre die Angelegenheiten der spanischen Monarchie im Sinne einer gewissen umsichtigen Mitte geleitet, hatte sie hinter einander ihr kluges und geschicktes Haupt, Ruy-Gomez, ihren jungen und glänzenden Feldherrn, Don Juan d'Austria, endlich den immerhin festen und geachteten Marquis von Los Velez verloren, und verlor jetzt den letzten Führer, der sich so lange gewandt in der Gunst des Königs zu behaupten gewußt, der ihr aber auch durch den blutigen Gewaltstreich, zu dem er seinen Einfluß gemisbraucht, den eigentlichen Todesstoß versetzt hatte. An ihre Stelle trat eine andere Partei, unter deren Leitung eine heftigere Politik erfaßt und zu ausschweifenden Planen und outrirten Maßregeln verschritten ward. An der Spitze derselben standen drei Nicht-Castilier: der Cardinal Granvella, der aus der Freigrafschaft stammte, der Biscayer Idiaquez, der Portugiese Christoval de Moura. Unter diesen dreien war Granvella unbedingt der bedeutendste, beschränkte sich aber, von seiner Stellung als Präsident

des Raths von Italien[1]) aus, auf die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, die er bis zu seinem im Jahre 1586 erfolgten Tode besorgte. Nachher blieben Idiaquez, der die Expedition bei dem König hatte[2]), und Moura, der hauptsächlich die innern Angelegenheiten besorgte, die Hauptrathgeber des Königs. Es waren dies zwei Männer, die weder durch Stand, noch Geist hervorragten. Idiaquez soll eine langjährige Geschäftserfahrung erworben haben, aber ohne alle Selbständigkeit des Willens gewesen sein, während Moura zwar Entschlossenheit, aber keine Kenntniß besessen habe. Unter dem Einflusse dieser neuen Minister, denen noch der Graf von Chinchon, der Günstling des Königs, beizuzählen ist, wurde das System Philipp's II., sei es in Folge eines extremen religiösen Zelotismus, oder eines blinden Gehorsams, oder eines unbesonnenen Unternehmungsgeistes, zu jenen Ausschreitungen geführt, welche die maßlose Vergrößerung der spanischen Monarchie bezweckten und ihr darüber unheilbare Schwäche bereiteten. Bald nach der Ankunft des Cardinals Granvella und auf seinen Vorschlag vom 13. Nov. 1579 wurde ein Preis von 30000 Thlrn. auf den Kopf des Prinzen von Oranien gesetzt. Dann folgten die angestifteten Verschwörungen gegen die Königin Elisabeth. Dann die Eroberung Portugals durch den Herzog von Alba, der zu diesem Ende aus seiner Ungnade wieder in Thätigkeit berufen ward. Dann die berufene Armada gegen England. Endlich die Bildung der heiligen Ligue in Frankreich und die an sie geknüpften Ver-

---

1) Ranke, „Fürsten und Völker" rc. I, 191, macht ihn zum Präsidenten des Raths von Castilien, was jedoch, wie Mignet berichtigt, damals Antonio de Pazos, dann der Graf von Barajas und nach diesem Rodrigo Vasquez de Arce war.

2) Als Secretär des despacho universal.

suche Spaniens, die französischen Religions- und Staatswirren zu benutzen, um zur Obmacht über Frankreich, ja in Europa aufzudringen.

Perez ward noch lange in schwankender Ungewißheit gehalten. Der König gab keineswegs sofort Befehl, den Proceß gegen ihn einzuleiten; vielmehr mußte der Cardinal von Toledo, am Morgen nach der Verhaftung, die Doña Juana Coello, des Perez Gemahlin, besuchen, um sie zu beruhigen und ihr zu sagen, daß das Vorgefallene in keiner Weise die Ehre oder das Leben ihres Gemahles berühre, und seine Haft keinen andern Grund habe, als seinen Streit mit Vasquez. In demselben Sinne schrieb der König, unter dem 29. Juli, an die nahen Verwandten der Fürstin Eboli, die Herzoge von L'Infantado und von Medina Sidonia. Perez ward in den ersten Wochen seiner Haft von dem königlichen Beichtvater besucht, der ihm lachend sagte: „Ihre Krankheit wird keine tödtliche sein." Der König ließ ihm seine Kinder schicken, ihn zu trösten und zu zerstreuen. Als Perez, trotz all dieser Aufmerksamkeiten und Hoffnungsschimmer, über den Verlust der Gunst des Königs, die demüthigende Haft, die Vereitelung seiner Rache, den Ueberdruß an der ungewohnten Unthätigkeit, was alles seine stolze und feurige Seele bedrückte, in Krankheit verfiel, verstattete der König, daß er aus dem Hause des Alcalden in sein eignes gebracht werde. Hier erschien, sechs Tage später, der Hauptmann seiner Wache, Don Rodrigo Manuel, bei ihm, und verlangte ein feierliches Versprechen, daß Perez jeder Feindschaft gegen Matteo Vasquez entsage, und diesem, weder selbst, noch durch seine Verwandten oder Freunde, Leides zufügen wolle. Perez gab das Versprechen, und damit schien jeder Grund seiner Haft gehoben. Gleichwol blieb er zunächst noch

acht Monate unter Hausbewachung. Dann ward die Wache zurückgezogen, und er bekam Erlaubniß, spazieren zu gehen und die Messe zu besuchen, durfte auch Besuche empfangen, aber keine abstatten. Volle Freiheit hatte er sonach noch immer nicht, und eben die Zeit, in der er derselben am nächsten schien, sollte nicht fern von dem Anfang bedrohlicherer Schritte liegen, als die zeitherigen gewesen. Erinnert das alles nicht an das grausame Spiel, das die Katze mit der Maus treibt? Doch wir wollen den Grund nicht in einer Grausamkeit, sondern in der Unentschlossenheit des Königs und in der eigenthümlichen delicaten Natur der Sachlage suchen. Wol mochte er den Perez verderben wollen, aber um das zu können, mußte man von außen her Beweise gegen ihn haben, und ihn zugleich außer Stand wissen, sich durch den König selbst zu decken. Beides war schwierig.

Die Sache war noch in dieser Lage, als Philipp II. sich im Sommer 1580 nach Portugal begab, um von diesem durch Alba eroberten Königreiche Besitz zu nehmen. Während er damit beschäftigt war, verabsäumte Perez nichts, was dazu beitragen konnte, ihm seine vollständige Freiheit und seine alte Stellung zurückzuverschaffen. Er hatte zu diesem Ende erst einen Geistlichen, den Pater Rengipho, dann seine Gattin, ungeachtet dieselbe im neunten Monate ihrer Schwangerschaft stand, zu dem Könige abgesendet; aber Philipp beharrte in seiner zweideutigen Haltung. Wie er erfuhr, daß die Doña Juana Coello sich Lissabon nähere, befahl er dem Alcalden Tejada, sie zu verhaften, und dieser führte den Befehl mit einer Rücksichtslosigkeit, welche schwerlich in den Intentionen des Königs lag, am hellen Tage, zwischen Aldea Galleja und Lissabon, in Gegenwart vieler Personen, dergestalt aus, daß die Doña aus Schreck dar-

über eine Fehlgeburt that. Der Alcalde stellte ein Verhör mit ihr an und brachte das Protokoll dem Könige, der es, in einen neuen Widerspruch verfallend, ohne es zu lesen, in Gegenwart des bestürzten Alcalden, zu dem er kein Wort sprach[1]), ins Feuer warf und verbrennen ließ. Die Doña ließ er durch den Pater Rengipho zur Heimkehr auffordern, indem er ihr, auf sein Wort als König und Edelmann, versicherte, daß er sofort nach seiner Rückkehr nach Madrid Befehl geben werde, die Angelegenheit ihres Mannes zu erledigen. Er that aber nichts dergleichen.

Im Uebrigen beobachtete auch Perez, ungeachtet der mancherlei Anzeichen seines Misgeschicks, keineswegs die seiner Stellung entsprechende Eingezogenheit und Klugheit. Sei es, daß er sich seiner gewohnten Zerstreuungen nicht entschlagen konnte, oder daß er an den Tag legen wollte, wie wenig er in Sorge sei, er führte sein Leben ganz in früherem Stile fort. Er machte einen ausschweifenden Aufwand, hatte im Winter 1581 eine tapezierte Loge im Theater und spielte in seinem Hause, mit dem Amirante von Castilien, dem Marquis d'Auñon, Don Antonio de la Cerda, Octaviano Gonzaga und andern großen Herren vom Hofe, sehr hohes Spiel. Dieser unvorsichtige Aufwand gab zunächst Anlaß, den König zu Anordnung einer Untersuchung über die Amtstreue seines gewesenen Ministers zu vermögen, womit Rodrigo Vasquez de Arce, damals Präsident des Finanzrathes, beauftragt ward. Dieser hörte verschiedene notable Personen ab, deren Aussagen allerdings ungunstig für Perez ausfielen, zumal wenn man übersah, daß sie nicht alle

1) Bei diesem soll die Scene einen bleibenden Eindruck nervöser Aufregung und geheimen Schreckens hinterlassen haben.

mit einander in Einklang standen [1]), daß sichtbar der Mund dabei etwas sehr voll genommen ward, und daß sich mehrfach darin eine neidische Animosität gegen den Emporkömmling aussprach. Jedenfalls ergab sich, daß Perez von seinem Vater Gonzalo nichts geerbt hatte, daß er aber ein Vermögen oder doch einen Haushalt besaß, welche ganz außer Verhältniß zu den regelmäßigen Einkünften seines Amtes standen. Wir finden jedoch nicht, daß ihm nachgewiesen, oder auch nur nachgesagt worden wäre, die öffentlichen Gelder unredlich verwaltet, oder des Geldes halber pflichtwidrig gehandelt zu haben. Die Beschuldigungen in Betreff ungebührlichen Gelderwerbs reduciren sich alle auf solche Fälle, wo Perez von Personen, die in ihm einen Fürsprecher bei Hofe zu besitzen wünschten, Geschenke angenommen hatte. So hatte er, als dem Peter Medici der Befehl des italienischen Fußvolks vertraut worden war (Bd. IX, S. 31), 4000 Dukaten für das Brevet bekommen. Aber würde Prinz Peter jenen Befehl ohne diese Zahlung nicht auch erhalten haben? Andreas Doria gab ihm jährlich eine hübsche Summe, damit er seine Interessen bei dem Könige verträte. Von den italienischen Fürsten und wer sonst etwas an dem spanischen Hofe zu suchen hatte, wurde er mit ansehnlichen Geschenken bedacht, und überhaupt zogen es namentlich die Italiener vor, ihm die Vertretung ihrer Interessen zu Madrid zu vertrauen, statt selbst einen langen, kostspieligen Aufenthalt in Verfolgung ihrer Gesuche daselbst zu nehmen. Nun ist ohne Zweifel das Geschenkenehmen

---

1) Der Capitän der spanischen Garde, Don Pedro de Velasco, schätzte das Einkommen des Perez auf 140000 Dukaten, während der Erzbischof von Sevilla schon viel zu sagen glaubte, wenn er den Aufwand desselben auf 15—20000 Dukaten jährlich anschlug.

von Seiten einflußreicher Staatsbeamten eine sehr bedenkliche, dem moralischen Ansehen des Standes nachtheilige, leicht zu Pflichtwidrigkeiten verführende Sache, und wird in unserer Zeit mit Recht als unzulässig betrachtet. An sich jedoch und solange die Geschenke auf die Handlungen der Beamten keinen nachtheiligen Einfluß äußern, kann man es nicht für etwas Unmoralisches erklären, und mindestens im 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war es ein allgemeiner Gebrauch in den europäischen Staaten. In der Zeit des Perez scheint es allerdings noch nicht so systematisch ausgebildet und zur Gewohnheit geworden zu sein, wie nicht lange nach ihm. Daß es aber nicht unbekannt und nicht unbedingt verurtheilt war, dürfte denn doch aus manchen Beispielen hervorgehen und auch dadurch bestätigt werden, daß das Misverhältniß zwischen Perez' Aufwande und seinem ordentlichen Einkommen schon lange Jahre bestanden hatte, ohne zu einem Verdachte und einer Untersuchung Anlaß zu geben. Es scheint daher, jenes Geschenkenehmen war damals etwas, das man bei einflußreichen Staatsmännern, besonders wenn sie von Haus aus kein Vermögen hatten, nicht befremdend fand und ihnen nachsah, — solange sie in Gunst standen, — das aber doch noch nicht dergestalt zur allgemeinen Gewohnheit geworden war, daß man es ihnen nicht hätte als Schuld anrechnen können, — sobald man eine Schuld an ihnen zu finden wünschte. Zunächst ward selbst nach jener Untersuchung gegen Perez in dieser Sache nichts vorgenommen, wiewol sie ihm nicht geschenkt bleiben sollte.

Wol aber richteten Vorgänge, die an sich geeignet schienen, den Perez auch in Betreff seiner schlimmeren Händel sicher zu stellen, die Aufmerksamkeit wieder auf

diese. Im Laufe des Jahres 1583 starben plötzlich zwei Männer, die zu seinen Vertrautesten gehört hatten: der Astrolog Pedro de La Era, der ihn häufig begleitet und den er über die künftigen Ereignisse seines Lebens und die Wechselfälle seines Geschickes befragt hatte, und sein Stallmeister Rodrigo Morgado, der seine Botschaften an die Fürstin von Eboli überbracht hatte, Zeuge ihrer Vertraulichkeiten gewesen war, und die heftigen Scenen, die deshalb zwischen der Fürstin und Escovedo vorgekommen, gekannt und ihnen das tragische Ende des Escovedo zugeschrieben haben soll.[1]) Der Bruder des Astrologen, Bartolomeo de La Era, wie der Bruder des Stallmeisters, Andrea de Morgado, behaupteten darauf beide, daß ihre Brüder von Perez oder auf dessen Veranlassung[2]) vergiftet worden seien. Auch mehrere Theilnehmer an dem Morde des Escovedo waren bereits hinüber. Insausti war bald nach seiner Ankunft in Sicilien, Miguel Bosque ebenso in Catalonien gestorben, und der Bruder des letztern, Antonio Enriquez, schrieb auch diesen Tod dem Perez zu, fürchtete für sich selbst das gleiche Schicksal, ward außerdem durch einen nahen Verwandten des Escovedo, den Hauptmann Don Pedro de Quintana, angetrieben, und entschloß sich, seinen Antheil an dem Morde des Escovedo zu entdecken. Wollte man annehmen, daß alle diese Beschuldigungen begründet wären, so würde sich hier ein wahrhaft schauerliches Gemälde eines Gedränges von Verbrechen aufrollen und

---

1) Wir finden nämlich nicht, daß eine eigene Aussage desselben vorgelegen hätte, sondern nur daß sein Bruder ausgesagt hat, was ihm der Verstorbene mitgetheilt habe. Das macht allerdings einigen Unterschied.

2) Morgado war zu Valladolid gestorben, und der Vergifter sollte ein Agent des Perez, Don Balthasar de Alamos, gewesen sein.

zugleich einen neuen Beweis bieten, wie eine Missethat zur fruchtbaren Mutter vieler andern werden kann. Indeß macht doch manches die Sache zweifelhaft. Wegen der Todesfälle des Astrologen und des Stallmeisters ist Perez späterhin, wie wir sehen werden, gerichtlich freigesprochen worden. Die andern Fälle sind, wenn sie auch in den gegen Perez gehäuften Anklagen mit figuriren, weiterhin nicht gerichtlich untersucht worden, und es war damals etwas sehr Gewöhnliches, beruhte aber doch nur auf trügerischen Schlüssen, daß man Todesfälle denen zur Last legte, denen sie eben bequem kamen. Nach Enriquez' eigener Aussage war auch gegen Escovedo zweimal Vergiftung versucht worden, aber beidemale mislungen, ungeachtet alle Umstände es damals erleichterten, und es wäre doch eigen, wenn sie jetzt, wo Perez gestürzt, überwacht, ein halber Gefangener war, ihm in drei oder vier Fällen, zum Theil in weiter Entfernung, gelungen wäre. Wollte er damit die Mitwisser seiner frühern Missethat beseitigen, so mußte er doch wieder neue Agenten neuer Missethaten anwerben, und war auch hiermit um nichts gebessert. Auch ergibt sich, daß keineswegs alle Theilnehmer des früheren Verbrechens die Besorgniß des Enriquez theilten, einige der vertrautesten ihm vielmehr eine fortdauernde thätige Anhänglichkeit bewährten. Dazu kommt, daß zu der Zeit, wo jene Todesfälle vorkamen, Perez sich schwerlich veranlaßt hielt, in der Escovedo'schen Sache große Besorgnisse zu hegen, wie er sich denn in dieser Angelegenheit überhaupt darauf verließ, daß der König um die Sache gewußt und sie genehmigt hatte. Erfährt man nun vollends, daß Enriquez unter dem Einflusse eines Verwandten des Escovedo stand, so liegt es nahe, an der Unparteilichkeit und Wahrhaftigkeit dieses Hauptzeugen gegen Perez zu

zweifeln. Allerdings was er über seinen Antheil an der Ermordung des Escovedo erklärt hat, ist im wesentlichen durch anderweite Geständnisse bestätigt worden. Aber eben daß er an jenem Morde theilgenommen und daß dies den Escovedos bekannt geworden, konnte ihn in deren Hände geben und ihn selbst in dem Gedanken befestigen, sich Straflosigkeit zu sichern, indem er soviel Schuld als möglich auf Perez häufte. Jedenfalls wird man ohne weitere Beweise nicht zu weit gegen Perez gehen dürfen, dem ohnedies schon genug zur Last fällt.

Enriquez schrieb unter dem 23. Juni 1584 von Saragossa aus an den König, bat um ein freies Geleit, und erbot sich, vor Gericht zu erweisen, daß Perez die Ermordung des Escovedo angeordnet habe, indem er sich bereit erklärte, sich, wenn ihm das nicht gelänge, wie ein Verräther an einem Fuße aufhängen zu lassen. Als er darauf erfuhr, daß ein Fähnrich Chinchilla, mit einem Empfehlungsschreiben an den Vicekönig von Aragonien, den Herzog von Villa-Hermosa, in Saragossa angekommen sei, der, nach des Enriquez Meinung oder Behauptung, Anschläge gegen seine Person haben sollte, floh er nach Lerida und richtete von da (16. Aug.) ein zweites, noch dringenderes Schreiben an den König. Gleichzeitig schrieb der Capitän Quintana an diesen: „Ich flehe Ew. Majestät demüthigst an, in Betracht der zahlreichen Dienste, welche der verstorbene Secretär Escovedo geleistet hat, geruhen zu wollen, zu befehlen, daß man, in der Frist, die Ihnen angemessen erscheinen wird, dazu verschreitet, uns die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die wir gegen Antonio Perez erwarten, da das Verbrechen noch ungesühnt ist. Auch ich würde mich hiermit für die zwanzig Jahre, die ich Ew. Majestät im Kriege diene, hinreichend belohnt erachten, nachdem der

genannte Antonio Perez, nicht zufrieden mit dem, was er schon verübt hat, auch Don Pedro Escovedo und den Fähnrich Enriquez zum Tode bringen will, damit alles im Dunkel erstickt und begraben bleibe."

Auch jetzt that der König in dieser Sache zunächst nichts, fügte aber dem Perez nicht lange darauf in einer andern Beziehung einen Schlag bei, welcher deutlich ergab, daß er ihm zürnte und daß er ihn fest in seiner Gewalt halten wollte. Unter dem 23. Januar 1585 ließ er in der Bestechungssache ein Urtheil sprechen, wodurch Perez verurtheilt wurde, zwei Jahre und solange es weiter dem König belieben würde, in eine Festung eingesperrt, dann aber zehn Jahre lang auf 30 Meilen vom Hofe verbannt zu werden, und während derselben Zeit von seinen Functionen suspendirt zu sein, zugleich auch in den ersten neun Tagen 12,287193 Maravedis, als den Werth von der Fürstin von Eboli und dem Don Juan erhaltener Geschenke, die er zum Theil entweder in natura zurückgeben, oder durch bestimmte Geldsummen ersetzen sollte, an die Kinder und Erben des Fürsten Ruy-Gomez und resp. an den Fiscus zu erstatten. Es ist dabei bemerkenswerth, daß von denjenigen Geschenken, die er von ihm fremden Personen mit Rücksicht auf seine amtliche Stellung empfangen, also gerade von denen, deren Annahme am ersten tadelnswerth erscheinen konnte, keine Rede ist, sondern lediglich solcher Erwähnung geschieht, die ihm wirklich aus Gunst ihm Befreundeter zutheil geworden. Es scheint aber, man ging wenigstens bei den Geschenken der Fürstin davon aus, daß sie darin über Gegenstände verfügt habe, die nicht ihr ausschließliches Eigenthum gewesen. Auch mag die Hervorhebung der zahlreichen Geschenke, welche Perez von der Fürstin von Eboli empfangen, vielleicht auf den König berechnet

gewesen sein. Drei Tage vor Publication des Urtheils erschienen zwei Alcalden, Espinosa und Alvaro Garcia de Toledo, in Perez' Wohnung, die neben der St. Justuskirche lag. Espinosa begab sich nach dem Bureau, um sich der Papiere des Perez zu bemächtigen, und der andere Alcalde trat in das Zimmer ein, wo sich Perez mit seiner Gemahlin befand, und verhaftete ihn. Perez kam sogleich auf den Gedanken, sich unter die geistliche Gerichtsbarkeit zu flüchten, und es gelang ihm, einen Diener an den Cardinal von Toledo abzufertigen, um dessen Meinung darüber einzuholen. In der Zwischenzeit hielt er den Alcalden hin, und als der Bediente zurückkehrte und ihm durch Zeichen zu verstehen gab, daß der Cardinal mit dem Plane einverstanden sei, ging Perez, mit dem Versprechen, sogleich zurückkommen zu wollen, in ein Nebenzimmer, ließ sich da zum Fenster herab und floh in die benachbarte Kirche, die sogleich verschlossen ward. Doch auch dies sollte ihm nichts helfen. Die Alcalden eilten ihm nach, ließen die Kirchthüren, als deren Oeffnung verweigert ward, aufbrechen, fanden den Perez, nach langem Suchen, unter den Dachsparren zusammengekauert, zogen den ganz von Staub und Spinnweben bedeckten hervor und ließen ihn, trotz der Protestationen und des Widerstandes der Priester, durch ihre Alguazils in den Wagen schaffen, der ihn nach der Festung Turruegano brachte. Zwar entspann sich nun ein langer und heftiger Streit zwischen der weltlichen und der geistlichen Gerichtsbarkeit. Der Kirchenfiscal klagte die beiden Alcalden der Verletzung der kirchlichen Freiheiten an, und sowol der Gerichtshof des Generalvicars, wie der der Nuntiatur, verurtheilte sie, den Gefangenen in die Kirche zurückzubringen. Philipp II. aber zwang die geistlichen Richter, die Sache fallen zu lassen,

und ließ (1589) durch den Rath von Castilien die gegen die Alcalden ausgesprochenen Censuren annulliren, sodaß auch dieser Vorgang ein charakteristisches Zeugniß über die Aufrichtigkeit oder doch über die Consequenz des kirchlichen Eifers jenes Königs, sowie darüber bietet, wie es selbst in dem Spanien Philipp's II. mit der Macht der Kirche gestanden, sobald sie mit den Interessen oder den Leidenschaften der weltlichen Machthaber in Conflict kam.

Jedenfalls war die Festungshaft des Perez ein fait accompli, und er mußte die Hoffnung aufgeben, sich unter den Schutz der geistlichen Gerichte stellen zu können, mochte jedenfalls den Ausgang jenes Competenzstreites nicht abwarten wollen. Er versuchte daher, schon im Sommer 1585, seine Zuflucht zu der unabhängigen Justiz Aragoniens zu nehmen. Ein bei der Ermordung des Escovedo Betheiligter, Juan de Mesa, kam aus dem Innern Aragoniens in die Nähe der Festung, ihn mittels zweier verkehrt beschlagenen Stuten zu entführen. Doch dieser Fluchtplan, welchen Don Balthasar de Alamos geschickt ersonnen hatte und dafür mit sechsjähriger Verbannung büßen mußte, wurde entdeckt und vereitelt. Perez wurde schärfer bewacht. Um ihn zur Auslieferung der von ihm in Sicherheit gebrachten Papiere zu nöthigen, die ihn auf Kosten des Königs rechtfertigen konnten, nahm man auch seine Frau und seine Kinder in Haft. Man bedrohte die Erstere mit fortwährendem Gefängniß bei Wasser und Brot, wenn sie die verlangten Papiere nicht ausliefere. Der Beichtvater des Königs und der neue Präsident des Raths von Castilien, Graf Barajas, verfolgten sie mit ihrem Andrängen und ihren Drohungen. Doch würde sie mit muthvoller Ausdauer widerstanden haben, wenn ihr Gemahl ihr nicht selbst,

mittels eines eigenhändigen, mit seinem Blute geschriebenen Billets, die Auslieferung der Papiere geheißen hätte. Er hatte dies, nach langer Weigerung, gethan, um der Gefangenschaft seiner Frau ein Ende zu machen und seine eigene zu mildern. Zwei verschlossene und versiegelte Kisten, welche die so eifrig begehrten Papiere enthielten, wurden dem Beichtvater übergeben, der sie uneröffnet ließ und die Schlüssel sofort an den König schickte, bei dem die Erwerbung um so größere Freude erregte, als er nun seinen Diener der Mittel beraubt zu haben glaubte, ihn anzuklagen und sich zu vertheidigen. Allein ebenso schlau, wie Philipp II., hatte Perez, mit Hülfe der treuen und kundigen Hände seines Haushofmeisters, Diego Martinez, von den auszuliefernden Papieren die für seine Rechtfertigung wichtigsten Stücke und namentlich viele eigenhändige Billets des Königs zu trennen gewußt und brachte sie später vor der aragonischen Justiz zum Vorschein.

Der König konnte nun glauben, den Perez völlig in seiner Gewalt zu haben, fuhr aber noch immer in seinem trügerischen Spiele mit ihm fort. Perez war krank geworden und seine Gemahlin erlangte es, daß er gegen Ende des Jahres 1587 nach Madrid gebracht wurde, wo er wieder 14 Monate lang, in einer der besten Wohnungen der Stadt, dem Hause des Don Benito de Cisneros, eine halbe Freiheit genoß und die Besuche des ganzen Hofes empfing, auch in der heiligen Woche dem Gottesdienste in Notre Dame d'Atocha beiwohnen durfte, während Don Pedro Escovedo seine Stelle im Finanzcollegium verlor und in Haft kam, weil er sich über Justizverweigerung beklagt hatte und damit umgehen sollte, den Perez ermorden zu lassen. Rodrigo Vasquez selbst, der über das widersprechende Verfahren befragt worden,

antwortete: „was soll ich sagen? Bald treibt mich der König an und läßt mir freie Hand; bald hält er mich zurück und bindet mir die Hände; ich verstehe das ganze Verfahren nicht.“

Inzwischen war die Untersuchung über die Ermordung des Escovedo, im Sommer 1585, insgeheim fortgesetzt worden, indem Rodrigo Vasquez die Reise des Königs nach Aragonien, wo derselbe den Cortes präsidirte, benutzt hatte, am 31. August zu Monzon den Fähnrich Enriquez zu vernehmen, bei welcher Gelegenheit denn dieser die oben berichtete Erzählung über die Ermordung des Escovedo vorbrachte. Weiter vernahm Vasquez den Geronimo Diaz und den Martin Guttierez, von denen der Eine sich über die Verhältnisse des Perez zu der Fürstin Eboli verbreitete, und der Andere aussagte, was er von der Flucht der Mörder des Escovedo nach Aragonien und besonders von seinem Nachbar Juan de Mesa wußte. Als ferner Diego Martinez, welchen Enriquez als den Leiter der sämmtlichen Anschläge gegen das Leben des Escovedo bezeichnet hatte, im Herbste 1587 aus Aragonien, wo er herstammte, nach Madrid gekommen war, um die Papiere des Perez in der schon gedachten Absicht zu sichten, ließ ihn Vasquez festnehmen und verhörte ihn. Er leugnete alles mit größter Kaltblütigkeit und versicherte selbst, daß sein Herr sich über den Tod des Escovedo, dessen warmer Freund er gewesen, sehr betrübt und sich vielfach bemüht habe, den Urheber desselben zu entdecken. Den Perez versetzte aber die Verhaftung dieses seines Vertrautesten in äußerste Unruhe, und er schrieb wiederholt, am 20. Nov. 1587 von Turruegano und am 3. Febr. 1588, auf das dringendste an den König, daß er die Freilassung des Martinez vermitteln, oder doch eine rasche Entscheidung der

Sache herbeiführen möge, welche letztere Perez gewünscht zu haben scheint, damit nicht inzwischen noch weitere Zeugen aufgetrieben würden.

Der König that aber nichts und ließ den Rodrigo Vasquez die Sache ruhig fortsetzen. Dieser stellte den Martinez und den Enriquez einander gegenüber, wobei Martinez den letztern mit geringschätzigem Stolze als einen undankbaren Diener, einen bestochenen Zeugen und einen hassenswerthen Bösewicht behandelte, der bereits Verbrechen begangen habe, wie er beweisen wolle. Die Aussagen beider standen sich zu schroff entgegen, als daß der Richter zu einer Entscheidung hätte kommen können. Vasquez suchte weitere Zeugen. Der Küchenjunge Juan Rubio war nach Aragonien zurückgekommen, und hier befand sich auch der Apotheker, der das Gift für Escovedo bereitet haben sollte. Indeß die castilische Justiz vermochte in Aragonien nichts, und während Vasquez alles aufbot, die Zeugen herbeizuschaffen, wendete Perez seine ganze Geschicklichkeit an, sie am Erscheinen zu verhindern. Er beauftragte den Juan de Mesa mit dieser Sorge, dem es auch gelang, sie zurückzuhalten. Indeß wurde Perez gleichwol die Besorgniß keinen Augenblick los, sie möchten, fortgerissen oder verführt, ihm entrinnen, um ihn durch ihr Zeugniß zu verderben. Nochmals schrieb er an den König, von dem er immer annahm, daß demselben ebenso viel daran gelegen sein müsse, als ihm, eine vollständige Entdeckung zu verhindern, enthüllte ihm offen die gethanen Schritte und bat ihn flehendlichst, der Sache ein Ende zu machen, seine Unschuld, seine, seines Vaters und seiner Vorfahren treue und loyale Dienste zu berücksichtigen, und ihm ein Zeichen seiner Gnade zu geben, deren er ebenso bedürfe, wie des Lebens. Der König aber, weit entfernt, sich

rühren zu lassen, und in dem Glauben, daß Perez keine Beweise mehr gegen ihn habe, übermachte dieses Schreiben, wie alle, welche Perez zu dieser Zeit an ihn schrieb, an Rodrigo Vasquez, als Proceßstücke, und dieser setzte die Untersuchung fort, ohne jedoch auf sichere Beweise zu stoßen. Indeß hielt er die Aussage des Enriquez doch durch andere Zeugnisse für soweit bestätigt, daß dem Processe ein anderer Charakter gegeben und derselbe aus dem Stadium vorläufiger Recherchen in das einer förmlichen gerichtlichen Verhandlung übergeleitet werden könne. Am 21. August 1589 ließ er das Lokal untersuchen, in welchem Perez als halber Gefangener bewacht wurde. Da er erfuhr, daß die Wohnung des Gefangenen aus 16 Piècen bestand, daß die beiden mit seiner Bewachung beauftragten Alguazils, Erizo und Zamora, ihn nicht hinreichend überwachen könnten, daß nach hinten zu zwei Thüren wären, die nicht schlössen und durch die man des Nachts aus- und einginge, daß Perez am hellen Tage ohne Wache auf den Straßen gesehen worden sei, so verlangte er von dem Grafen von Barajas, daß größere Sicherheitsmaßregeln getroffen würden, und dieser befahl sogleich, die Thüren und Fenster des Haftlokales sorgfältig zu verschließen, und verstärkte die Zahl der Alguazils.

Nachdem diese Maßregeln getroffen waren, verhörte Vasquez, am 23. und 25. August 1589, über 11 Jahre nach dem Morde, den Perez zum ersten male über denselben und theilte ihm die Anklagen mit, mit denen die Aussage seines frühern Pagen Enriquez ihn und seinen Haushofmeister Martinez belastete. Perez leugnete alles und suchte mit ziemlichem Geschick und mit anscheinender Unbefangenheit von der wahren Ursache des Mordes abzuleiten. Mit nicht größerm Erfolge wurde seine

Gemahlin verhört. Indeß verfaßte Vasquez am 25. Aug. ein Erkenntniß, welches das Verbrechen constatirte, die aus der Untersuchung hervorgegangenen Belastungsgründe gegen Perez und Martinez feststellte und ihnen 10 Tage zu ihrer Erklärung und Rechtfertigung einräumte. Perez ward jetzt in Fesseln gelegt, stellte aber, zu deren Beseitigung, eine ansehnliche Caution. Don Pedro Escovedo erhob förmliche Anklage. Die Beklagten wählten ihre Advocaten und erlangten eine achttägige Fristverlängerung. Am 7. Sept. brachte Perez sechs Entlastungszeugen, welche erklärten: daß Escovedo und Perez vertraute Freunde gewesen seien; daß Perez sich zur Zeit des Mordes mit dem Marquis de Los Velez in Alcala befunden habe; daß er sehr betrübt über den Mord geschienen; daß sie den Enriquez für einen falschen und bestochenen Zeugen hielten, da er von den Escovedos unzertrennlich sei; daß Perez ein ausgezeichneter Mann, guter Christ und gottesfürchtig sei, und niemand Leides gethan habe. Dieselben sechs Zeugen, unter denen sich übrigens niemand von Bedeutung befand, bezeugten auch die Unschuld des Martinez.

Diese Zeugnisse würden dem Angeklagten schwerlich viel geholfen haben. Indeß, obschon er in der gefährlichen Lage war, daß seine Richter ihn zu verurtheilen wünschten und daß mächtige Feinde ihn verfolgten, gab es doch zur Zeit nur ein positives Zeugniß gegen ihn, und dieses unterlag manchem Verdachte. Vasquez bemühte sich daher immer eifriger, die weitern Zeugen aus Aragonien zu beschaffen, während Perez auf schleunige Entscheidung drang. In dieser Sachlage trat der Beichtvater des Königs wieder einmal auf, angeblich aus eigenem Antriebe und aus Mitleid mit den Leiden des Perez und der Seinigen, und rieth ihm, seinen Antheil an dem Morde

des Escovedo zu bekennen, da er ja in dem Befehle des Königs eine vollständige Rechtfertigung besitze. Perez erkannte jedoch die Falle. Er sollte den mangelhaften Beweis vervollständigen und dann einen Vertheidigungsgrund vorbringen, für den er, wie wenigstens seine Gegner glaubten, keinen Beweis gehabt hätte, und der ihm, wenn er ihn vorgebracht hätte, jeden Anspruch auf die Hülfe des Königs entzogen hätte. Hatte der König ihm doch geschrieben [1]: „Beunruhigt Euch nicht über das, was Eure Feinde thun und was ich sie thun lasse; ich werde Euch nicht verlassen und seid gewiß, daß ihre Gehässigkeit nichts gegen Euch vermögen wird .... Ihr müßt aber einsehen, daß man nicht entdecken darf, der Mord sei auf meinen Befehl erfolgt." Perez erklärte daher dem Beichtvater, nachdem er sich vorher mit dem ihm fortwährend wohlwollenden Cardinal von Toledo berathen: sich in einem so schweren Falle selbst zu verdammen, hieße gegen sein Gewissen handeln, zumal viele Unschuldige dadurch compromittirt werden würden; etwas zu erklären, das der König geheimgehalten wissen wollte, würde nicht klug gethan sein; alles erwogen, würde es schließlich das beste sein, sich mit Escovedo zu verständigen. In der That gelang es, den Escovedo, dem ein anonymer Brief die Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen vorhielt und ihn mit der Ungnade des Königs, ja selbst mit dem Schicksale seines Vaters bedrohte, und der sich jedenfalls sagen mußte, daß er nach 11 Jahren noch keinen hinlänglichen Beweis gegen Perez aufgebracht habe und, wenn er keinen solchen ermöglichen könne, selbst einer schweren Buße ausgesetzt sei,

---

[1]) Leider führt Mignet hier das Datum nicht an. Das Billet selbst legte Perez später in Saragossa vor.

zu vermögen, daß er, gegen eine Summe von 20000 Dukaten, auf seine Rache verzichtete. Am 28. Sept. 1589 erklärte er diesen Verzicht in aller Form, ersuchte alle betheiligte Gerichtspersonen, nicht weiter in dieser Sache zu verfahren und Perez und Martinez in Freiheit zu setzen, und erklärte: er verzeihe ihnen, um seine Pflicht gegen Gott zu erfüllen und allem Streite mit ihnen ein Ende zu machen, sowie weil er von bedeutenden Personen darum gebeten worden. Diese bedeutenden Personen waren: der Amirante von Castilien, Don Luis Enriquez de Cabrera, Herzog von Medina de Rio Seco und Modica, Don Rodrigo Zapata, der eigene Sohn des Grafen Barajas, Don Alonzo de Campo und Jacome Mazengo. Sie unterzeichneten auch die Rücktrittsacte des Escovedo, welche dieser am 2. Oct. bestätigte.

Das somit ergriffene Auskunftsmittel war auch von dem königlichen Beichtvater, der übrigens, trotz seiner Stellung, die Seelengeheimnisse dieses verschlossenen Königs nicht vollständig gekannt zu haben scheint, wenigstens in Ermangelung eines Bessern gebilligt worden. „Der andere Ausweg, dessen Ihr gedenkt," hatte er an Perez geschrieben, „ist nicht übel, und man könnte sich desselben bedienen, ohne jedoch den König einzumischen, der diesen Menschen (den Escovedo) sowol seines Vaters als seiner selbst halber nicht leiden kann." [1]) Gleichwol aber half die neue Wendung der Sache dem Perez gar nichts. Sei es, daß Vasquez, aus Gerechtigkeitsgefühl

1) Ein sehr bemerkenswerther Umstand. Da wir, um nicht zu hart über Philipp zu urtheilen, nicht annehmen wollen, er habe die Escovedos gehaßt, weil er eingesehen, daß er den Vater Escovedo ohne Grund ermorden lassen, so müssen wir annehmen, daß er den Mord an sich auch jetzt noch nicht bereute. Das stellt aber wieder sein Verfahren gegen Perez in ein düstereres Licht.

oder Parteihaß, den Perez um jeden Preis verderben wollte, oder daß er am besten wußte, was der König eigentlich wolle, er schrieb an Philipp II.: der König müsse bedenken, daß viele Gerüchte über den von ihm zur Ausführung jenes Mordes gegebenen Befehl in Umlauf gewesen wären; es komme jetzt viel darauf an, durch Perez die Ursachen darlegen zu lassen, die man zur Zufügung jener Strafe [1]) gehabt habe; der König möge ein ostensibles Billet an Vasquez schreiben, worin er ihn beauftrage, dem Perez zu sagen, es sei im Interesse des Königs, daß er die Motive des Mordes erkläre. Als der Cardinal von Toledo von diesem neuen Plane erfuhr [2]), begab er sich zu dem königlichen Beichtvater und stellte ihm das Widersinnige dieses Verfahrens vor, das allerdings jedem als widersinnig erscheinen mußte, der nicht, wie der König, von der Ueberzeugung ausging: Perez werde kaum beweisen können, daß der König ihm den Mord befohlen habe, werde aber gewiß nicht beweisen können, daß die Motive dieses Befehls auf Wahrheit beruht hätten; ein Beweis, der ihm, auch wenn die Motive weit stärker gewesen wären, als sie wahrscheinlich waren, in seiner jetzigen Lage und nach so langer Zeit, nach der ganzen Lage der Sache, überaus schwer fallen mußte. Philipp wollte den Perez verderben; er hatte ihn hassen gelernt und haßte ihn wol um so bitterer, je größere Gunst er ihm früher geschenkt hatte, haßte ihn immer mehr, je härter er den Perez behandelte. Wir möchten gern annehmen, daß dieser Stimmung des Königs eine Reue über den Mord und

---

1) Als eine solche bezeichnete also Vasquez den Mord dem Könige gegenüber noch immer.

2) Wie und durch wen?

ein Unwille darüber zu Grunde gelegen habe, daß Perez ihn durch falsche Berichte zu dem verhängnißvollen Befehle verleitet habe. Indeß man findet nirgend eine Spur, daß Philipp jenen Mord bereut, daß er ihn für ungerechtfertigt gehalten habe, und der Umstand, daß er den Sohn des Ermordeten mit Ungunst betrachtete und behandelte, sowie daß Vasquez den Mord als eine Strafe bezeichnete, scheint denn doch dagegen zu sprechen. Dies jedoch hatte der König jedenfalls erkannt, oder argwöhnte es: daß Perez, was immer für Gründe zu Escovedo's Beseitigung bestanden haben möchten, diese hauptsächlich um der Fürstin von Eboli willen betrieben und den König dabei dupirt und als Werkzeug benutzt habe, und deshalb haßte er ihn, wie uns scheint, so bitter.

In den Proceßacten selbst findet man, unter dem 21. Dec. 1589, Folgendes von Vasquez aufgezeichnet: „Nach erstattetem Bericht an den König unsern Herrn, daß Antonio Perez, betreffs der Ermordung des Secretärs Juan Escovedo, nur nach dem Willen und mit der Zustimmung Sr. Majestät gehandelt zu haben scheine [1]), und daß es angemessen erscheine, diese Zustimmung im Processe zu constatiren, um zu einer Entlastung des genannten Perez zu gelangen, und damit er demzufolge, dem Rechte gemäß, in allen Punkten losgesprochen werden könne [2]), da es auch nöthig sein dürfte, die Ursachen jener Zustimmung bekannt zu machen, damit die Ehre des Fürsten und sein christlicher Name keinen Eintrag erleiden, hat Se. Majestät genehmigt und befohlen, daß man aus dem Munde des gedachten Perez erfahre, welches

1) Actenmäßig lag aber doch hierüber kein Wort vor.

2) Das, wodurch man Perez verderben wollte, stellte man so als zu seinen Gunsten berechnet dar!

die erwähnten Ursachen gewesen, weil er es ist, der sie kennt und Sr. Majestät vorgelegt hat, und zugleich die von ihm gelieferten Beweise von der Stärke und Dringlichkeit der Motive des Todes erhalte." Dem König sollte es überlassen bleiben, zu entscheiden, ob diese Erklärung des Perez den Proceßacten beigefügt werden solle, oder nicht. Der König erließ nun, unter dem 4. Jan. 1590, folgenden schriftlichen Befehl an Rodrigo Vasquez: „Ihr könnt dem Antonio Perez, als von mir kommend und im Nothfall unter Vorzeigung dieses Papiers, sagen: er wisse wohl, daß ich mir bewußt bin, ihm den Tod des Escovedo befohlen zu haben, und die Motive, von denen er mir gesagt hat, daß sie dafür bestünden (que me dixó que avia para ello); da es nun zu meinem und meines Gewissens Beruhigung wichtig sei, daß man wisse, ob diese Ursachen hinlänglich gewesen, oder nicht, so beföhle ich ihm, sie auf das speciellste anzugeben und zugleich das demgemäß Angeführte, das Euch übrigens nicht unbekannt ist, da ich es Euch im Vertrauen bekannt gemacht habe, zu beweisen. Wenn ich die Antworten, die er Euch demgemäß ertheilt, und die Gründe, die er Euch angegeben haben wird, gesehen habe, werde ich befehlen, daß in Betreff des Ganzen die gebührenden Maßregeln ergriffen werden."

Man hatte die Aufsicht über den Gefangenen verdoppelt. Den Alguazils Erizo und Zamora war befohlen, ihn scharf zu bewachen, ihn mit niemand, wer immer es sei, sprechen oder sonst verkehren zu lassen, und bei Todesstrafe selbst nicht mit ihm zu sprechen. Nun zeigte man Perez den Befehl des Königs. Er antwortete: „unbeschadet der demüthigen Ehrerbietung, die er den Worten Sr. Majestät schulde, habe er nichts weiter

zu sagen, als was in seinen vorhergehenden Erklärungen enthalten sei, daß er nichts in Betreff der Ermordung des Escovedo wisse und nichts damit zu thun gehabt habe.“ Zugleich recusirte er nochmals, wie er schon früher gethan, den Rodrigo Vasquez als einen leidenschaftlichen und feindseligen Richter. Ohne diesem Gesuche wahrhaft stattzugeben, wollte der König ihm wenigstens scheinbar einigermaßen entsprechen, und gab dem Vasquez den Licentiaten Juan Gomez bei, der zu der Kammer und dem Rathe des Königs gehörte. Diese beiden Richter drangen nun wiederholt, am 25., 27., 28. Jan., 12., 20. und 21. Febr. 1590, in Perez, er solle die Gründe des Todes des Escovedo erklären und deren Stärke und Dringlichkeit beweisen. Perez beharrte dabei, daß er nichts sagen würde, weil er nichts wisse. Die Richter, die allerdings von dem König selbst wußten, daß dieses Vorgeben auf völliger Unwahrheit beruhte, beschlossen nun, ihm das Geständniß mit Gewalt abzupressen, und dürften, unter den damals herrschenden Ansichten, immer noch eher zu entschuldigen sein, als der König, daß er ein solches Verfahren zugab. Am 21. Febr. 1590 wurde Perez an eine Kette geschlossen und bekam Fußeisen, weshalb er sich, mit Rücksicht auf seinen Gesundheitsstand, flehendlich aber vergebens an den König wendete. Schon am nächsten Tage sollte noch Schlimmeres kommen. Am 22. Febr. begaben sich Vasquez und Gomez in sein Gefängniß und forderten ihn nochmals auf, zu antworten, wie der König befohlen. Als er sich abermals weigerte, bedrohten sie ihn mit der Tortur, und als er sich auch hierdurch nicht schrecken ließ, zog sich Vasquez in ein nahes Gemach zurück und überließ den Unglücklichen seinem Collegen Gomez, dem Gerichtsschreiber Antonio Marquez und — dem Scharf-

richter Diego Ruiz. Nach einer nochmaligen Aufforderung und Bedrohung, wobei Perez gegen die Anwendung der Folter protestirte, weil er adeliger Geburt und weil er durch elfjährige Haft bereits contract sei, wurden ihm die Fesseln abgenommen, und der Scharfrichter entkleidete ihn bis auf seine leinenen Unterbeinkleider. Nachdem man ihn abermals mit der Leitertortur bedroht und den Apparat herbeigebracht hatte, wurde er dieser Folter unterworfen, und wenn er auch furchtbar schrie und jammerte und um sofortigen Tod bat, ward er doch erst bei dem achten Anziehen vermocht, zu erklären, daß er das Verlangte sagen wolle. Der Scharfrichter entfernte sich nun, und Perez bekannte sich als den Urheber des Todes des Escovedo und entwickelte ausführlich die Staatsgründe, aus denen derselbe verfügt worden. Als er nun aber aufgefordert wurde, die letzteren zu beweisen, bezog er sich darauf, daß ihm alle seine Papiere weggenommen worden und daß seine besten Zeugen, wie namentlich der Marquis de Los Velez, inzwischen gestorben seien. — Als Martinez erfuhr, daß sein Herr alles bekannt habe, brach auch er das so lange treu bewahrte Schweigen und bestätigte umständlich den Bericht, den der Fähnrich Enriquez gegeben.

Weit entfernt aber, daß die nunmehr gebotene Gewißheit der Betheiligung des Perez an der Ermordung des Escovedo ihn in der öffentlichen Meinung vernichtet hätte, machte gerade jetzt die Misgunst dem Mitleid Platz. Am Hofe namentlich war man betroffen und erschreckt, einen Mann seines Ranges, einen Minister, einen gewesenen Günstling, ein gefügiges Werkzeug des Königs der Tortur unterworfen zu sehen. Niemand glaubte sich jetzt gegen die barbarischen Maßregeln dieser gewaltthätigen Justiz gesichert. Zudem ward es jetzt allmählich

bekannt, daß der König und Perez Theilnehmer derselben That gewesen, wegen deren der eine die Tortur verhängte und der andere sie erlitt, und ob Perez vielleicht den König durch falsche Gründe zu seiner Zustimmung bewogen [1]), wußte oder bedachte man nicht. Man murrte laut am Hofe und eine der bedeutendsten Persönlichkeiten rief voll Unwillens aus: „Verräthereien von Unterthanen gegen Souveräne sind gewöhnlich, aber noch nie hat man einen solchen Verrath eines Souveräns gegen einen Unterthanen gesehen." Selbst der Hofprediger sprach vor der vollen Gemeinde der Kapelle: „Menschen, wonach rennt ihr ganz außer euch und mit offenem Munde? Seht ihr denn nicht die Enttäuschung? Seht ihr die Gefahr nicht, in der ihr lebt? Habt ihr nicht gestern denselben Mann auf dem Gipfel des Glückes gesehen, der heute unter der Folter ist? Und weiß man nicht, weshalb er soviele Jahre hindurch gemartert worden? Was wünscht ihr noch und was hofft ihr noch?"

Perez war inzwischen, nachdem seine Richter und der Henker ihn verlassen, zermalmt, gebrochen, dem Fieber und einer verzehrenden Unruhe des Geistes preisgegeben. Er erkannte deutlich das Schicksal, das man ihm vorbehielt: den Tod nach der Folter. Er wußte, daß Vasquez dem König gesagt hatte: Perez könne, nachdem er seiner Papiere verlustig worden, sich nicht mehr rechtfertigen, und sein Verfahren, wie seine Erklärung, würden den Verdacht des Truges nicht loswerden. Auch hörte Vasquez neue Zeugen ab und richtete seine Untersuchungen darauf ein, mehr und mehr zu beweisen, daß die Ermordung des Escovedo die verbrecherische Vertraulich-

---

1) Auch bei Mignet tritt dieser Umstand, obwol er ihn von vornherein selbst ans Licht gestellt, weiterhin sehr in den Hintergrund.

keit des Perez mit der Fürstin von Eboli zum Grunde gehabt habe, und auch den Tod des Astrologen Pedro de La Era und des Stallmeisters Rodrigo Morgado dem Perez zur Last fallen zu lassen. In dieser äußersten Noth dachte Perez mehr als je daran, sich durch die Flucht der schimpflichen Hinrichtung, die ihn erwartete, zu entziehen. Aber wie das erreichen? Er war an beiden Armen gelähmt, krank, allein, streng bewacht. Am 27. Febr. verlangte er, daß man seine gewohnten Diener zu ihm lasse, ihn in seiner Krankheit zu warten. Der darauf zu ihm geschickte Arzt, Dr. Torrès, bezeugte, daß er ihn in starkem Fieber und, wenn er keine Pflege erhalte, in Lebensgefahr gefunden habe. Am 2. März erhielt nun ein von Juana Coello, deren vorgerückte Schwangerschaft ihre Hingebung nicht schwächte, ausgewählter Page Erlaubniß, ihn im Gefängniß zu bedienen, unter der Bedingung, dasselbe nicht zu verlassen und mit niemand zu sprechen. Da sich die Krankheit zu verschlimmern schien, verlangte Doña Juana Coello, um die Mitte des März, daß man ihr und ihren Kindern verstatte, dem Perez beizustehen, damit er nicht ohne Pflege sterbe. Anfangs erfuhr sie eine abschlägige Antwort; da sie aber von ihrem Anliegen nicht abließ, gelang es ihr endlich, Anfang April zu ihrem Gemahl gelassen zu werden. Perez schien mehr wie je von seinen Leiden erschöpft. Am Abend der Mittwoch in der Charwoche [1]), gegen 9 Uhr, ging er, in ein Kleid und einen Mantel seiner Frau gehüllt, durch die Wachen durch und aus dem Orte seiner Gefangenschaft heraus. Vor demselben erwartete ihn ein Freund, und etwas weiter hin

1) Das ist nach neuem Kalender der 18., nach altem der 15. April gewesen, nicht der 20., wie Mignet angibt.

hielt der Fähnrich Gil de Mesa mit Pferden. Ehe sie aber diesen noch erreicht hatten, begegneten sie einer Patrouille von Sicherheitsdienern. Ohne sich außer Fassung bringen zu lassen, blieb der Freund des Perez stehen und plauderte mit ihnen, während Perez, als gehöre er zur Dienerschaft, sich schweigend und ehrerbietig hinter ihm hielt. So ging dieser kritische Augenblick glücklich vorüber; Perez gelangte bald zu Gil de Mesa, stieg mit ihm zu Pferde, ritt, noch von einem Genuesen Juan Francisco Mayorini begleitet, 30 Meilen, ohne anzuhalten, und gelangte endlich auf aragonischen Boden, unter den Schutz einer unabhängigen Justiz, inmitten eines Volkes, das mit seinen Freiheiten Stolz und Muth bewahrt hatte.

Die ganze Lage der Dinge war von nun an eine wesentlich andere. War aber auch in Aragonien nicht mehr zu erwarten, daß die Richter sich bei ihren Maßnahmen irgendwie von den Absichten und Planen des Königs bestimmen lassen würden, so war doch Perez weit entfernt, seine alte Ehrerbietung für seinen Gebieter aufzugeben und eine unbesonnene Sicherheit zu verrathen. Er hätte dem ungleichen Streit gern ein Ende gemacht, und hatte kaum die castilische Grenze überschritten, als er, d. d. Calatayud 24. April 1590, an den König einen Brief voll Unterwürfigkeit und flehendlicher Bitten für sich, seine Frau und seine Kinder richtete, worin er um nichts bat, als daß der König sie in irgend einem Winkel, sei es welcher es wolle, ruhig leben lassen möge. Gleichzeitig schrieb er an den Beichtvater Diego de Chaves und an den Cardinal von Toledo, theilte ihnen sein Schreiben an den König mit und bat sie um ihre Fürsprache.

Weder diese Bitten noch die allgemeine Befriedigung,

welche die Flucht des Perez erregt und die selbst der königliche Hofnarr, der Onkel Martin, gegen den König vor dem ganzen Hofe bezeigt hatte, vermochten irgend etwas, den Sinn des Königs zu mildern, und das letztere mag ihn wol eher erbittert haben. Noch am Tage nach der Flucht des Perez, die erst am nächsten Morgen entdeckt worden zu sein scheint, mitten unter den heiligen Gebräuchen, die das höchste und am meisten zu Mitleid und Vergebung auffordernde Fest der Christenheit einleiteten, ließ er die hochschwangere Frau des Perez und seine sämmtlichen Kinder, die zum Theil noch so klein waren, daß sie auf dem Arme getragen werden mußten, in das öffentliche Gefängniß werfen. Perez war kaum 10 Stunden in Calatayud, als der Befehl kam, ihn todt oder lebend zu ergreifen, bevor er den Ebro überschritten. Indeß auch Perez hatte nicht gezaudert. Er hatte sogleich nach seiner Ankunft, mit seinem Gefährten Mayorini, ein Asyl in dem dem heiligen Peter dem Märtyrer gewidmeten Dominicanerkloster aufgesucht, während Gil de Mesa nach Saragossa geeilt war, um für Perez und Mayorini [1]) das Privilegium der Manifestados in Anspruch zu nehmen, das sie unter das Gericht des Großrichters von Aragonien stellte. So kam denn auch Don Manuel Zapata zu spät, der im Namen des Königs den Perez reclamirte, um ihn vor das königliche Gericht zu stellen. Don Juan de Luna, Baron von Purroy und Mitglied der permanenten Deputation des Königreichs Aragonien, erschien mit 50 Arkebusirern

---

1) Dieser scheint also auch verfolgt worden zu sein. Man erfährt aber nicht, weshalb und was schließlich aus ihm geworden, sieht aber wol, daß ihm seine Gemeinschaft mit Perez schwerlich zum Vortheil gereicht hat.

in Calatayud, ward von der Einwohnerschaft unterstützt und brachte beide Gefangene in das nach den Fueros benannte Gefängniß zu Saragossa. Nun mußte der König sich darein ergeben, seine Sache vor der aragonischen Justiz auszufechten, und erhob eine förmliche Klage gegen Perez, daß derselbe den Escovedo habe tödten lassen, indem er sich fälschlich des königlichen Namens bedient, daß er den König selbst verrathen habe, indem er die Staatsgeheimnisse ausgeplaudert und Depeschen gefälscht habe, und daß er flüchtig geworden sei.

Die Aragonesen, die unter ihren eigenen Fürsten eine ausgedehnte mittelalterliche Freiheit genossen, hatten mit einer noch eifersüchtigern Sorgfalt über die Erhaltung ihrer alten Privilegien gewacht, seit sie, gegen den Anfang des 16. Jahrhunderts, unter die Herrschaft der castilischen Könige gekommen waren. Die letztern nahmen den Titel als Könige von Aragonien nicht eher an, als bis sie feierlich geschworen hatten, die Verfassung dieses Königreichs zu beachten. Eine Verletzung derselben von Seiten des Königs ermächtigte die Unterthanen zum Aufstand, und wenn der Ruf: contra fuero! erschallte, erhoben sich, sagt der Geschichtschreiber Herrera, selbst die Steine in Aragonien. Die berühmten stolzen Worte, die der Großrichter von Aragonien, nachdem der König den Eid geleistet, im Namen seiner Landsleute, mit entblößtem Haupte an ihn richtete: „Wir, die wir ebenso viel werth sind, wie Ihr, und die wir mehr vermögen, als Ihr, wir machen Euch zu unserm König, unter der Bedingung, daß Ihr unsere Rechte achtet, wo nicht, nicht," waren keine leere Formel. Verlor zwar dieses Verhältniß in seiner Bedeutung, seit Aragonien Könige hatte, deren Macht auf weiterem Besitze ruhte und anderwärts wurzelte, als in Aragonien, so hatten

doch selbst Karl V. und Philipp II. nicht gewagt, die Verfassung dieses stolzen und muthigen Bergvolkes zu verletzen. Den Vicekönig, dem sie ihre schwache Autorität übertragen mußten, sowie die andern Agenten der Krone, hatten sie aus den Aragonesen zu wählen gehabt. Kein fremder Soldat durfte den Fuß auf das aragonische Gebiet setzen. Das Land vertheidigte, regierte, besteuerte, verwaltete, richtete sich selbst. Die aus den Deputirten des Klerus, des hohen Adels (ricos hombres), der Ritter- und Landschaft (cavalleros et hidalgos) und der Städte bestehenden Cortes, welche alle zwei Jahre von dem Könige zusammenberufen wurden, stellten, unter dem Vorsitze des Königs, oder eines von ihm dazu bestellten Prinzen seines Hauses, die Steuern fest und entschieden über die vorliegenden Staatsfragen. Der König konnte die Versammlung nicht ohne ihre einmüthige Zustimmung auflösen oder vertagen. Zwar war ihre Sitzungsperiode auf 40 Tage beschränkt, aber in der Zwischenzeit wurden die Cortes durch einen immerwährenden Ausschuß vertreten. — Wie in den andern Staaten der spanischen Monarchie gab es königliche Richter und geistliche Richter. Aber diese Richter waren unter die Oberaufsicht und höchste Autorität des Großrichters (justicia mayor) gestellt, der aus der Ritterschaft gewählt wurde. Jeder Bewohner Aragoniens konnte an ihn appelliren, und sofort waren die Befugnisse der andern Gerichtshöfe suspendirt; die Execution ihrer Erkenntnisse wurde gehemmt; der Großrichter, unterstützt von seinen fünf Stellvertretern, revidirte dieselben und annullirte sie, wenn er sie den Privilegien des Königreichs zuwider fand. Sein Verfahren war öffentlich; seine Untersuchungen schlossen — was in der That eine Erhabenheit dieser Verfassung über ihre Zeit bekundet —

die Tortur und jeden sonstigen Zwang aus; selbst sein Gefängniß führte den Namen Manifestado, oder auch den der Freiheit, und seine Autorität war der Gegenstand einer unvordenklichen und selbst leidenschaftlichen Ehrfurcht. Zwar ernannte der König den Großrichter, konnte aber diesen großen Schutzwächter der Verfassung, der berechtigt war, gegen den König selbst, wenn dieser die Verfassung gefährdete, zu den Waffen zu rufen, nicht wieder entlassen, und nur die Cortes hatten das Recht, ihn in seinen Functionen zu suspendiren, wenn er dieselben schwach oder untreu ausübte.

Unter die Aegide dieser schützenden Magistratur, welche damals Don Juan de la Nuza verwaltete, fand sich Perez bei seiner Ankunft in Saragossa gestellt. In dieser Stadt befand sich damals ein Commissar des Königs, Don Iñigo de Mendoza, Marquis d'Almenara, welcher beauftragt war, auf Erweiterung der königlichen Autorität hinzuwirken. Philipp II., dem die aragonische Selbständigkeit, die einen so ansehnlichen Theil seiner Staaten seiner freieren Verfügung entzog, ein Dorn im Auge war, verfolgte mit leisen Schritten das Ziel, Aragonien besser unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Bereits hatte er in Madrid einen obersten Rath von Aragonien errichtet und damit wenigstens äußerlich dargelegt, daß der Sitz der Entscheidung über die Angelegenheiten Aragoniens nicht mehr lediglich in Aragonien selbst sei. Jetzt beanspruchte er das Recht, auch einen Nichtaragonesen zum Vicekönig zu bestellen, und Almenara sollte diesen Anspruch vor dem Tribunal des Großrichters durchführen. Derselbe Beauftragte empfing jetzt auch die gegen Perez ergangenen Acten mit dem Befehl, denselben, in Einklang mit dem Fiscal, vor der aragonischen Justiz zu verfolgen. Der Proceß begann. Während desselben machte

Perez nochmals einen Versuch, den König auf andere Gesinnungen zu bringen. Er schrieb, am 8. und 10. Mai, an den königlichen Beichtvater in Ausdrücken, welche noch immer die größte Ehrfurcht und Ergebenheit für den König athmeten, aber doch mit bittern Klagen über die bestandenen Leiden und die nicht erfüllten Versprechungen verbunden und nicht ohne ihr Drohendes waren. Denn Perez gab jetzt zu erkennen, daß er wichtige Papiere zurückbehalten habe, und daß es im Interesse des Königs sei, die Vorlegung derselben vor Gericht zu vermeiden.

Er erhielt keine Antwort. Man hoffte in Madrid noch, es werde Almenara gelingen, die Auslieferung des Perez zu bewirken. Aber alle Bemühungen desselben scheiterten an der aragonischen Rechtlichkeit. Perez schrieb nun, am 10. Juni, nochmals an den König und kündigte ihm an, daß er ihm jemand zuschicken werde, der ihm mündlich darlege, was er dem Papiere zu vertrauen Bedenken trage. Er benutzte dazu den Prior von Gotor, dem er, unter dem Siegel des geistlichen Geheimnisses, alle noch in seinem Besitz befindlichen Papiere zeigte und von den meisten Abschriften gab. Es befanden sich darunter eigenhändige Billets des Königs, welche Perez ermächtigten, mit Don Juan d'Austria und mit Escovedo über die geheimsten Staatsangelegenheiten zu correspondiren, ihre Depeschen bei dem Dechiffriren zu ändern [1]), ihre Entwürfe durch den Tod des Escovedo zu vereiteln,

---

1) Ein hierauf gerichteter Befehl des Königs konnte wol nur den Zweck haben, die Depeschen in diejenige Form bringen zu lassen, in der sie andern Räthen der Krone vorgelegt werden sollten, während die Kenntniß des wahren und vollen Inhaltes dem Könige und Perez vorbehalten blieb.

und welche ihm befahlen, die durch diesen Tod veranlaßten Verfolgungen zu bestehen, ohne irgend etwas zu bekennen. Der Prior erhielt mehrere Audienzen bei dem Könige, welcher Kenntniß von den betreffenden Papieren nahm und von dem ihm damit geleisteten Dienst befriedigt schien. Dem Perez hatte er aber keinesweges vergeben, war vielleicht über den ihm durch Zurückbehaltung jener Papiere abermals gespielten Streich nur mehr erbittert, und bedachte nicht, daß Perez ein Leben zu vertheidigen hatte und daß es ihm nicht zuzumuthen war, sich willenlos und mit gebundenen Händen der Willkür eines Königs zu überliefern, der kein Versprechen und keine Treue hielt. Philipp sah wohl ein, daß es bedenklich sei, den Proceß gegen Perez fortzusetzen, solange dieser sich vor einem unabhängigen Gerichte mittels jener Papiere vertheidigen könnte. Bevor er aber in dieser Beziehung einen definitiven Entschluß faßte, wollte er öffentlich zu erkennen geben, daß Perez keine Gnade von ihm zu erwarten habe, und sich noch für die Zukunft Waffen gegen den Verhaßten sichern. Einige Tage nach jenen Audienzen, am 1. Juli 1590, ließ er Perez durch die in Madrid gegen ihn bestellten Richter Vasquez und Gomez verurtheilen: geschleift und gehenkt zu werden. Sein Kopf sollte nach dem Henken abgeschnitten und auf einem öffentlichen Platze aufgestellt, sein Vermögen sollte confiscirt werden. Nun glaubte Perez sich jeder Rücksicht entbunden und publicirte eine mit großer Energie der Sprache verfaßte Denkschrift über seine Sache, worin er seine Vertheidigung auf die eigenhändigen Schreiben des Königs und die Briefe des Beichtvaters stützte, die er zugleich den aragonesischen Richtern vorlegte. Jetzt ließ der König sich von dem Referenten in der Sache, einem Stellvertreter des Großrichters, dem Baptista

de la Nuza, einen Bericht über die Sachlage und ein Gutachten über den wahrscheinlichen Ausgang des Processes erstatten, und als das letztere dahin ausfiel, daß Perez in allen Punkten freigesprochen werden dürfte, erklärte der König, am 20. Sept. 1590 [1]), seinen Rücktritt von der Klage, that es aber in einer Weise, welche offen darlegte, daß er damit seine Absicht noch keineswegs aufgebe. Er bezog sich darauf, daß Perez seine Vertheidigung veröffentlicht habe, und versicherte: wenn auch Er eine Widerlegung dieser Vertheidigung veröffentlichen wollte, so würde kein Zweifel über die Schwere der Verbrechen des Perez bleiben und seine Verurtheilung keine Schwierigkeit finden. Indeß würden dabei Angelegenheiten von höchster Wichtigkeit, Geheimnisse, die nicht enthüllt werden dürften, Personen, an deren Ruf und Ehre mehr gelegen wäre, als an der Verurtheilung des Perez, berührt werden müssen, und um dies zu vermeiden, verzichte er darauf, ihn vor dem aragonischen Tribunal zu belangen. Aber seine Gerechtigkeit sei bekannt. Er bezeuge, daß die Verbrechen des Perez, sowol nach den sie begleitenden Umständen, als nach der Zeitlage, dem Augenblicke und der Art ihrer Begehung, so groß seien, wie nur je ein Unterthan gegen seinen König und Herrn sie habe verüben können. Schließlich behielt er sich alle seine Rechte vor, um die Klage zu jeder Zeit vor jedem andern Tribunal verfolgen zu können. Das Schwert des Damokles hing noch immer über dem Haupte des Perez.

Zunächst versuchte man jedoch selbst noch in Aragonien neue Anklagen. Fünf Tage nach der Rücktrittserklärung wurde Perez angeklagt, den Astrologen Pedro

---

1) Nach Llorente am 18. August.

de la Era und den Stallmeister Rodrigo de Morgado ermordet zu haben. Es wurde jedoch durch die Erklärungen der Aerzte erwiesen, daß beide eines natürlichen Todes an einer bekannten Krankheit gestorben waren. Man gab daher auch diese Klage auf, aber nur um sogleich eine andere vorzubringen. Der König hatte das Recht, Beamte wegen übler Amtsführung in Aragonien zu verfolgen, ohne daß sie die aragonischen Privilegien anrufen konnten. Almenara erhob daher eine Anklage gegen Perez wegen Bestechlichkeit und verlangte seine Auslieferung. Perez bewies jedoch, daß jenes Recht nur auf die aragonischen Beamten Bezug, daß er aber niemals in Aragonien fungirt habe, machte außerdem geltend, daß er wegen derselben Sache schon 1585 verurtheilt worden sei und nicht zweimal wegen derselben Sache verurtheilt werden könne, und behauptete übrigens, sich auch in diesem Punkte durch die Briefe des Königs rechtfertigen zu können. So scheiterte auch dieser Versuch, und Perez, der noch immer im Gefängniß war, ohne daß man eigentlich einen Grund dafür ersehen konnte, verlangte jetzt seine Freilassung, im Nothfall gegen Bürgschaftsleistung.

Jetzt nahm der König seine Zuflucht zu dem für Perez allerdings gefährlichsten Werkzeug, zu derselben geistlichen Gerichtsbarkeit, der er ihn einst abgekämpft hatte, und zu dem schlimmsten Zweige derselben, der Inquisition, jener höllischen Erfindung, welche den Glauben der Menschen zum Gegenstande einer in juristische Formen gekleideten Erörterung und Bestrafung nach menschlicher Willkür machte, eines die Polizei in die Kirche verpflanzenden Institutes, das namentlich in Spanien wesentlich mehr politisches Werkzeug, als kirchliche Anstalt und dem Könige dienstbarer war, als der Kirche. Bei der Masse und Vieldeutigkeit der kirchlichen Dogmen und der elasti-

schen Auslegungskunst der Inquisitoren unterlag zuletzt jedermann der Möglichkeit, einer Ketzerei beschuldigt zu werden, und bei dem Verfahren jenes die Menschheit entehrenden Gerichts war es jederzeit möglich, den zu verurtheilen, den man zu verurtheilen wünschte. Perez hatte sich, in der Bitterkeit seines Verdrusses und der Ungeduld seiner Leiden, vor Menschen, die er für seine Freunde hielt, unbedachte Aeußerungen entschlüpfen lassen, die seine Verzweiflung verkündeten, die aber leicht, zumal in ihrer drastischen, der südlichen Lebhaftigkeit angehörigen Sprache, als gotteslästerlich oder gottesleugnerisch ausgelegt werden, ja es dem erscheinen konnten, der etwas mehr in ihnen sehen wollte, als unerwogene Ausbrüche der Verzweiflung. Außerdem hatte er mit seinem Haftgenossen Mayorini daran gedacht, eine neue Flucht zu versuchen und sich nach Frankreich oder Holland zu begeben, und da in diesen beiden Ländern Ketzer lebten, so war auch dieser Plan ein Grund zum Ketzergerichte.

Dem Marquis d'Almenara war es gelungen, den Diego Bustamente, der seit 18 Jahren in den Diensten des Perez gewesen war, und den Juan de Basante, einen Lehrer der griechischen und römischen Sprache zu Saragossa, der den Perez fast täglich in seinem Gefängnisse besuchte, zwei Menschen, deren Treue und Freundschaft Perez völlig vertraute und vor denen der von Haus aus in seinen Reden nicht vorsichtige Mann sich kein Blatt vor den Mund nahm, auf seine Seite zu bringen, und diese Leute hinterbrachten die Reden und Plane des Perez heimlich einem der Inquisitoren zu Saragossa, Don Molina de Medrano. Dieser verhörte auch noch acht andere Zeugen und schickte dann die Acten an das oberste Tribunal der Inquisition zu Madrid. Der Großinquisitor Don Gaspard de Quiroga legte sie zur Begutachtung

dem königlichen Beichtvater Bruder Diego de Chaves vor, und dieser fand denn auch, in seinem am 4. Mai 1591 ertheilten Gutachten, mancherlei gotteslästerliche, ketzerische oder der Ketzerei verdächtige Aeußerungen darin. Am 21. Mai entschied der Großinquisitor, mit seinen drei Beiständen, daß Perez und Mayorini in die geheimen Gefängnisse der Inquisition in Aragonien gebracht und daß ihnen dort der Proceß in aller Form gemacht werden solle. Dieser Beschluß wurde in zwei Tagen durch einen Courier von Madrid nach Saragossa gebracht, worauf die Inquisitoren am Morgen des 24., von ihrem Sitze im Schlosse Aljaferia [1]) aus, Befehle an einen Alguazil der Inquisition erließen, wonach dieser sich nach Saragossa begeben, Perez und Mayorini, wo immer er sie finde, ergreifen und sie in die Gefängnisse des Santo officio abliefern solle. Der Alguazil fand sich, mit acht Familiaren der Inquisition, in dem Gefängnisse der Manifestados ein, wo man ihm aber, mit Bezug auf die Fueros, die Auslieferung der Gefangenen verweigerte. Hierauf erließen die Inquisitoren einen Befehl an die Stellvertreter des Großrichters, worin sie denselben, in Kraft des heiligen Gehorsams, bei Strafe der größern Excommunication und einer Geldbuße von 1000 Dukaten für jeden, geboten, Perez und Mayorini binnen drei Stunden an den Alguazil der Inquisition ausliefern zu lassen, da alle entgegenstehenden Rechtssatzungen auf Glaubenssachen keine Anwendung hätten.

Dieser Befehl gelangte zwischen 8 und 9 Uhr des Morgens, also mit höchster Beschleunigung, an den Großrichter Don Juan de Nuza, der sich bereits mit seinen

---

1) Einem alten Palaste der maurischen Könige, außerhalb der Stadt gelegen.

fünf Stellvertretern im Rathssaale befand. Der Großrichter war schon entschieden. Er hatte in der vorhergehenden Nacht eine geheime Unterredung mit dem Marquis von Almenara gehabt, in der er bestimmt worden war, sich dem Willen der Königs zu fügen. (In einer spätern Zeit wird er wol mit bittern Gefühlen daran gedacht haben, wie schlecht ihm diese Nachgiebigkeit verdankt worden!) Er entschloß sich, den Forderungen der Inquisition nachzugeben, und verfügte die Auslieferung. Vor derselben wurde eine Inventur [1]) der Effecten des Perez vorgenommen, unter denen man ein Exemplar der Fueros, ein Porträt seines Vaters und ein Bild der Mater Dolorosa fand. Dann wurde Perez mit Mayorini in einen Wagen gesetzt und nach Aljaferia geschafft.

Jetzt schien er verloren, und doch war er auch jetzt nicht ohne Hoffnung. Trotz des beobachteten Geheimnisses und der beschleunigten Ausführung hatte sich die Nachricht von der Auslieferung, welche mit den Privilegien des Königreichs zu streiten schien, in Saragossa verbreitet und setzte die Bewohner in Aufregung. Perez hatte selbst in dem Palast der Inquisition Verständnisse, Ein Secretär derselben, Francesco Valles, verdankte ihm seine Stelle. Sogar ein Inquisitor, Antonio Morejon, neigte sich, in seinem aragonischen Nationalgefühle, seiner Sache zu. In voraus von dem Vorseienden unterrichtet, hatte Perez Sorge getragen, auch seine Parteigänger zu benachrichtigen. Viele Herren vom hohen Adel und von der Ritterschaft waren für ihn, weil sie in ihm die

1) Sie hatte hauptsächlich den Zweck, dem Alguazil seine Gebühr für die Verhaftung zu sichern, die in acht Dukaten bestand, mit welcher kleinen Sportelentnahme also die Operationen jenes lieblichen Gerichts begannen!

Institutionen ihres Landes zu vertheidigen glaubten. Drei der Entschlossensten unter ihnen, Don Martin de La Nuza, Baron von Biescas, Don Pedro de Bolea und Don Iban Coscon, welche Perez oft in seinem Gefängnisse besucht hatten, fanden sich auf dem Marktplatz, wo das Gefängniß lag, während der Auslieferungshandlung ein und fragten zunächst einen Familiaren der Inquisition: was da vorgehe. Natürlich erhielten sie zur Antwort: „Nichts was ihr wissen könnt; geht euern Weg und Gott geleite euch." Sie wendeten sich darauf an den Alcalden des Gefängnisses und machten ihm Vorwürfe, daß er Gefangene, die unter dem Schutz der Manifestados ständen, aus seinen Händen gäbe, und als sie von ihm erfuhren, daß er auf Befehl des großrichterlichen Rathes handele, begaben sie sich, von zusammenlaufendem Volke gefolgt, zu dem nahen Palaste des Großrichters, drangen stürmisch in den Rathssaal, faßten den Großrichter an, beschuldigten ihn, die Fueros zu verletzen, und forderten ihn, stolz und zornig, auf, den Auslieferungsbefehl zu widerrufen. Der Großrichter erwiderte: er habe sich nach den Fueros gerichtet, welche die Zurückhaltung von Gefangenen, die in Glaubenssachen verfolgt würden, nicht gestatteten, und forderte sie auf, sich zu beruhigen und zurückzuziehen. Nun stiegen sie in den Saal des permanenten Ausschusses hinab und rissen die Deputirten mit sich vor den Großrichter, damit auch sie jene Klagen und Forderungen erhüben. Sie thaten es, erhielten aber dieselbe Antwort.

Jetzt wendeten sie sich an die Masse und verließen den Palast mit dem Rufe: „Contra fuero! Es lebe die Freiheit! Zu Hülfe der Freiheit!" Auf diesen Ruf und auf den Schall der Sturmglocken, welche der Prior von La Seu, Don Vincenzio Augustin, läuten ließ,

brach ein gewaltiger Aufstand in Saragossa aus. In einigen Augenblicken war eine zahlreiche bewaffnete Menge versammelt. Eine Abtheilung derselben, an deren Spitze Don Antonio Ferris, Don Pedro de Sese, Don Francesco de la Cavalleria, Don Miguel Torres und Gil de Mesa waren, wendete sich nach dem Palaste der Inquisition, wo auch eigentlich allein der erklärte Zweck des Aufstandes zu erreichen war. Eine andere Abtheilung, welche von Don Diego de Heredia, Don Martin de La Nuza, Don Iban Coscon, Don Pedro de Bolea, Don Juan d'Aragon, also von den bedeutenderen Leitern geführt war, zog nach der Wohnung des Marquis von Almenara, dem man die Verhaftung des Perez zuschrieb und den man beschuldigte, ein Complot gegen die Fueros angesponnen zu haben. Wie die Leute des Marquis den wüthenden Haufen, unter dem Geschrei: „Es lebe die Freiheit! Tod den Verräthern!", heranrücken sahen, verschlossen sie die Thüren und bewaffneten sich. Nachdem die Aufständischen vergebens versucht hatten, die Thüren zu erbrechen, verfielen sie auf ein Trugmittel, an denen ja die Anstifter revolutionärer Bewegungen so reich und so schamlos dabei sind. Ein gewisser Gaspard Burces behauptete: sein Vetter Dominico Burces, der in der Wirklichkeit in Amerika war, sei, wider die Gesetze des Reichs, in dem Hause des Marquis eingesperrt. Er erwirkte sich, auf dieses Vorgeben hin, einen Manifestationsbefehl zu Gunsten seines Vetters, womit man denn die Oeffnung der Thüren zu erreichen hoffte. Der Marquis jedoch verweigerte die Oeffnung, ließ aber heimlich den Großrichter von seiner Gefahr benachrichtigen und um Beistand bitten. Der Großrichter begab sich denn auch, unter Vortritt seiner Stabträger und von seinen Assessoren begleitet, in aller Eile, durch die Haufen der Aufständi-

schen, welche, 3—4000 an der Zahl, das Haus belagerten, zu dem Marquis. Wie hatte sich die Scene verändert, seit sie in der verflossenen Nacht die geheime Unterredung gepflogen hatten, welche das Schicksal des Perez besiegeln sollte!

Der Großrichter trat mit Burces in das Haus ein und ließ seinen ersten Rath, den Assessor Chalez, an der Thüre, um dem Volke den Zutritt zu wehren. Während nun Burces seinen Vetter suchte, der nicht im Hause und folglich nicht zu finden war, bestürmten die Edelleute, welche den Aufstand hervorgerufen hatten, den Chalez, den Marquis durch den Großrichter verhaften zu lassen, widrigenfalls sie alle als Verräther betrachtet und verfolgt werden würden. Zeuge ihrer Wuth und durch ihre Drohungen eingeschüchtert, rief Chalez den Großrichter ans Fenster und forderte ihn, im Namen des Volkes, auf, den Marquis zu verhaften. Bei diesen Worten erhoben die Aufständischen den Ruf: „Es lebe die Freiheit!" Der Großrichter sagte ihnen darauf: sie dürften diesen Ruf nur erheben, wenn Er ihnen das Zeichen dazu gegeben, und befahl ihnen, sich zurückzuziehen, wenn sie nicht ihre Namen aufgezeichnet wissen und sich als Rebellen verfolgt sehen wollten. Doch sie erstickten seine Stimme durch nur noch stärkeres Wiederholen jenes Rufes, dem sie das unheimliche, entweihende: „Tod den Verräthern!" beigesellten und einige Schüsse dazu abfeuerten. Der Großrichter, bestürzt und den Forderungen der Volksmasse, mit allerdings durch die Nothlage etwas besser entschuldigter Schwäche, nachgebend, wie er nur eben dem Eigenwillen des Königs nachgegeben hatte, schlug dem Marquis vor, sich, zur Beschwichtigung von so furchtbarer Bewegung, ins Gefängniß führen zu lassen. Der Marquis weigerte sich. Der

Großrichter erschien nochmals am Fenster und versuchte, das Volk zu erweichen, das die Thüre mit einem Balken bearbeitete und immer gebieterischer die Verhaftung des Marquis und seiner Leute forderte. „Nun wohlan“, sagte der Großrichter endlich, „gebt Ihr mir Euer Wort als Edelleute, als Hidalgos und als Männer von Ehre, daß, wenn ich sie herausgehen mache, sie in Eurer Mitte in Sicherheit sind!“ „Ja, ja!“ erwiderten sie, und auf dieses Wort der leidenschaftlichen Führer des aufgeregten, tumultuarischen Haufens hin, beschloß der Großrichter, dem Verlangen der Aufständischen nachzugeben, und als der Marquis, klüger als er, sich noch immer weigerte, befahl er ihm im Namen des Königs und zum Besten des Reichs, ihm zu folgen.

In demselben Augenblicke, in dem sie herausgehen wollten, hatte die Volksmasse die Thüre gesprengt und stürzte sich auf die Treppen. Trotz ihrer Aufregung, respectirte sie im Anfang den Marquis, der, zwischen dem Großrichter und dem Assessor Torralba, ihre Reihen durchschritt, ohne beschimpft oder angegriffen zu werden. So ging der Zug, dessen Schluß der Secretär, der Haushofmeister und der erste Diener des Marquis, von den übrigen Stellvertretern des Großrichters umgeben, bildeten, eine Zeit lang vorwärts. Doch den Führern der Aufständischen, die eine Einschüchterung der künftigen Feinde der Privilegien des Landes bezweckten, vielleicht auch von persönlichem Hasse gegen den Marquis getrieben waren, ja vielleicht in der raffinirten Berechnung der Revolutionsführer handelten, die durch Blut und Verbrechen ihre Werkzeuge unauflöslich an ihre Sache zu ketten wähnen, genügte es nicht, daß dem Marquis auf seinem Gange die Worte: „Verräther, Renegat, Störer des Reichs!“ zugerufen wurden, wenn sie auch des Ein-

flusses sich freuen mochten, den dieses Geschrei auf die Stimmung der Massen äußerte. Wie der Zug vor die große Kirche de La Seu kam, sagten Diego de Heredia und Pedro de Bolea, des gegebenen Wortes vergessend und ohne Rücksicht auf das Schimpfliche der Ermordung eines Wehrlosen, zu den Ihrigen: „Er sterbe! er sterbe!" Sofort stürzten sich die Heftigsten der Aufständischen auf den unglücklichen Marquis, warfen ihn nieder, entrissen ihm seine Mütze und seinen Mantel, mit denen er seinen Kopf und den übrigen Oberkörper decken wollte, und verwundeten ihn schwer. Er empfing drei Messerstiche in den Kopf, einen in die Hand, mit der er sein Schwert hielt, das er nun fallen lassen mußte, und würde sofort umgebracht worden sein, wenn ihn nicht einige Edelleute, die sich dieses Namens würdig verhielten, vertheidigt und wieder aufgehoben hätten. Seine Diener, die doch schwerlich irgend eine Schuld trugen, wurden beinahe ebenso gemishandelt, wie er. Man hielt es für zu gefährlich, ihn bis in das Gefängniß der Manifestados zu schaffen, und brachte ihn daher, ganz zerschlagen und mit Blut bedeckt, in das alte Gefängniß, an dem man vorbeikam, und hier ist er nach 14 Tagen an seinen Wunden gestorben. Damit war es entschieden, daß eine Bewegung, die sich mit einer solchen Bluthat befleckte, schließlich scheitern und Unheil über ihre Anstifter und das verleitete Volk heraufbringen mußte. [1])

---

1) So haben wir, wie in der Ferne noch die Meisten hofften, den Untergang der polnischen Revolution vorausgesagt, wie wir die Mordscenen vom 15.—16. Aug. 1831 erfuhren. So wußten wir den Ausgang der deutschen, österreichischen, ungarischen Bewegung von 1848, wie die bekannten Greuelthaten in Frankfurt, Wien und Pesth erfolgten. Es handelt sich dabei nicht um Fatalistisches, sondern darum, daß eine Bewegung, die noch von solchen Elementen der Ro-

Während diese Mordscene in Saragossa vorfiel, verlangte die andere Schar der Aufständischen, welche die Stadt verlassen und sich gegen Aljaferia gewendet hatte, mit großem Geschrei die Gefangenen von den Inquisitoren. Diese, die sich in ihrem sehr festen Schlosse sicher hielten, waren nichts weniger als geneigt, diesen Forderungen des Aufstandes nachzugeben. Um sie zu zwingen, hatte Don Pedro de Sese Karren voll Holz kommen lassen, mit denen man das Schloß in Brand zu stecken bezweckte, und die sich um den Palast der Inquisition drängenden Insurgenten riefen: „Castilische Heuchler, gebt den Gefangenen die Freiheit wieder, wenn ihr nicht im Feuer sterben wollt, wie ihr Andere sterben laßt." [1]) Der Vicekönig Don Jaime Ximeno, ganz bestürzt über diese Bewegung, begab sich mit dem Dr. Monreal, einem Beamten des Erzbischofs, zu den Inquisitoren. Die Aufständischen umringten seinen Wagen und riefen ihm laut und gebieterisch zu: „Vicekönig, schafft uns Gerechtigkeit und vertheidigt unsere Freiheiten." „Das wird geschehen, meine Kinder", erwiderte er; „ich werde Gerechtigkeit für Euch erlangen, und Eure Fueros werden gewahrt werden." In der That forderte er die Inquisitoren auf, die Gefangenen auszuliefern. Auch der Erzbischof Bobadilla schrieb ihnen: „Das Haus des Marquis von Almenara ist angegriffen, und um die Gefahr, die seine Person bedroht, abzuwenden, sehe ich kein anderes Mittel, als daß Antonio Perez in das Gefängniß der Manifestados zurückgebracht werde." Die Inquisitoren Hurtado de

---

heit, Gemeinheit und Bosheit getragen wird, keine bessere Frucht bringen kann, als sie hiernach verdient.

1) Immerhin zeigen diese Zurufe die Gesinnung, welche das spanische Volk selbst unter Philipp II. über die Inquisition hegte.

Mendoça und Morejon schienen geneigt zu diesem Acte der Nachgiebigkeit, während Molina de Medrano, mit einer Festigkeit, deren man sich freuen möchte, wenn sie einer bessern Sache gegolten hätte, den Vorschlag als eine der Diener der Inquisition und der Wächter des Glaubens unwürdige Schwäche zurückwies. Er drang auch durch und man beschloß, die Gefangenen zu behalten. Bald aber wurde die Gefahr größer und die Grafen Aranda und Morata trafen in Aljaferia ein, um die Inquisitoren zu beschwören, dem Willen des Volkes nachzugeben. Gleichzeitig schickte der Erzbischof ein zweites, dringenderes Billet und ließ den Inquisitoren sagen, die Dinge gingen immer schlechter, und die Aufständischen erwarteten nur die Nacht, um den erzbischöflichen Palast, das Haus des Großrichters und Aljaferia in Brand zu stecken, und nicht wieder gutzumachenden Unfug zu begehen, wenn ihnen Perez nicht zurückgegeben würde. Noch konnten die Inquisitoren sich nicht entschließen, als Don Juan Paternoy ihnen ein drittes, lakonisches Billet des Erzbischofs brachte, worin es hieß: „Die Freigebung des Antonio Perez ist unerläßlich geworden; schickt ihn daher ohne Verzug und mit Vorsicht in das Gefängniß der Manifestados zurück.“ Zugleich ließ er sie wissen, daß das Volk den Marquis Almenara ergriffen und verwundet habe. Jetzt wich auch Molina dem Drange der Umstände. Perez und Mayorini wurden gegen 5 Uhr des Abends in die Hände des Vicekönigs und der Grafen Aranda und Morata ausgeliefert. Indeß wollten die Inquisitoren damit keineswegs ihre Opfer aufgegeben wissen, sondern machten es zur Bedingung, daß die Gefangenen sorgfältig bewacht würden, und daß das Reichsgefängniß für sie wie das Gefängniß der Inquisition sei.

Das Volk jedoch wußte hiervon nichts und stieß einen großen Freudenschrei aus, als es die Gefangenen

erblickte. Man brachte sie in eine Kutsche und der Vicekönig bat Perez, sich aufrechtzuhalten, damit jedermann ihn sehen könne. Die Fahrt von Aljaferia bis zu dem Gefängniß der Manifestados war für Perez ein wahrer Triumphzug. Das Volk drängte sich um ihn und rief ihm zu: „Senor Antonio Perez, zeiget Euch im Gefängniß dreimal täglich am Fenster, damit wir Euch sehen und damit hiernach kein Loch in unsere Freiheiten und in unsere Fueros gemacht wird.“ Sobald Perez wieder in der Obhut des Großrichters war, legte sich der Aufstand.

Dieser am 24. Mai 1591 von dem Volke von Saragossa errungene Sieg war freilich weit entfernt, ein schließlicher zu sein. Philipp II. ergab sich nicht darein, sich den Perez von neuem entrissen zu sehen, und konnte auch die Misachtung der Inquisition und die Beeinträchtigung seiner Autorität nicht dahingehen lassen. Indeß übereilte er nichts. Abgesehen davon, daß er überhaupt in ernsten Fällen langsam vorzugehen pflegte, hatte er auch sonst Gründe, sich nicht ohne weiteres seinem Zorne zu überlassen. Im Krieg mit den Türken im Mittelmeere, genöthigt, sich auf dem Ocean gegen die Engländer zu vertheidigen, welche die amerikanischen Colonien und die spanischen Küsten angriffen, in Portugal noch immer den Angriffen des Don Antonio de Crato ausgesetzt, in den Niederlanden in einem blutigen Kampf gegen die Aufständischen der sieben Provinzen begriffen, durch Parteiinteressen und Herrschsucht bestimmt, in Frankreich die katholische Ligue mit Geld und Truppen zu unterstützen, konnte er nicht wünschen, zu so zahlreichen und so furchtbaren Feinden sich andere im Innern seiner Staaten gesellen zu sehen. Die Erhebung eines Königreichs wie Aragonien, dessen Lage fest war, dessen Bevölkerung für kriegerisch galt, dessen Gesetze der Gegenstand allgemeiner

und ausdauernder Anhänglichkeit waren, schien seine Macht erschüttern und seine mannichfaltigen Unternehmungen gefährden zu können. Er war daher geneigt, Milde zu zeigen, wenn die Aragonesen zum Gehorsam zurückkehrten, und diese waren dazu um so bereiter, als sie, im Widerspruch mit den gewöhnlichen Illusionen der Revolutionäre, kein großes Vertrauen in ihre eigene Kraft setzten. Seit 75 Jahren gewohnt, ihre Rechte unter der castilischen Dynastie zu genießen, ohne sie vertheidigen zu müssen, wußten sie nicht, ob sie im Stande sein würden, sie mit den Waffen in der Hand zu behaupten. Sie fürchteten, alles zu verlieren, wenn sie alles verlangten. Von beiden Seiten war man daher zu einem Vergleiche geneigt, welcher, unter trügerischer Form, den aragonischen Stolz befriedigte und zugleich dem Könige genugthat, das Manifestationsrecht scheinbar bestehen ließ und es doch factisch der Inquisition unterordnete.

Dem König verlangte um so mehr nach einem solchen Vergleiche, dessen Vortheil in der That ihm allein zu statten kam, da der Inquisitor Don Pedro Pacheco, der im Juli 1591 zu Madrid eine geheime Untersuchung über die Vorgänge des 24. Mai eröffnet hatte, in der That auf Dinge gestoßen war, die ganz geeignet waren, das Mistrauen des Monarchen zu nähren. Er hatte 18 Zeugen abgehört, unter denen sich zwei Stellvertreter des Großrichters, der Dr. Geronimo Chalez [1]) und Juan Francisco Torralba, welche, weil sie sich dem Perez feindlich gezeigt haben sollten, ihre Posten hatten aufgeben und Saragossa verlassen müssen, drei Diener des Marquis

1) Wol Derselbe, der sich vorher dem Volke gegenüber so schwach gezeigt.

Almenara, ein Page des Perez, Antonio Añon, und sein alter Verräther Diego Bustamente befanden. Der Letztere namentlich brachte vieles vor, was auf ausschweifende und zum Theil in der That hochverrätherische Plane und Umtriebe hinwies. Perez sollte u. a. geäußert haben: bei den nächsten Cortes, wo der König zugegen sein würde, müsse er frei sein, und werde dann die Erstattung von 200,000 Dukaten, um die er von ihm geschädigt worden, fordern, ihn auch zwingen, die Fassung seiner Rücktrittserklärung von der Klage zu ändern. Er werde zu den Cortes mit verzierten Schabracken kommen, auf deren Ecken Fesseln und Ketten, auf die Mitte ein Folterapparat mit den Devisen: gloriosa pro praemio, und decora pro fide, sowie barato, desengano [1]), als Einfassung feste Schlösser und Kerker gemalt wären, habe diesen Emblemen eine höchst gehässige Auslegung gegeben und dieselben durch Pasante zeichnen und von einem Maler in seinen Farben, blau und gold, ausführen lassen. Nach Notre-Dame del Pilar habe er eine prächtige silberne Lampe stiften wollen, mit der Inschrift: „captivus pro evasione ex voto dedicat; majora dedicaturus pro uxoris natorumque liberatione de populo barbaro iraque regis iniqui et de potestate judicum, semen Canaan.“ Er habe geäußert: Marcus Crassus sei sechs Monate in einer Höhle versteckt gewesen und habe dann doch noch über alle seine Feinde triumphirt. So könne auch ein Tag kommen, wo Don Iñigo (der Marquis Almenara) froh sein werde, wenn er sich durch die Schnelle seines Rosses retten könne, und wo Rodrigo Vasquez keinen Ort finden werde, sich zu verbergen.

1) Betrug und Enttäuschung.

Heinrich IV. werde zuletzt der allgemeine Herrscher werden, und sei ein großer Fürst, der aller Welt zu Danke regieren würde. Aragonien könne eine Republik werden, wie Venedig und Genua, und im Nothfall könne es sich an Frankreich anschließen und dabei seine eigenen Bedingungen machen. Mit Don Pedro de Bolea und Don Juan de Luna habe er viel verhandelt und ihnen dabei eine zukünftige große Beförderung in Aussicht gestellt. Er habe aber auch mit Don Balthasar Alamos de Barientos in Castilien in einem Briefwechsel gestanden, der sich um einen in Castilien selbst hervorzurufenden Aufstand bewegt habe. Don Balthasar habe darin Perez mit Moses, Philipp II. mit Pharao verglichen und von einer Uebersetzung des Tacitus gesprochen, an der er arbeite, und worin die Beziehungen auf die Zeit hervorgehoben seien.

Nun, die Zeugen waren nicht unverdächtig und Uebertreibungen und Entstellungen mochten nicht ausbleiben. Es ist aber auch wol denkbar, daß Stolz, Ehrgeiz, Erbitterung und Verzweiflung den Perez zu manchen ausschweifenden Gedanken führten, denen seine jederzeit ungezügelte Zunge in vertrautem Kreise freien Lauf ließ, und daß er auch sich und seinen Anhängern über manche Besorgnisse und Bedenken durch Hindeutung auf mögliche Eventualitäten der Zukunft und zu Gebote stehende Nothmittel wegzuhelfen gesucht hat, auch ohne dieselben ernstlich ins Auge gefaßt zu haben. Zuletzt war er durch den König selbst in die Lage gebracht, für sein Leben kämpfen und sich auch wider den König halten zu müssen, und eine solche Stellung konnte ihn wol aus den Fugen bringen. Wie dem auch sei, jene Aeußerungen, auch wo sie sichtbar nur der augenblicklichen Aufwallung erklärlichen Unmuths entsprangen, mußten am Hofe zu Madrid in

dem schwärzesten Lichte erscheinen und das Drohende, das in ihnen lag, schien durch die erst nach ihnen erfolgten Ereignisse zu Saragossa eine Bestätigung erhalten zu haben. So ging denn Philipp II. bereit und freudig auf einen Vorschlag ein, welchen die vornehmsten Aragonesen, die, weil sie am meisten zu verlieren hatten, auch am wenigsten wagen wollten und darüber nur zuviel aufs Spiel setzten, nach vielen Berathungen und Schwankungen aufgestellt hatten. Anfangs hatten sie daran gedacht, eine Gesandtschaft an den Papst zu schicken, damit dieser ihre Fueros, welche schon vor Alters die Genehmigung und den Beistand des Heiligen Stuhles erhalten hatten, gegen die Eingriffe der Inquisition sichere. Doch dieser Plan erhielt keine Folge und die Mitglieder des beständigen Ausschusses erfaßten einen andern. Sie beriefen erst vier, dann 13 Rechtsgelehrte, um ihnen den Conflict zwischen dem Tribunal des Großrichters und den Inquisitoren vorzulegen, und diese Juristen wußten, wie so häufig, eine Auslegung der Gesetze zu finden, die den Absichten, denen sie dienen sollte, entsprach. Sie erklärten zwar zuvörderst: das Recht der Manifestation der Gefangenen könne nur durch den Urtheilsspruch des Großrichters erlöschen, und seine Annullirung, wie die Inquisitoren sie versucht hätten, sei in der That eine Verletzung der Fueros, ein contrafuero gewesen. Dann aber erfanden sie die Theorie, daß eine blose Suspension jenes Rechtes kein contrafuero sein würde, und schlossen daraus, in wesentlicher Erweiterung selbst dieses Zugeständnisses, daß, wenn die Inquisitoren, trotz der Manifestation, die Gefangenen verlangten, sie ihnen ausgeliefert werden müßten. Ein Manöver juristischer Sachwalterkunst, das dem 19. Jahrhundert auch in diesen Beziehungen den Ruhm der Ursprünglichkeit raubt. Eine Concession, welche in

dem schwebenden Competenzconflicte factisch der Inquisition den unbedingten Sieg einräumte, und in dem speciellen Falle, um den es sich handelte, die bis dahin von den Aragonesen Geschützten ihren Verfolgern preisgab. Indeß der beständige Ausschuß sowol, wie der Hof des Großrichters nahmen diese Auslegung an. Die Grafen Aranda, Morata, Sastago, der Herzog von Villa-Hermosa, die meisten Barone und Edelleute billigten sie auch, und die Vorsteher der Stadt Saragossa versprachen, sie aufrechthalten und das Volk daran binden zu wollen. Selbst die nähern Freunde des Perez schienen sich darein zu ergeben. Don Pedro de Bolea und Don Antonio Ferris erschienen in der Versammlung der Deputirten, um im eigenen Namen und in dem Don Fernando's d'Aragon, Don Martin's de La Nuza, Don Martin's de Bolea, Don Juan's Coscon, Don Felipe's de Castro, Don Diego's de Heredia, Don Manuel's de Lope und mehrerer Anderer ihr Verlangen auszudrücken, dem König zu dienen und die Befriedigung des Landes zu fördern. Wie die von Anfang an Gemäßigten oder Indifferenten in dem gemachten Vorschlag einen bequemen Ausweg sahen, sich aus ihrer Verlegenheit zu helfen, so mochten die Heftigern, die erst durch ihre Gewaltthat gegen Almenara die Sache so schlimm gemacht hatten, jetzt über die weitern Folgen ihrer Schritte besorgt werden und um jeden Preis ihren Frieden zu machen wünschen. Sie versuchten sogar, den Perez zu überreden, daß er am besten thue, dem Privilegium der Manifestation zu entsagen und sich freiwillig der Inquisition zu stellen, um sich dadurch Mitleid und Schonung zu verdienen, während außerdem seine Freunde sich verderben würden, ohne ihm helfen zu können.

Perez hütete sich wohl, diesem Rathe zu folgen. „Nie-

mand, der mich liebt", erwiderte er, „kann mir ihn im Ernste geben. Mich der Inquisition überliefern, hieße den Verlust meines Lebens und meiner Ehre vollenden. Molina, der dort sitzt, ist mein Todfeind, und würde gern sein eignes Blut vergießen, um das meine zu trinken, so verlangt er danach. Wenn nicht Er dort wäre, so würde ich mich schon längst in die Hände Morejon's gegeben haben, der meine Angelegenheit leidenschaftslos untersuchen und beurtheilen würde. Möge der Cardinal von Toledo ihn und zwei andere unparteiische Richter bestimmen, und ich werde mich gern vor ihnen stellen, wo sie mich dann strafen mögen, wenn ich ein Ketzer bin. Gott weiß wohl, daß ich es nicht bin, daß ich es niemals gewesen. Nicht die Gerechtigkeit fliehe ich, sondern die Leidenschaft der Richter, die mich stets verfolgt hat." Die fortwährenden Aufregungen und der Anblick der neuen Gefahr, die ihn bedrohte, hatten ihm Fieber zugezogen; aber selbst das konnte ihn nicht brechen, und er entwickelte um so größere Thätigkeit, Entschlossenheit und Geschicklichkeit, je verzweifelter seine Lage schien. Er mußte jetzt selbst die Rolle des Agitators übernehmen, die er bis dahin seinen Freunden gelassen, und verfaßte und verbreitete mehrere Flugschriften, welche die Aufregung des Volks unterhalten und es für einen neuen Aufstand stimmen sollten. Die Gewaltthätigkeit der Inquisitoren, die Schwäche des Großrichters, die Pflichtwidrigkeit der Rechtsgelehrten, die Ungesetzlichkeit ihrer Entscheidung, das Alter der Fueros im Gegensatze zu der Neuheit der Einführung der Inquisition, die Nothwendigkeit, jene bei dieser Gelegenheit zu vertheidigen, um sie nicht für immer zu verlieren, bildeten die Themen dieser kleinen Schriften, die er, unter den wechselnden Formen des Dialogs, der Erörterung, des Spottes, der

Ansprache, an das Volk richtete, das sie mit Begier las. Gleichzeitig beeilte er sich auch, dem Tribunal des Großrichters eine Widerlegung der Entscheidung der Juristen zu übergeben, und erneuerte seine Berufung auf diese Widerlegung, als er auf die erste Eingabe keine Antwort erhielt. Er hob dabei wol mit Grund hervor, daß man zur Entscheidung der schwebenden Frage vor allem den Vertrag, der bei Einführung der Inquisition in Aragonien zwischen dieser und dem Königreiche geschlossen worden[1]), vergleichen, sowie einen Beschluß der Cortes von 1585 berücksichtigen müsse, welcher jeden Eingriff der Inquisition in die Fueros oder in die Rechte Einzelner an den Richter gewiesen haben sollte.

Indeß der Großrichter und seine Assessoren blieben gegen alle Bitten und Vorstellungen des Perez taub. Sie hatten ihre Partie ergriffen, und setzten alles in Bereitschaft, ihn ohne Störung und Gefahr nach Aljaferia zu schaffen. Unter diesen Umständen dachte Perez an nichts, als wie er auch aus dem Gefängniß der Manifestados entfliehen könne. Er verabredete den Fluchtplan mit Gil de Mesa, Don Martin de La Nuza, Thomas de Rueda, Christoval Frontin, Francisco de Ayerbe, Dyonisio Perez de San Juan und Juan de Aynsa, die ihm treu geblieben waren. Mit Hülfe einer Feile, die sie ihm verschafften, feilte er drei Nächte hindurch an dem Gitter seines Fensters und durfte in der nächsten Nacht hoffen, seinem Kerker entrinnen zu können, als er mitten in seinen Vorbereitungen zur Flucht überrascht und in einem andern Theile des Gefängnisses in engere

---

1) Man scheint diesen Vertrag nicht vorliegen gehabt zu haben, und Perez schlug vor: wenn er sich nicht zu Saragossa wieder auffinde, ihn auf seine Kosten zu Rom suchen zu lassen.

Haft gebracht wurde. Der treulose Basante, den er noch immer für seinen Freund hielt, hatte die Sache vier Jesuiten erzählt, die ihn vermocht hatten, die Inquisitoren zu benachrichtigen, welche darauf den Großrichter von dem Fluchtplan in Kenntniß gesetzt hatten.

Perez schien jetzt den Inquisitoren und dem Könige preisgegeben. Der König hatte sich alle Mühe gegeben, die Personen, die in Aragonien auf die Sache Einfluß haben konnten, bei guter Stimmung zu erhalten, und hatte die gnädigsten Schreiben an Männer erlassen, denen er später den Kopf abschlagen ließ. Der Vicekönig hatte die beste Hoffnung, daß die Auslieferung in aller Ruhe von statten gehen würde. Am 23. Sept. erließen die Inquisitoren eine neue Requisition, bei welcher die das Manifestationsrecht gefährdende Stelle weggelassen war, während sie doch ein factisches Hinwegsetzen über dasselbe begehrte. Sie wurde am Morgen des 24., zwischen 10 und 11, durch den Secretär Lanceman de Sola, dem von seinen Assessoren umgebenen Großrichter eingehändigt. Dieser berief sogleich die Deputirten der Reichsstände und die Geschworenen der Stadt zu einer Berathung, in welcher die Auslieferung der Gefangenen einmüthig beschlossen ward, welcher Beschluß darauf in einer öffentlichen Sitzung des Tribunals eine solenne Bekräftigung erhielt, wobei zugleich das anwesende Publikum zur Unterstützung desselben aufgefordert ward. Hierauf setzte sich ein stattlicher Zug in Bewegung. Voran marschirte eine Abtheilung Arkebusiere. Dann folgten die Stabträger des obersten Gerichtshofes, der Assessor Claveria, die Stabträger des beständigen Ausschusses, zwei Deputirte des letztern, die Stabträger des Magistrats, ein Geschworner des Raths, und den Schluß machte der Gouverneur mit der reitenden Garde.

So zogen sie zu der Wohnung des Vicekönigs, wo sich die Räthe des letztern, der Vorsteher der königlichen Kanzlei, der Herzog von Villa-Hermosa, die Grafen Aranda, Sastago, Morata und viele Herren vom hohen Adel und der Ritterschaft, alle bewaffnet und von ihren Lehnsleuten umgeben, ihnen anschlossen. In so imponirender Stärke und Ausrüstung wendete sich der Zug nach dem Marktplatze, der, wie die Hauptstraßen der Stadt, schon seit früh 3 Uhr von Truppen besetzt war. Hier angelangt, verfügten sich der Assessor Claveria, der Deputirte Miguel Turlan und der Rathsgeschworne Inigo Bucle Metelin in das Gefängniß, um Perez und Mayorini dem Alguazil der Inquisition zu überantworten.

Jetzt schien Perez verloren, und doch sollte eben jetzt die Wendung eintreten, welche seine Befreiung aus der Gewalt seiner Verfolger, zugleich aber freilich die schließliche Vernichtung der aragonischen Freiheiten bewirkte. Perez selbst war nicht ohne Hoffnung. Mayorini, der sich mit Sterndeuterei abgab, hatte ihm angekündigt, daß ihre Widerwärtigkeiten im Vollmonde des Septembers endigen würden, und zu besserem Troste hatte ihm Gil de Mesa noch in der vorhergehenden Nacht geschrieben: er solle keine Furcht haben und auf den Beistand seiner Freunde vertrauen. Dieser unerschrockene Aragonese hatte das erkaltete Feuer und den wankenden Muth der alten Parteigänger des Perez in neues Leben gerufen. Er selbst war zu allem entschlossen. Noch wenige Tage vorher sagte er zu Basante, dem sie also noch immer trauten: „Ich schwöre zu Gott, daß, wenn die ganze Welt den Perez verließe, ich ihn nicht verlassen werde; ich werde auf den Platz gehen, mich mit allen zu messen, und wenn ihrer Hunderttausende wären, und ich werde mich in seinem Dienste

opfern und sterben, damit ihm sein Recht werde. Ich werde ihm, wie er mir geheißen, lieber das Leben nehmen, als ihn in den Händen der Inquisition sehen." Dann verbreitete er sich über die Aussichten des Gelingens seiner Plane, wobei er namentlich auf den Beistand Don Martin's de La Nuza, Don Diego's de Heredia und Don Juan's de Torrellas, welcher abwesend war, aber Mannschaften schicken wollte, sowie darauf rechnete, daß, wenn sie nur einmal losbrächen, das ganze Gefolge der großen Herren für sie Partei nehmen würde. So wurde es auch Punkt für Punkt. Am Morgen des 24. Sept. hatten, neben den Anstalten der Autoritäten, auch die Bewegungsmänner ihre Anstalten getroffen und sich mit einer Schar entschlossener Dienstleute (lacayos) in den Häusern Don Juan's de Torrellas und Don Diego's de Heredia bereit gestellt. In demselben Augenblick, wo man dem Perez Fußeisen anlegte, brach Don Martin de la Nuza, ein Schild am Arm und das Schwert in der Hand, an der Spitze einer bewaffneten Schar, die durch sich anschließende Leute aus dem Volke anwuchs, aus Torrellas' Hause, ließ auf die Soldaten, die den Ausgang der großen Straße bewachten, schießen, drängte sie zurück und rückte durch das Thor von Toledo auf den Marktplatz. Hier waren ihm Gil de Mesa und Francisco de Ayerbe bereits um einige Augenblicke zuvorgekommen, indem sie, Musketen in den Händen, von mit Büchsen bewaffneten Dienstleuten umgeben und vom Volke unterstützt, im Sturmschritt die Straße de la Albarderia durchschritten hatten und unter dem Rufe: Freiheit! Freiheit! auf dem Platze erschienen waren. Von zwei Seiten angegriffen, hatten die Truppen des Gouverneurs und des Vicekönigs die Flucht ergriffen und die Aufständischen im Besitze des Platzes

gelassen. Der Vicekönig, die Richter und die Großen in seiner Begleitung hatten sich eilends in ein Haus verschlossen, das aber von dem Volk in Brand gesteckt wurde, sodaß sie sich nur dadurch retten konnten, daß sie die Hinterwand durchbrachen, um in die befestigte Wohnung des Herzogs von Villa-Hermosa zu gelangen. Die um Perez beschäftigten Beamten wurden von Schrecken ergriffen, verließen ihn und flohen über die Dächer in den Palast des Großrichters. Die siegreichen Aufständischen erbrachen nun die Thüren des Gefängnisses, befreiten den Perez und trugen ihn im Triumph in das Haus des Don Diego de Heredia. Hier stieg er sogleich, mit Gil de Mesa, Francisco de Ayerbe und zwei lacayos zu Pferde und verließ Saragossa durch das Thor von Santa-Engracia, während eine Masse Volks ihn eine Viertelmeile weit unter Zurufen und Glückwünschen begleitete. Er wendete sich dem Gebirge zu, hielt erst nach acht Meilen Weges an und behielt dann blos seinen treuen Gil de Mesa bei sich. Nun hielt er sich einige Tage lang in den Bergen verborgen, ging blos des Nachts heraus, sich etwas Wasser zu suchen, lebte von ein wenig Brot, das er mitgebracht, und erwartete einen günstigen Augenblick, über den Paß von Ronceval die Pyrenäen zu überschreiten. Da er aber erfuhr, daß die Leute des Gouverneurs ihm nachspürten, so kehrte er, auf den Rath des Don Martin de la Nuza, verkleidet nach Saragossa zurück, wo er am 20. October ankam und in dem Hause des genannten Edelmannes versteckt blieb.

Denn was immer für ausschweifende Plane man ihm zugeschrieben, die Sachlage war nicht danach, daß er als Haupt einer gewaffneten Opposition gegen den König hätte auftreten können, ungeachtet es zu einem

Kampfe zwischen dem Könige und Saragossa, oder doch zu dem Anfange und Anscheine eines solchen, kam. Der Aufstand vom 24. Sept. hatte sich gegen fünf Uhr des Abends gelegt. Als hätte es sich blos um Perez gehandelt — und für Gil de Mesa mochte es sich in der That am wesentlichsten um diesen handeln — gaben sich die Theilnehmer des Aufstandes wieder zur Ruhe, sobald sie wußten, daß Perez befreit und entflohen sei. In der folgenden Nacht durchzogen noch einige Haufen die Stadt und ließen von Zeit zu Zeit den Freiheitsruf erschallen. Sonst schien alles zur Ordnung zurückgekehrt, und die Autoritäten dachten nur daran, den König zu begütigen. Der Vicekönig berichtete demselben von den Maßregeln, die man zur Verhütung eines Tumultes ergriffen gehabt, und von den bestandenen Gefahren. Der Ausschuß dachte an eine nach Madrid zu sendende Deputation. Der König ließ keinen Unwillen merken und schien zu keiner Strenge geneigt. Er erklärte sich bereit, die Deputation zu empfangen, und versicherte, sie mit Vergnügen anhören zu wollen. Dem Vicekönig sprach er Anerkennung, Lob und Dank aus (1. Oct. 1591). Indeß der alte heuchlerische Tyrann hatte ganz anderes im Sinne. Er hielt jetzt den Augenblick gekommen, wahr zu machen, was seine Urgroßmutter Isabella einst gesagt: „Mein größter Wunsch ist, daß die Aragonesen sich empören, um Gelegenheit zu haben, ihre Fueros zu vernichten." Während er die aragonesischen Deputirten nicht ungnädig aufnahm, verfügte er die Bildung einer castilischen Armee, die sich zu Agreda, an der Grenze Aragoniens, zusammenzog und deren Befehl dem Don Alfonso de Vargas vertraut ward, einem General von nicht hoher Herkunft, der noch keine Verwandtschaften in Aragonien hatte. Die Ansammlung castilischer Trup-

pen in solcher Nähe beunruhigte die Aragonesen, und am 27. October begaben sich Don Diego Fernandez de Heredia, Don Pedro de Bolea, Don Miguel de Sese, Don Balthasar de Gurrea, Don Juan d'Aragon, Don Juan de Moncayo, Don Juan Agustin, Don Martin de La Nuza, Don Manuel Lope, Christoval Frontin und mehrere Andere zu dem beständigen Ausschuß und forderten ihn auf, in Gemäßheit des Fuero von 1300 für die Vertheidigung des Königreichs zu sorgen und, in Ausführung des Fuero von 1361, Vargas und seine Soldaten mit Todesstrafe zu bedrohen, wenn sie die Grenze zu überschreiten wagten. Die Deputirten berathschlagten hierauf über die sie bedrohende Gefahr und über die Mittel, ihr zu entgehen, riefen die Mitwirkung aller Städte Aragoniens an und verlangten von den beständigen Ausschüssen des Königreichs Valencia und des Fürstenthums Catalonien den Beistand, der in den Verträgen zwischen den drei Ländern für den Fall eines Einfalles in eines derselben festgestellt war. Gleichzeitig schrieben sie an den König (28. und 29. Oct.), stellten ihm vor, daß der Eintritt castilischer Truppen auf ihr Gebiet den Fueros zuwider sei, und gaben zu erkennen, daß sie verpflichtet sein würden, sich einem solchen offen zu widersetzen.

Die Antwort des Königs, vom 2. Nov., war zwar immer noch voll Verstellung, ließ aber doch Beunruhigendes durchblicken. Die Armee komme nicht, um irgend eine Staatsgewalt auszuüben, sondern ziehe nach Frankreich, und — hier kam der hinkende Bote — werde blos Halt machen, um der Gerechtigkeit Leben und Kraft zu geben, damit sie, in den Händen von nach der Verfassung des Königreichs competenten Dienern des Königs, ihren Lauf haben könne. Indem sie die Frage

erörtert hätten, ob die Armee komme, um eine Staatsgewalt auszuüben und ein Uebel zu erzeugen, hätten sie sich vergangen, und dieses Vergehen sei noch größer von Seiten derer, die sich solche Sachen einredeten und, auf so leeren Grund hin, Vorstellungen und Forderungen erhöben und in dem allen ein sehr pflichtwidriges Mistrauen zeigten. Die Lügen einiger Menschen und der offenbare Druck, in dem sie alle Andern hielten, hätten ihn verpflichtet, zu dem Mittel zu greifen, das allein helfen könne. Er versicherte, daß er dieses Mittel mit Mäßigung anwenden werde, und schien nur die Hauptschuldigen von seiner Milde auszuschließen. Er kündigte die baldige Ankunft seines Commissars, des Don Francisco de Borgia, Marquis de Lombay, an, der seine Absichten noch näher darlegen würde, und machte den Deputirten einstweilen zur Pflicht, sich nicht zu anarchischen Gedanken hinreißen zu lassen, die geeigneter wären, das ganze Königreich über den Haufen zu stürzen, als die Herstellung eines Rechtes zu erwirken, das weder verletzt, noch bedroht sei. „Es ist stets", so hieß es am Schluß, „mein Wille gewesen und ist es noch, die Fueros aufrecht zu halten, alle nur mögliche Güte zu bethätigen und Euch durch die Wahrung des Friedens im Königreich und durch die fortwährende Dauer einer Eintracht zu beglücken, welche geeignet ist, meinen Unterthanen den guten Ruf und Namen zu erhalten, deren sie sich erfreuen. Da ich keinen andern Wunsch habe, so würde es für die, die sich meinem Willen nicht gemäß halten wollten, eine schwere Anklage und Verschuldung sein. Was Euch betrifft, so werdet Ihr Euch demgemäß verhalten und dem Gesagten entsprechen, damit denen von keiner Seite eine Entschuldigung bleibe,

die sich, während sie wissen, was ich gesagt habe, freiwillig für ihr Verderben entscheiden."

Möglich, daß, wenn die Vertreter Aragoniens sich ruhig gefügt hätten, der König sich begnügt hätte, die hauptsächlichsten Führer des Aufstandes zu verfolgen und vielleicht den Anspruch der Inquisition, etwa auf dem Fuße des vorher getroffenen Vergleiches, festzustellen. Möglich freilich auch, daß er die Anwesenheit eines castilischen Heeres in Aragonien benutzt hätte, die Aenderung der Verfassung durchzusetzen, die er wünschte, und daß jene Fügsamkeit nur den Vorstehern des Volks persönlich genützt hätte. Wie dem auch sei, die Letzteren trauten denn doch den Versicherungen des Königs, die mit einer offenbaren, nur schlecht bemäntelten Verletzung der Fueros verbunden waren, nicht, hielten sich vielmehr nunmehr verpflichtet, genau nach Maßgabe der letztern zu verfahren, mußten aber freilich erfahren, daß die Bedingungen, unter denen diese entstehen und sich erproben konnten, nicht mehr bestanden. Nachdem sie 13 Rechtsgelehrte befragt und 12 davon erklärt hatten, die Fueros geböten, dem castilischen Heere Widerstand zu leisten, proclamirten die Mitglieder des ständigen Ausschusses und die fünf Richter des obersten Gerichts die Gesetzlichkeit und Nothwendigkeit der Vertheidigung, verfügten die Bildung eines Heeres, ernannten den Großrichter zu dessen Befehlshaber, wie das schon in seinem Amte lag, und bezeichneten Don Martin de La Nuza als seinen Stellvertreter. Es wurden Waffen vertheilt und aus den festen Schlössern des Herzogs von Villa-Hermosa Geschütze entnommen. Vier Boten und Notare der Cortes und des Großrichters erschienen bei Vargas, um ihm anzuzeigen, daß er der Todesstrafe verfallen sei,

wenn er das Gebiet des Königreichs verletze. Vargas hörte sie ruhig an und entließ sie in Frieden, indem er nur entgegnete: daß er sein Recht in Saragossa begründen werde, überschritt aber ohne weiteres die Grenze, an der Spitze von 10000 Mann Fußvolk, 1500 Reitern und zahlreicher Artillerie.

Die Vertheidigungsmittel ergaben sich so völlig unzureichend, daß dadurch auch der Muth und die Entschlossenheit der Vertheidiger gelähmt schienen, durch welche im Nothfall auch die nöthigen Mittel zu beschaffen gewesen wären. Weder aus Valencia, noch aus Catalonien kam der erwartete Beistand, und selbst in ganz Aragonien erhoben sich nur noch zwei Städte, Teruel und Albaraccin, für die Sache, die Saragossa im gemeinsamen Interesse ergriffen hatte. War in der That der alte Muth und Freiheitssinn in den Aragonesen erloschen, seit sie aufgehört hatten, einen selbständigen Staat zu bilden, der seine Regierung ganz und vollständig in seiner Mitte trug? Oder ließ sich die Mehrzahl von den trügerischen Versicherungen des Königs täuschen, handelte in der Meinung, sein Einschreiten werde nur den neuerlichen Unruhen, ihrer Veranlassung und ihren Theilnehmern gelten, die sich das selbst zugezogen hätten, und ahnete nicht, daß Alle zu büßen haben würden, was Einzelne begonnen? Saragossa und die in ihm versammelten Autoritäten blieben im wesentlichen allein, und auch Saragossa bewährte in dieser Sache nicht entfernt die Entschlossenheit und Ausdauer, durch die es sich in unserm Jahrhunderte Bewunderung verdient hat. Wol ließ Don Juan de la Nuza die Sturmglocke läuten, entfaltete das Banner St. Georg's, rückte Vargas entgegen und nahm drei Meilen von dem castilischen Heere Stellung. Es entging ihm aber nicht, daß sein

Heer weder zahlreich, noch kriegerisch genug war, um Vargas den Weg zu sperren. In diesem Gefühle ergriff er eine halbe, schwache Maßregel, bei der er nur an seine persönliche Sicherheit dachte und auch diese nicht recht bedachte. Er verließ das Heer und zog sich in eines seiner Schlösser zurück. Sein Stellvertreter und der ihm beigegebene Geschworne des Raths brachten gleichfalls ihre Personen in vermeintliche Sicherheit. Wie ihre Soldaten sich ohne Führer sahen, wichen sie in Unordnung auf Saragossa zurück, und auch in dieses zog Vargas, ohne Widerstand zu finden, am 12. November ein. Tages vorher hatte Perez dasselbe verlassen, um den Weg zum Exil, nun seiner einzigen Rettung, zu suchen.

Noch immer verstellte sich der König, wahrscheinlich um jeden Gedanken an ferneren Widerstand ersterben und seine Gewalt sich erst vollständig befestigen zu lassen. Vargas überließ sich keinerlei Strenge. Er beschränkte sich darauf, die vornehmsten Plätze und Straßen Saragossas mit seinen Truppen und seinen Geschützen zu besetzen. Der König schien die besiegten Aragonesen schonen und sich mit ihnen vergleichen zu wollen. Der von ihm ernannte Commissar, Don Francisco de Borgia, traf am 28. November zu Saragossa ein und eröffnete Conferenzen mit den Deputirten des Landes. Da der Vicekönig, Don Jaime Ximeno, Bischof von Teruel, bei Ausbruch des Krieges in sein Bisthum zurückgekehrt war, so war seine Stelle anderweit zu besetzen, und der König wählte, am 6. December, ein Mitglied des aragonesischen hohen Adels zu dieser Würde, den Grafen Morata, der zwar in der letzten Zeit die Sache des Königs mit Eifer ergriffen, am 24. Mai aber sich den Volkswünschen günstig gezeigt gehabt hatte. Seine Er-

nennung wurde als ein Pfand der Versöhnung betrachtet und beruhigte einen Theil von denen, welche Saragossa verlassen hatten, sodaß nicht Wenige zurückkehrten. Die Deputirten hielten noch immer mit Starrheit an ihren alten Rechten, ohne vollständig zu erkennen, wie wesentlich der erhobene und erfolglose Widerstand die Sachlage geändert. Statt in Unterhandlungen einzutreten, bei denen sie versuchen konnten, wenigstens soviel als möglich zu retten, erklärten sie, nicht berathen zu können, solange fremde Truppen im Königreiche wären. Da sie aber gleichwol fühlten, daß sie ohne Macht seien und von der Gnade des Königs abhingen, wendeten sie sich (12. Dec.), in einem sehr demüthigen Schreiben, an den Prinzen von Asturien, um ihn zum Vermittler zwischen ihnen und dem Könige zu gewinnen. Sie beschworen ihn, im Namen des ganzen Königreiches, das in die Fehltritte einer sehr kleinen Zahl verwickelt worden, ihnen die Gnade des Königs wiederzuverschaffen, und schlossen mit den Worten: „Wir legen unsere Rettung in Ihre Hände und beschwören Ew. Hoheit, es nicht zu verschmähen, dieses neue Anrecht an uns zu erwerben. Wir werden Ihnen künftig durch die Gnade gehören, wie wir Ihnen bereits durch das Recht und die Natur gehören. Möge unser Herr die erlauchteste Person Ew. Hoheit schützen, wie das die Christenheit braucht.“

Philipp II. war an sich nicht geneigt, sich von seinem Thronfolger beeinflussen zu lassen, und die demüthige Sprache der Aragonesen ermuthigte ihn mehr zu seinem Vorhaben, als daß sie ihn gerührt und erweicht hätte. Er hatte nun die Ueberzeugung erlangt, daß die Aragonesen ihm keinen Widerstand leisten würden, den er irgend zu fürchten brauche, und nun ließ er plötzlich die

Maske fallen, und es begann eine Reihe von Blut-thaten, denen man nur die Absicht zuschreiben kann, die Aragonesen dergestalt einzuschüchtern, daß sie sich willen-los dem Könige hingäben. Am 18. Dec. kam ein neuer Commissar des Königs zu Saragossa an, Don Gomez Velasquez, Stallmeister desselben Prinzen von Asturien, dessen Vermittelung die Aragonesen angerufen. Schon am Morgen nach seiner Ankunft wurden der Herzog von Villa-Hermosa, der von den alten Königen des Landes stammte, der Graf Aranda und der Großrichter Don Juan de la Nuza zu ihm berufen und sogleich bei ihm festgehalten. Das erste Opfer ward der Großrichter, so nachgiebig derselbe sich auch gegen die Wünsche des Königs gezeigt hatte. Aber es sollte in seiner Person die Unabhängigkeit Aragoniens und sein Widerstandsrecht getroffen werden. Sowie er verhaftet worden, kündigte man ihm an, daß er sich zum Tode vorzubereiten habe. „Und wer ist der Richter", frug er bestürzt, „der das Urtheil gefällt hat?" „Der König," erwiderte man. Als er das Urtheil zu sehen verlangte, zeigte man ihm einige eigenhändige Zeilen Philipp's II., folgenden Inhalts: „Ihr werdet Don Juan de La Nuza, Großrichter von Aragonien, festnehmen, und Ihr werdet ihm den Kopf abschlagen lassen. Ich will seinen Tod gleichzeitig wie seine Verhaftung erfahren." Konnte ein orientalischer Despot willkürlicher verfügen? Vergebens berief sich der Unglückliche darauf, daß niemand ihn richten oder verurtheilen könne, als die ganzen Cortes, der König und das Land. Er wurde ins Gefängniß gebracht und den Tröstungen der Jesuiten überlassen. In der folgenden Nacht wurde ein Schaffot auf dem Marktplatz aufgeschlagen, und am nächsten Morgen bestieg es der letzte der unabhängigen Großrichter Aragoniens, schwarz

gekleidet, mit Fesseln an den Füßen. Nachdem er kniend sein Gebet verrichtet, schlug ihm der Scharfrichter, in Gegenwart seiner bestürzten Landsleute, den Kopf ab. Unter dem Schaffot war folgende Schrift angebracht:

„So ist die Gerechtigkeit, welche der König, unser Herr, diesem Edelmann widerfahren zu lassen befiehlt, weil er Verräther gewesen, die Waffen gegen Se. Majestät, seinen König und angeborenen Herrn, ergriffen, mit Banner, Fahnen und Kriegsgezeug gegen ihn marschirt ist, und, unter dem Vorwande einer angeblichen Freiheit, diese Stadt und die andern Städte dieses Königreiches und der benachbarten Königreiche in Unruhe und Aufstand gebracht hat. Er befiehlt, ihm den Kopf abzuschlagen, sein Vermögen zu confisciren, seine Häuser und seine Schlösser zu schleifen, und verurtheilt ihn noch weiter zu allen gegen seines Gleichen verhängten Strafen."

Seit 141 Jahren, seit der König Alfonso V. 1450 Ferrer de la Nuza mit dem Amte beliehen, war die Würde des Großrichters von derselben Familie bekleidet worden, deren Sprößling jetzt die Unverträglichkeit seiner Stellung mit den veränderten Verhältnissen und seine eigene Schwäche und Halbheit durch den Tod büßte. Perez sagte darüber: „Mit ihm wurde die Gerechtigkeit zum Tode verurtheilt und hingerichtet." Aber bei seiner Hinrichtung blieb man nicht stehen. Der Herzog von Villa-Hermosa, der weder bei dem Aufstande am 24. Mai, noch bei dem am 29. September betheiligt gewesen, am letzteren Tage sich vielmehr eifrig für die Sache des Königs gezeigt, wohl aber, nach seiner verfassungsmäßigen Pflicht, an dem Widerstandsversuche theilgenommen hatte, wie die berechtigten Autoritäten den Widerstand proclamirt hatten, wurde, unter neuer Verletzung der Fueros, nach Castilien gebracht und zu Bur-

5*

gos enthauptet. Der Graf von Aranda, der nach Alaejos geschafft worden war, entging dem Schaffot nur durch den Tod im Gefängniß. Die Barone von Barbolis und von Purroy, aus den edeln Häusern Heredia und Luna, wurden zu Saragossa enthauptet. Weiter verurtheilte der mit dieser Spottjustiz beauftragte mailändische Senator Dr. Lanzi zum Tode: Don Martin de La Nuza, Baron von Biescas, dem es jedoch gelang, nach Frankreich zu entkommen, Don Miguel Gurrea, einen Vetter des Herzogs von Villa-Hermosa, Don Martin de Bolea, Baron von Sietamo, Don Antonio Feriz de Lizana, Don Juan d'Aragon, Schwager des Grafen Sastago, Francisco Ayerbe, Dionisio Perez de San Juan, mehrere andere Edelleute, viele Arbeiter und Handwerker, und selbst den Scharfrichter Juan de Miguel, der von seinem Gehilfen gehenkt wurde. Die Güter der Gerichteten wurden, wider die Verfassung, confiscirt, ihre Schlösser und Häuser bis zum Boden geschleift. Dann erfolgte eine sogenannte Amnestie (24. Dec. 1592), die aber durch ihre zahlreichen Ausnahmen einer Proscription glich. In diesem Erlasse wurden, nach einem salbungsvollen, heuchlerischen Eingange, der von der großen Güte und Milde des Königs und von allen den Gründen handelte, aus denen er sich bewegen lassen, Gnade für Recht zu üben, und darunter selbst auf das Beispiel des Herrn hinzuweisen sich nicht entblödete, von der Amnestie ausgenommen: alle Geistliche und Mönche, die an den Unruhen theilgenommen, wofür sie unter die Zucht der Inquisition kommen sollten; alle Rechtsgelehrte, welche erklärt hätten, daß man berechtigt sei, die castilische Armee zurückzutreiben; alle Hauptleute, die an der Spitze ihrer Compagnien zur Bekämpfung derselben ausgerückt wären; alle Fähnriche, die das Banner gegen

sie getragen, und außerdem 119 Personen, unter denen sich Antonio Perez, Don Juan de Torrellas Barbari, Schwiegersohn des Grafen Sastago, Don Pedro de Bolea, Vetter des Grafen Fuentes, Don Felipe de Castor-Cervellon, aus dem Hause der Grafen von Boil, Don Pedro de Sese, Don Juan de Moncayo, Don Luis de Urrea, Don Juan Coscon, Don Manuel Lope, Don Juan Agustin, Don Denis de Eguaras, Gil de Mesa und viele andere Edelleute, Geistliche, Notare, Procuratoren, Advocaten, Kaufleute, Handwerker und Arbeiter befanden. Den Meisten glückte es jedoch, aus dem Königreiche zu entkommen, in das sie wenigstens bei Philipp's II. Lebzeiten zurückzukehren nicht wagen durften.

Die blutige Härte dieser königlichen Willkür war zuletzt doch nur etwas Vorübergehendes, und hörte auf, wie der politische Zweck erreicht war, zu dem man sie für nöthig gehalten. Nun aber erhob sich zu dauerndem Drucke die heuchlerische Grausamkeit der Inquisition, in jetzt unbedingter Sicherheit und mit verschärfter Strenge waltend. In dem Personal trat eine Veränderung ein. Molina de Medrano wurde nach Madrid berufen, um dort den Lohn seines Eifers zu empfangen. Hurtado Mendoça und Morejon wurden von Saragossa entfernt, der erstere, weil er zu mild erschienen, der letztere, weil man ihn wol gar in Verdacht hatte, dem Perez günstig gesinnt zu sein. An ihre Stelle traten die Licentiaten Pedro de Zamora und Velarde de la Concha und die Doctoren Moriz de Salazar und Pedro Reves, deren Ergebenheit so unbegrenzt war, wie ihre Härte. Sie luden 374 Personen vor ihr Tribunal, in dessen Klauen sie jedoch nur 123 zu bringen vermochten, da die übrigen entweder schon von Dr. Lanzi besorgt worden waren,

oder die Flucht ergriffen hatten. Von den Gefangenen verurtheilten sie 79 zum Tode, und sprachen gegen mehrere andere schimpfliche Strafen aus. Perez stand an der Spitze der Verurtheilten, nachdem die Inquisitoren über seinen Glauben, seine Sitten, seine Handlungen, seine Plane, selbst über seine Herkunft Untersuchungen angestellt und Zeugen abgehört hatten. Wie viele Zeugen mögen es gewagt haben, vor der Inquisition etwas anderes auszusagen, als die Inquisitoren wissen wollten? Um dem Perez einen in Spanien sehr empfindlichen Makel anzuhängen und seine Ketzerei dadurch wahrscheinlicher zu machen, daß man ihm einen erblichen Hang zu solcher zuschrieb, suchte der Fiscal der Inquisition zu beweisen, daß er der Urenkel eines bekehrten und wieder abtrünnig gewordenen Juden Antonio Perez de Hariza sei, der zu Calatayud mit seinem Bruder verbrannt worden, und verwarf die entgegenstehenden genauen und glaubwürdigen, später durch authentische Urkunden außer Zweifel gesetzten Angaben, welche seine adelige Abkunft erhärteten.[1]) Das am 7. Sept. 1592 gefällte Urtheil wurde am 13. Oct. von dem obersten Inquisitionsgericht zu Madrid bestätigt. Nachdem ausführlich die von Perez in Aragonien erregten Unruhen, die ihm als Staatssecretär zur Last gelegten Pflichtwidrigkeiten, seine als blasphemirend und ungebührlich betrachteten Reden aufgezählt, ihm die Absicht, die Inquisition zu vernichten — eine Absicht, die, wenn er sie gehabt hat, höchst löblich gewesen wäre —, sowie die, eine Armee von Lutheranern nach Aragonien kommen zu lassen, beigemessen, seine Schritte einer Hinneigung zu Heinrich IV., der nur als

---

1) Llorente, Histoire critique de l'inquisition, III, 347—351, 367—369.

M. de Vendome bezeichnet wurde, zugeschrieben, er widernatürlichen Verbrechens bezüchtigt und zuletzt noch versichert worden, daß er in Frankreich wie ein Ketzer lebe und an dem Gottesdienste der Hugenotten theilnehme, verurtheilten ihn die Inquisitoren zum Feuertode, den er — zum Glück für ihn nur in effigie bestehen sollte. Schlimmer, daß seine Kinder und deren Mannsstamm für unfähig erklärt wurden, irgendwelche kirchliche oder weltliche Aemter zu bekleiden. Auch sollten sie kein Gold, Silber, keine Perlen, Edelsteine oder Korallen, keine Seide, keinen Camelot, kein feines Tuch tragen dürfen u. s. w. Am 20. Oct. wurden die 79 Schlachtopfer jener Mischung von Aberwitz, teuflischer List und Bosheit, die sich in keiner politischen Form so grell findet, wie in der hierarchischen[1]), in einem von früh acht Uhr bis Abends um neun währenden Autodafé verbrannt, welchem wol viele derselben Saragossaner mit regem Antheil zugeschaut haben mögen, welche vorher den Kämpfern gegen die Inquisition ihren Beifall zugerufen. Das Bild des Perez figurirte, als lächerliche Beigabe, in dem schaurigen Zuge, mit der Mütze des Verurtheilten und einem mit Flammen eingefaßten Sanbenito bekleidet, worauf die Inschrift stand: „Antonio Perez, Exsecretär des Königs unsers Herrn, gebürtig aus Moreal d'Ariza und wohnhaft zu Saragossa, überführter, flüchtiger und rückfälliger Ketzer", und das Verbrennen desselben machte den Beschluß der, wie so vieles in diesen Dingen, auf tiefe geistige und sittliche Beschränktheit berechneten Scene.

---

1) Die ausgebildete, auf Herrschaft berechnete Hierarchie ist wesentlich politischer Natur und behandelt die Religion nur als Werkzeug, wenngleich auch von ihren Beförderern zum Theil gelten mag: daß sie selbst nicht wissen, was sie thun und wie schwer sie freveln.

Nachdem die unternehmendsten Führer und viele Theilnehmer der Bewegung geschlachtet, verbrannt oder entflohen waren, und die fortdauernde offene Gewalt und mehr noch jene finstere, geheime Greuelmacht dumpfe Entmuthigung über das Volk verbreitet hatten, führte der König den Plan aus, auf welchen dies alles berechnet gewesen. Er berief die Cortes nach Tarragona, wo er aber, dem Gebrauch zuwider, nicht selbst den Vorsitz führte, sondern sich durch den Erzbischof von Saragossa, Bobadilla, vertreten ließ. Hier wurden alle die Aenderungen an den Fueros, die er verlangte, bewilligt. Er erhielt das Recht, den Großrichter zu entlassen, Castilier zu Vicekönigen zu ernennen, neun Richter zu bezeichnen, von denen die Cortes, die bis dahin alle gewählt hatten, nur einen zurückweisen konnten. Der Großrichter wurde ein gewöhnlicher, königlicher Beamter. Daß das absolute Veto der einzelnen Mitglieder der Cortes abgeschafft wurde, mochte ganz gut sein, und zu verwundern war, daß man es bei Einführung neuer Steuern bestehen ließ. Aljaferia wurde zu einer Citadelle umgeschaffen und mit Truppen versehen, welche Saragossa in Gehorsam und Furcht halten sollten. Aragonien war eine gewöhnliche spanische Provinz und ward damit in den allgemeinen Sumpf des Verfalles hineingezogen.

Perez, der zu dem allen den Anlaß gegeben, war inzwischen in leidlicher Sicherheit und bewahrte diese, sollte aber sein ferneres Leben im Exil, getrennt von den Seinen und von dem Vaterlande, nach dem er sich stets zurücksehnte, in viel vergeblichem Ringen, Mühen und Sorgen verbringen. Nachdem er Saragossa verlassen, hatte er mehrere Tage und Nächte des Novembers unter Felsen oder in Höhlen zugebracht. Dann hatte er sich gegen Sallen, an der äußersten Grenze Aragoniens, ge-

wendet, wo ihn Don Martin de La Nuza in einem alten Schlosse aufnahm. Alles war in Bewegung, ihn zu ergreifen. Die Inquisitoren hatten in alle Dörfer entsprechende Befehle geschickt, und die Soldaten des Vargas durchstreiften die Berge und marschirten gegen Sallen. Trotz dieser äußersten Gefahr entschloß sich Perez sehr schwer, sein Vaterland zu verlassen, und hoffte noch immer auf eine unerwartete günstige Wendung. Endlich mußte er sich entscheiden und schickte am 18. Nov. seinen Gil de Mesa nach Pau, mit einem Schreiben an die Prinzessin Katharina von Bourbon[1]), worin er um den Schutz dieser Fürstin bat, der ihm auch in ausgedehntester Weise zugesichert ward. Noch ehe er diese Antwort erhalten, mußte er sein Asyl verlassen, da 300 Mann Soldaten in Sallen eingetroffen waren und am Morgen des 24. in dem Schlosse anlangen sollten. In der Nacht vorher überschritt er, von zwei Lacayos begleitet, das Gebirge, wobei der Schnee der Pyrenäen zwar seinen Weg erschwerte, zugleich aber ihm als Schutz gegen die Verfolger diente. Am 26. Nov. kam er in Pau an, wo er von der Prinzessin mit einer Herzlichkeit empfangen wurde, an der die Politik soviel Antheil hatte, wie das Mitleid.

Philipp II., der hiermit seine Rache vereitelt sah und zugleich den Nachtheil fürchtete, den ihm des Perez Enthüllungen in Europa bringen könnten, versuchte jetzt, ihn durch List nach Spanien zurückzulocken. Don Martin de La Nuza hatte, nachdem er Sallen verlassen und sich auf französisches Gebiet begeben hatte, an der Grenze

---

1) Die Schwester König Heinrich's IV., geb. 7. Febr. 1558, † 12. Febr. 1604. Sie vermählte sich 30. Jan. 1599 mit dem Herzog Heinrich von Lothringen (geb. 8. Nov. 1563, † 31. Juli 1624.)

eine Unterredung mit den Führern der Truppe gehabt, welche den Perez verfolgte. Infolge dieser Unterredung begab er sich nach Pau, um Perez von ihrer Seite einen Vergleich vorzuschlagen, zu dessen treuer Erfüllung sie sich in ihrem, des Königs, des Vicekönigs, des Don Alonso de Vargas und der Inquisitoren Namen verpflichteten. Perez erklärte, er werde die Vorschläge gern entgegennehmen, wenn sie bona fide gemacht wären, und werde sich ihrem Inhalte gemäß entscheiden. Don Martin kam zwar nicht wieder; aber am 1. Jan. 1592 schrieb Thomas Perez Rueda, der die zweite Flucht des Perez befördert hatte, an diesen, und suchte ihn zu bewegen, sich, im Interesse seiner Familie und des Königreichs Aragonien, auf welchem bereits die Hand des Königs zu lasten begann, mit Philipp II. zu verständigen. Perez verlangte in seiner vom 6. datirten Antwort vor allem vorläufige Bürgschaften, namentlich Maßregeln der Milde in Betreff seiner Kinder und ihrer Mutter. Der Gang der Dinge in Saragossa war nicht geeignet, sein Mistrauen zu beschwichtigen, und man mußte die Hoffnung aufgeben, ihn herbeizulocken. Man beschloß nun, ihn in Frankreich zu meucheln. Schon wie er noch in den Pyrenäen war, hatte man zwei wegen Schmuggelei Verurtheilten, Antonio Bardari, Baron de Concas, und Rodrigo de Mur, Baron de Pinilla[1]), Begnadigung versprochen, wenn sie den Perez einbrächten. Als er in Frankreich war, versprach man zuerst dem Mayorini, der mit Perez entkommen, dessen Freundschaft für diesen aber erkaltet war, Begnadigung und Geld, wenn er den Perez tödte. Mayorini verschwieg

---

1) Zwei Barone wegen Schmuggelei verurtheilt, das ist auch charakteristisch für jene Zeit.

die ihm gemachten Anerbietungen zehn Tage lang; endlich aber siegte sein Gewissen und er entdeckte sie seinem alten Freunde, in Gegenwart des Don Martin de La Nuza. Man wendete sich nun mit denselben Versprechungen an jenen Gaspard Burces, der einen so wesentlichen Theil an der Gefangennehmung und Ermordung des Marquis von Almenara gehabt hatte. Dieses Complot, das, wie das erste, durch einen navarresischen Adeligen vermittelt worden war, wurde entdeckt und Burces zum Tode verurtheilt, jedoch auf Perez' eigene Verwendung begnadigt. Hierauf versuchte man es mit einer schönen, galanten und vornehmen bearner Dame, einer kühnen Jägerin und Reiterin, der man 10000 Thlr. und sechs spanische Pferde anbot, wenn sie nach Pau komme, ein Verständniß mit Perez anknüpfe, ihn zu sich einlade und ihn da eines schönen Abends ausliefere, oder auf einer Jagdpartie entführen lasse. Die Dame kam in der That nach Pau, machte Bekanntschaft mit Perez und diese Bekanntschaft nahm einen sehr innigen Charakter an, hatte aber nur die Folge, daß die Dame selbst die ganze Sache dem Perez entdeckte, dem sie zugleich ihr Haus und ihr Einkommen zur Verfügung stellte.

Inzwischen genügte die enge Bühne zu Pau, abgesehen davon, daß die Nähe Spaniens ihn hier den Versuchen seiner Feinde besonders aussetzte, dem feurigen und ruhelosen Geiste des Perez nicht. Schon am 9. Dec. 1591 hatte er an Heinrich IV. geschrieben, der jedoch erst im Frühjahr 1593 seine Schwester, die Prinzessin Katharina, veranlaßte, ihn nach Tours zu bringen. Hier hatte der König mehrere lange Unterredungen mit Perez, die ihn bestimmten, denselben, mit einem sehr empfehlenden Schreiben, an die Königin Elisabeth von England zu schicken, wohin sich Perez im Sommer 1593 begab

und damit Gelegenheit erhielt, im Dienste der beiden großen Gegner Philipp's II. gegen diesen zu wirken. In England fand er den Hof in die Parteien Burleigh's und Esser' getheilt, während die Königin, wie während ihrer ganzen Regierung, den Parteikampf im Gange, die Parteien selbst im Gleichgewicht zu halten suchte, übrigens mit ihrer Neigung dem jüngeren Bewerber, in ihrer Politik dem älteren Rathgeber zugewendet war. Burleigh sowol als die Königin hielten die Zeitlage für dergestalt angethan, daß man recht wohl das gute Einvernehmen mit Frankreich pflegen und dieses für den gemeinsamen Zweck benutzen könne, ohne nöthig zu haben, sich sonderlich dabei anzustrengen, während Esser die innigste und thätigste Verbindung mit Frankreich betrieb. Perez schloß sich natürlich bei seiner Ankunft an den letzteren an, mit dem er auch bald in das vertrauteste Verhältniß kam. Beides mochten verwandte Naturen sein, ehrgeizig, ruhelos, genußsüchtig, dem blendenden Schein ergeben, gleichgültig in der Wahl der Mittel. Esser stellte ihn der Königin vor, und verschaffte ihm von dieser eine Pension von 130 Pfund, während sie freilich ihre Politik nichts weniger als durch ihn bestimmen ließ, sondern gerade in jener Zeit die Truppen, die sie in die Bretagne geschickt hatte, zurückzog. Er lebte in London als Gast des Earls und nahm an dessen Schwelgereien vollen Antheil. Hier verband er sich auch mit den Brüdern Franz und Anton Bacon, von denen der Erstere, durch seinen Geist unsterblichen Namens geworden, aber leider bestimmt, durch einige Schwächen des Charakters seinen Ruhm zu trüben, sich, weil Burleigh, obwol sein Oheim[1]), den talentvollen Neffen, in

1) Die Gemahlin Burleigh's, Mildred, war die Schwester der Mutter Bacon's, der Anna Coke. Beide, wie die Lady Katharina

dem er einen gefährlichen Concurrenten für seinen eigenen Sohn fürchtete, nicht förderte, an Essex angeschlossen hatte. Dieser nahm sich auch seiner Interessen auf das wärmste an und hatte ihn sogar mit einem Gute zu Twickenham beschenkt, mußte aber erleben, daß Bacon, als die Krisis herankam und als er, nach schwachen Versuchen, Essex zu retten, das Verderben seines großmüthigen Freundes als unausweichlich erkannt hatte, aus Furcht, in seinen Sturz verwickelt zu werden, oder doch den eben durch Essex erlangten Fuß bei Hofe zu verlieren, sich zuletzt als Ankläger gegen ihn gebrauchen ließ und diese Aufgabe mit einer Schärfe und Feindseligkeit erfüllte, für die man leider keine bessere Entschuldigung finden kann, als daß Bacon wußte, er gelte für eine Creatur des Essex, und fürchtete, die geringste Schonung, die er demselben bei Erfüllung seines Auftrags beweise, könne ihm eben deshalb zur Schuld gerechnet werden. Dieser Gefahr entging er, verwirkte aber die Achtung aller ehrenhaften Männer, selbst unter den Gegnern des Essex.[1]) — Franz Bacon fand viel Interesse an der Unterhaltung mit dem geistreichen und vielerfahrenen Spanier und schloß sich eng an ihn an. Es bezeugt aber den Ruf, in welchem Perez im allgemeinen und abgesehen von der Nachsicht, die ihm die Politik bewies, weil sie ihn brauchen konnte, bei dem englischen Publikum stand, daß die Mutter Bacon's über diese Bekanntschaft an ihren älteren Sohn Anton schrieb: „Ich bedauere Euern Bruder, solange er sich nicht selbst bedauert, sondern diesen blutigen Perez, einen stolzen, weltlich gesinn-

---

Killigrew, waren Töchter des gelehrten Sir Anton Coke und die drei Schwestern gehörten selbst zu den gelehrten Damen.

1) Siehe über diesen traurigen Vorgang Macaulay's Essay über Bacon.

ten, verschwenderischen Gesellen, dessen Verkehr mit ihm, wie ich wahrhaftig fürchte, der Herr Gott misbilligt und deshalb Euern Bruder in Ruf sowol wie in Gesundheit weniger segnet, zum Genossen in Wagen und Bett hat. Ein Elender wie Er liebt Euern Bruder nicht anders, als weil er seinen Credit zu nutzen und auf seine Kosten zu leben denkt." Möglich freilich, daß auf die besorgte Mutter der Einfluß ihres ernsten, soliden, puritanischen Schwagers gewirkt hat, und jedenfalls ist Bacon durch Perez nicht zu ausschweifendem Leben verführt worden.

Perez konnte in England zu jener Zeit wenig oder nichts für seinen Auftraggeber thun, benutzte aber seine Muße, um in seinem eigenen Interesse eine Schrift zu verfassen, die er unter dem Titel Relaziones und dem Namen Raphael Peregrino herausgab, und in der er mit ungemeiner Kunst den Haß gegen seinen Verfolger zu schärfen, für sich selbst aber zu Wohlwollen und Mitleid zu stimmen suchte, die auch noch in demselben Jahre (1594) in einer Uebersetzung in holländischer Sprache erschien. Der Verdruß, welchen Philipp II. über diesen neuen Angriff empfand, machte sich in einem abermaligen Mordversuche Luft. Zwei Irländer empfingen von dem Gouverneur der Niederlande, dem Grafen Fuentes, den behufigen Auftrag, wurden aber zu London festgenommen, gestanden ihre Absicht und wurden zum Tode verurtheilt und hingerichtet, worauf ihre Köpfe auf ein Stadtthor gepflanzt wurden. Ebenso wenig gelang es dem König, im Wege der Intrigue ein Mistrauen des englischen Hofes gegen Perez zu erzeugen. Bald darauf ward er von Heinrich IV., der inzwischen (20. Jan. 1595) den förmlichen Krieg an Philipp II. erklärt hatte, zurückgerufen. Vorher hatte er noch eine Audienz bei der Königin, die sich sehr gnädig bezeigte und an

die er eine französische Denkschrift mit politischen Rathschlägen richtete, sich auch zu einer geheimen Correspondenz anheischig machte, die nicht recht mit seinen Verpflichtungen gegen Frankreich harmoniren wollte.

In den ersten Tagen des August zu Dieppe angelangt, wurde er von dem Gouverneur mit großer Auszeichnung empfangen und, unter einer Bedeckung von 50 Reitern, nach Rouen gebracht, wo er ein sehr gnädiges Schreiben des Königs (d. d. Lyon, 26. Aug.) fand, worin ihm freigestellt ward, einstweilen zu Rouen zu bleiben, wo der Herzog von Montpensier [1]) beauftragt sei, für ihn Sorge zu tragen, oder nach Paris zu kommen, wo der Prinz von Conti, der Herr von Schomberg und die Räthe des Königs auch während der Abwesenheit des letztern sich seiner auf das beste annehmen würden. Zugleich benachrichtigte der König ihn aber, mit vielem Bedauern, von dem Tode des mit Perez nach Frankreich übergetretenen Don Martin de La Nuza, den, wie es scheint, ein besonderer Unfall hinweggerafft hatte (qui a esté tué par un très-grand malheur). Perez zog es vor, den König zu Paris zu erwarten, wo er den schmeichelhaftesten Empfang fand. Man wies ihm ein schönes Gebäude, das dem Herzog von Mercoeur [2]) gehört

---

1) Heinrich von Bourbon, geb. 12. Mai 1573, † 27. Febr. 1608. Seine, mit Henriette Katharina von Joyeuse (geb. 1585, vermählt 15. Mai 1597, † 25. Febr. 1656 als Gemahlin Karl's von Guise) erzeugte Tochter Marie (geb. 15. Oct. 1605, † 4. Juni 1627) ward 6. Aug. 1626 die erste Gemahlin Gaston's von Orleans, die Mutter der durch ihr Verhältniß mit dem Grafen Lauzun bekannten Mademoiselle de Montpensier.

2) Philipp Emanuel, aus dem Hause Lothringen, geb. 9. Sept. 1558, † 19. Febr. 1602. Von Marie von Luxemburg, der Erbin von Penthièvre, mit der er sich am 12. Juli 1579 vermählt hatte und die 1623 †, hinterließ er eine Tochter Francisca (geb. 1592, † 18. Sept. 1669), die dem Cäsar von Vendome zu Theil ward.

hatte, zur Wohnung an, und gab ihm zwei Soldaten bei, welche Tag und Nacht über seine Sicherheit wachen sollten. Solche Vorsichtsmaßregeln schienen auch nöthig, denn es war eben wieder ein Complot gegen Perez entdeckt worden. Von Spanien aus waren der Staatssecretär Villeroi (Bd. IV, S. 470) und der Marschall de La Force (Bd. IV, S. 238 fg.) benachrichtigt worden, daß derselbe Schmugglerbaron von Pinilla, der dem Perez schon in den Pyrenäen nachgestellt hatte, mit zwei Begleitern, deren einer ein als Laie verkleideter biscayischer Mönch war, auf dem Wege seien, um Perez zu tödten. In der That wurde Pinilla, der bereits 600 Dukaten zur Ausführung dieses Streiches erhalten hatte, mit einem seiner Mordgehilfen in Paris ergriffen. Dem Mönch gelang es zu entkommen. Man fand bei Pinilla zwei Pistolen, deren jede mit zwei Kugeln geladen war. Er hatte alle Anstalten getroffen, um nach verrichteter That die Flucht ergreifen zu können. Auf der Folter gestand er alles — was freilich kein Beweis war, wenn nicht anderweite ausreichende Momente dazugekommen sind — und wurde einige Monate später (19. Jan. 1596) auf dem Grèveplatze hingerichtet.

Heinrich IV. war inzwischen in Paris angelangt, wo er vielfach mit Perez conferirte. Es waren wesentliche Veränderungen in den politischen Stellungen eingetreten. Philipp II. hatte die Hoffnung aufgeben müssen, den Bourbon von dem französischen Throne zu verdrängen, stellte sich nun aber die einfachere Aufgabe, Frankreich zu bekämpfen, um es zu schwächen und Eroberungen über dasselbe zu machen. Während der Bürgerkrieg sich zu Ende neigte, ein Bezirk, ein Großer nach dem andern sich unterwarf, griffen die Spanier die Picardie von den Niederlanden und Burgund von der Freigrafschaft aus

an, und wenn auch Heinrich IV. bei Fontaine-Française (5. Juni 1595) den Connetable Velasco schlug, so fiel doch in der Picardie ein Platz nach dem andern in die Hände des Grafen Fuentes. Unter diesen Umständen war dem König sehr viel an wirksamer Unterstützung durch die Königin Elisabeth gelegen, die sich aber, ungeachtet die Fortschritte der Spanier in Frankreich sie auch beunruhigten, fortwährend karg erwies. In der That war ihr ein Erstarken Frankreichs kaum weniger ungenehm, wie eine Uebermacht Spaniens, und seit Heinrich IV. zur römischen Kirche zurückgekehrt war, verlor ihr Bündniß mit ihm den protestantischen Nimbus. Vergebens schickte der König den Requêtenmeister Chevalier nach London und bat um 4000 Mann Fußvolk, die die Stadt Paris bezahlen wolle. Die Königin erklärte sich nur bereit, Calais, Dieppe, Boulogne und andere Küstenplätze zu besetzen, nicht aber Truppen geradezu zur Verfügung des Königs zu stellen. In dieser Sachlage richtete Essex an Perez ein charakteristisches, wohlberechnetes, mit einem wichtigen avis au lecteur versehenes lateinisches Schreiben, worin es hieß: „Wir sind in Sorge über die französischen Angelegenheiten, wir, die Sie in allen Dingen so lässig kennen. Wenn Ihr, Ihr in Frankreich sage ich, uns kenntet, so würdet Ihr die Geschäfte nicht so mit uns verhandeln, wie Ihr thut. Ja, wenn Ihr die menschliche Natur erwöget, so würdet Ihr uns nicht so nichtige Gesandtschaften schicken. Denn was bewegt die Menschen, als Begierde und Schrecken? Mögen Freigebige Wohlthaten spenden, bei uns ist alles käuflich. Jene ahmen Gott nach, wir die Wucherer. Wir verstehen es, den demüthig Bittenden beständig abzuschlagen. Selbst Juno [1])

---

1) Mit diesem Namen bezeichneten die Freunde die Königin Elisabeth.

ist, nachdem sie oftmals umsonst um Hülfe gefleht, endlich in den Ausruf ausgebrochen: Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo, auf jenen spanischen Pluto anspielend, der den Namen von seinen Schätzen hat! Doch schweige, Feder, und schweige, Antonio, denn ich scheine die Dichter zu viel gelesen zu haben."

Heinrich IV. verstand den Wink, der in jenem Ausruf der Juno gegeben war. Er ließ der Königin durch seinen ordentlichen Gesandten bei ihr, de La Fontaine, erklären: wenn sie ihn verließe, so werde sie ihn nöthigen, mit denen zu unterhandeln, die ihren gemeinsamen Ruin bezweckt hätten. In besonderer Mission schickte er ihr den de Lomenie[1]), um ihr anzuzeigen, daß der Papst ihm durch eigens zugesendete Cardinäle einen ehrenvollen Frieden mit Spanien vorgeschlagen habe, und daß er verhindert sein würde, diesen abzulehnen, wenn die Königin ihn nicht zu Fortsetzung des Krieges unterstütze. Das alles jedoch beunruhigte und verdroß zwar die Königin, machte sie aber nur noch zäher, als sie gewesen war. Sie zählte in einer offensiblen Depesche alle die Dienste auf, die sie dem König geleistet, entschuldigte

1) Er war navarresischer Staatssecretär und der Vater des Heinrich August de Lomenie, Grafen von Brienne, welcher 1643 Minister der auswärtigen Angelegenheiten wurde, und dessen Sohn, Heinrich Ludwig, 1651, erst 16 Jahr alt, die Anwartschaft auf dieselbe Stelle erhielt, die er, wenn er 25 Jahr alt geworden, in Behinderungsfällen seines Vaters versehen sollte. Vater und Sohn traten jedoch 3. April 1663 ab, der Vater wegen Alters, da er schon 68 Jahr alt war, der Sohn, weil er, aus Betrübniß über den 1662 erfolgten Tod seiner Gemahlin, der Henriette le Bouthilier de Chavigny, in eine Gemüthskrankheit verfallen war. Mazarin schätzte beide. Ein Nachkomme von ihnen war jener Cardinal und Erzbischof von Toulouse, unweisen Angedenkens, welcher Ludwig XVI. den Rath gab, die allgemeinen Stände zu berufen, sich aber vor deren Eröffnung zurückzog.

ihre derzeitige Unthätigkeit mit der Nothwendigkeit, für ihre eigene Sicherheit in England zu sorgen, das von den Spaniern und von einem irischen Aufstande bedroht sei, erklärte, daß sie nicht glauben könne, der König werde einen Separatfrieden schließen, fügte aber hinzu: wenn dies doch geschähe, so werde sie sich Gott anheimstellen, der sie zu schützen wissen werde. Jede weitere Hülfe, als die schon angebotene, schlug sie ab. Als jedoch nun der König kurzweg erklärte: er sei außer Stande, die Last des Krieges allein zu tragen, und wenn er genöthigt sein sollte, einen andern Weg einzuschlagen, so werde die Schuld nicht an ihm liegen, und die Königin werde, für alle Entschuldigungen und Rechtfertigungen, später nur Ursache zur Sorge haben, wurde die Königin doch bedenklich und schickte, gegen Ende December 1595, den Sir Henry Unton an den König. Es war dies allerdings eine dem König angenehme Persönlichkeit, da Unton in dessen Dienste gekämpft und an seiner Seite verwundet worden war. Er war aber ein ergebener Anhänger des Essex. Während er von der Königin beauftragt war, die wahren Gesinnungen des französischen Cabinets zu erkunden, damit man, falls der König ernstlich an einen Frieden mit Spanien denke, ihn durch das Anerbieten kräftigen Beistandes davon abbringen, falls er aber blos drohe, die Sachen lassen könne, wie sie ständen, war er von Essex angewiesen, dem König zu erklären: daß er Ernst machen müsse, wenn er das englische Cabinet aus seiner Lethargie erwecken wolle. Der König müsse die Mittel vorlegen, die ihm zu einer Unterhandlung zu Gebote ständen. Er müsse sagen: es thue ihm leid, daß England ihn nicht unterstützen könne, und noch mehr, daß er nicht ohne dieses Krieg führen könne. Er müsse sich verletzt zeigen, daß Unton nichts

als Worte bringe, und sich stellen, als nähme er dessen Sendung wie einen Hohn auf. Er müsse sich öffentlich kalt und misvergnügt gegen ihn bezeigen, ohne ihn jedoch ungnädig zu behandeln, sondern zu erkennen geben, daß er ihm persönlich, nicht aber als Gesandter, willkommen sei. Kurz, er müsse sich so halten, daß Unton donnernde Briefe nach England schicken könne. Gleichzeitig beauftragte er Perez, ihm zu schreiben: Die Sendung Unton's habe die Sache schlimmer gemacht, als je, und er fürchte, daß man nicht mehr Zeit haben werde, eine neue Sendung und Unterhandlung zu versuchen, weil der König inzwischen zu weit gehe, um wieder zurückgebracht werden zu können. Alles geschah so, wie Essex es vorgezeichnet. Der König spielte seine Rolle um so sicherer, als er sich eigentlich dabei gar nicht sonderlich zu verstellen brauchte, und Unton und Perez schrieben ganz in dem vorgeschriebenen Sinne, wie denn Unton blos zu berichten brauchte, was er sah und hörte, um demselben zu entsprechen, und Perez ganz mit Essex einverstanden war.

Perez war übrigens, trotz der Aufmunterung, die für ihn in der Freundschaft des Essex, den Aufmerksamkeiten und Vertrauensbeweisen des Königs, dem Antheil, den er an den Angelegenheiten Englands und Frankreichs nahm, liegen mußte, traurig, unruhig, voller Besorgnisse und wechselnder, vielartiger Entwürfe. Seit seiner Rückkehr aus England war ihm eine Pension von 4000 Thlrn. angewiesen worden, und man hatte ihm Hoffnung gemacht, daß er Geheimrath werden und den heiligen Geistorden erhalten werde. Indeß die Pension wurde, in einer Zeit, wo die Finanzen Heinrich's IV. in dem kläglichsten Zustande waren, und wo dieser Fürst selbst an Rosni schrieb, daß seine Hemden ganz zerrissen, seine

Wamse am Elnbogen durchlöchert und sein Topf oft umgekehrt sei, nicht immer pünktlich bezahlt, und seine Beförderung wollte auch nicht eintreten. Die Verzögerungen machten Perez mistrauisch. Er hielt sich für einen Zielpunkt der Feindschaft der Prinzen des Hauses Guise, weil er in seinen Relaziones von ihren mit Don Juan betriebenen Entwürfen gesprochen, des Neides der Hofleute, der Eifersucht des Staatssecretärs Villeroi, und sah selbst seinen treuen Gil de Mesa, der ihn aus zwei Gefängnissen gerettet hatte, und mit ihm ins Exil gegangen war und den Heinrich IV. zu seinem Kammerherrn ernannt hatte, für einen Spion an. Nachrichten, die ihm über neue gegen sein Leben entworfene Plane zukamen, vermehrten seine mistrauischen Besorgnisse. Bald wollte er sich nach England, bald nach Florenz, oder Venedig, oder Holland zurückziehen. Heinrich IV. suchte ihn zu beruhigen und sagte ihm: „Antonio, Ihr werdet nirgends sicherer sein, als bei mir, und ich will nicht, daß Ihr mich verlaßt.“ Dann aber schmetterte ihn wieder eine falsche Nachricht von dem Tode seiner Gattin nieder. „Ich habe“, schrieb er damals an Essex, „die Gefährtin meiner Leiden, die Trösterin meines Kummers, die Hälfte meiner Seele, ja ich sollte sagen, die ganze Seele dieses Leibes verloren. Die andern Frauen sind die Leiber der Männer; diese und ihr ähnliche, falls die Natur dergleichen erzeugen kann, sind vielmehr die Seele des Leibes der Männer.“ Er wollte damals in einen geistlichen Orden treten, um, wie er sagte, öfterer unter Gräbern zu sein, und Heinrich IV. versprach ihm, in seine Gedanken eingehend, die Anwartschaft auf das Bisthum Bordeaux.

Von solcher Traurigkeit gebeugt und täglich mehr verbitterten Wesens werdend, übernahm er im Frühjahr

1596 eine neue Sendung nach England. Der Erzherzog Albrecht[1]), jetzt Statthalter der Niederlande und bestimmt, der Schwiegersohn Philipp's II. zu werden, hatte im April, mit 50000 Mann, die Belagerung von Calais eröffnet und während England und Frankreich über die Bedingungen, unter denen sie sich zur Abwehr dieses Angriffs verbinden wollten, nicht einig werden konnten, den Platz genommen. Dieses Ereigniß machte die Königin Elisabeth denn doch empfänglicher für die französischen Wünsche, und Heinrich IV. schickte erst de Sancy[2]), dann noch den Herzog von Bouillon[3]), welchem Perez beigegeben ward, nach England, um über ein Bündniß zu Schutz und Trutz zu unterhandeln. Perez sagte beim Scheiden: er wolle die Rolle des Priesters spielen, d. h. nachdem er die Einsegnung dieser Ehe verrichtet, wolle er das Paar sich selbst überlassen, zusammen zu leben und sich zu lieben, und wolle sich anderswo, wo er

1) Der fünfte Sohn Kaiser Maximilian's II. und der Erzherzogin Maria, geb. 17. Nov. 1559, Cardinal, † 13. Juli 1621. Er vermählte sich 1. April 1599 mit der Infantin Anna Isabella Eugenia, die 29. Nov. 1633 †.

2) Nikolaus Harlay de Sancy, ursprünglich ein hugenottischer Anhänger Heinrich's, der aber bald nach dem König zur römischen Kirche zurückgekehrt war, um, wie er sagte, die Religion seines Fürsten zu theilen, hatte sich namentlich 1589 durch eine halb diplomatische halb militärische Mission nach der Schweiz und Deutschland bekannt gemacht. Nach der londoner Mission verlor er die Gunst des Königs, nicht wegen dieser Mission, sondern wegen dem König misfälliger Reden über die Herzogin von Beaufort. Er † 17. Oct. 1629.

3) Heinrich de la Tour, Vicomte de Turenne, Erbe des Herzogthums Bouillon durch Testament seiner ersten, kinderlosen Gemahlin Charlotte († 1594). Aus zweiter Ehe mit Elisabeth von Nassau, einer Tochter Wilhelm's von Oranien, ward er der Vater des Herzogs Friedrich Moriz von Bouillon und des berühmten Marschalls von Turenne. Er selbst † 1623.

sein Alter unter geringerer Gefahr und Eifersucht verbringen könne, andern Betrachtungen hingeben.

Der Verlauf auch dieser Mission war nicht geeignet, die trübe Stimmung des spanischen Flüchtlings zu heben. Es schien ihm bestimmt zu sein, seinen neuen Herren nicht die Dienste leisten zu können, die sie von ihm zu erwarten Ursache hatten. Er war der Gesandtschaft hauptsächlich wegen seiner Vertrautheit mit Esser beigegeben worden, und wie er nach London kam, ergab sich, daß Esser nicht zu treffen war, daß er sich den Franzosen und Perez geflissentlich entzogen und nach Plymouth begeben hatte. Die Sache war: es war Esser gelungen, die Königin zu einer gegen die spanischen Küsten bestimmten Expedition unter seinem Commando zu bestimmen, er brannte auf diese Unternehmung, und er fürchtete, Heinrich IV. möchte verlangen, daß die dazu bestimmten Truppen lieber in Frankreich verwendet würden. Er beeilte sich daher, die Ausrüstung der Flotte zu betreiben, welche sich bald, aus 150 Segeln[1]) bestehend und mit 14000 Soldaten am Bord, unter Admiral Howard und Esser gegen die Küsten Andalusiens in Bewegung setzte. Perez, dem der Earl weder mündlich noch schriftlich etwas von sich hören ließ, war sehr empfindlich darüber und schüttete seine Beschwerden so reichlich an Anton Bacon aus, daß dieser, um sich, wie er seinem Bruder Franz schrieb, den spanischen Exclamationen und scheltenden Beschwerden des Perez zu entziehen und ihn nicht täglich auf die Ehre seines theuern Lords loshämmern zu hören, nach Twickenham zurückzog. Allein, verlassen, dem Lord Burleigh als Freund des Esser verdächtig, bei der Königin angeschwärzt, nahm Perez kei-

1) Mit Einschluß von 22 holländischen.

nen Theil an den Unterhandlungen, welche übrigens einen wunderlichen Gang nahmen, zuletzt aber doch zu Abschließung des Allianzvertrages vom 10. Mai 1596 führten. Wie wenig er nun auch bei diesem Vertrage geleistet hatte, er fand bei seiner Rückkehr nach Frankreich doch, daß nicht blos Essex fortwährend auf seine Freundschaft Werth legte, sondern auch der König ihm Gunst bewahrte. Wie Essex von seiner Expedition, welche glänzend abgelaufen war, und ohne die übergroße Vorsicht des beigegebenen Kriegsraths noch größere Resultate hätte haben können, nach England zurückgekehrt war, schrieb er (14. Sept.) an Perez einen Brief, der mit den Worten schloß: „Antonio, höret nicht auf, mich zu lieben, und beeilt Euch nicht, mich ungehört zu verdammen; wartet die Rechtfertigung des Essex ab." Essex wünschte, sich auch ferner des Perez zu bedienen, um Heinrich IV. von einem Frieden mit Spanien abzuhalten. Dies um so mehr, als Perez jetzt förmlich in den Dienst des Königs getreten war, und zwar unter Bedingungen, welche deutlich zeigten, daß Perez sich nicht wohlfeil zu verkaufen gedachte und daß Heinrich IV. hohen Werth auf seine Dienste legte. Perez selbst hatte seine Bedingungen gemacht und dieselben schriftlich in die Hände seiner besonderen Gönner und Freunde, des Marquis de Pisani und des Connetable von Montmorency gelegt (Dec. 1596). Der König hatte nichts gegen den Inhalt, misbilligte aber die Form, die mehr den Charakter eines Vertrags, als den eines Gesuches trug, und so ward die Form in der Weise geändert, daß Perez (1. Jan. 1597) folgende Bitten stellte: 1) den Cardinalshut für ihn, nach dem Tode seiner Frau, oder, falls er das nicht erlebe, für seinen Sohn Gonzalo; 2) eine auf Bisthümer, Abteien und andere geistliche Pfründen

begründete Pension von 12000 Thlrn., mit dem Rechte, sie seinen Kindern abzutreten; 3) bis zur vollständigen Anweisung dieser Einkünfte die Zahlung seiner derzeitigen Pension von 4000 Thlrn. und einer Zulage von 2000; 4) eine Gratification von 2000 Thlrn., um sich dem ihm verliehenen Range eines königlichen Rathes gemäß auszurüsten; 5) 1 oder 2 Schweizersoldaten, um über die noch immer von Philipp II. bedrohte Sicherheit seiner Person zu wachen; 6) im Falle eines Friedens zwischen Frankreich und Spanien die Befreiung seiner Frau und Kinder und die Rückgabe seines Vermögens. Heinrich IV. genehmigte diese Bedingungen, welche am 13. Jan. 1597 in seinem Namen von dem Staatssecretär Villeroi unterzeichnet wurden und, auf Perez' Wunsch, am 18. Jan. noch die besondere Bürgschaft des Connetable Montmorency[1]) erhielten. Perez gab sich nun die äußerste Mühe, das Bündniß zwischen England und Frankreich zu erhalten, jeden Gedanken an einen Frieden mit Spanien als unsinnig erscheinen zu lassen, und den Bemühungen des päpstlichen Legaten entgegenzuarbeiten, welcher fortwährend bei Heinrich für den Frieden wirkte und in der gleichen Absicht den General der Franciscaner, Calatigirone, zu Philipp II. geschickt hatte, damit die unnatürliche Feindschaft zwischen den großen katholischen Monarchien und das Bündniß Frankreichs

1) Heinrich, zweiter Sohn des berühmten Connetable Anne de Montmorency, früher Baron von Damville, unter welchem Namen er sich schon kriegerischen Ruhm erwarb, 1563 Gouverneur von Languedoc, wo er die Hugenotten heftig verfolgte, 1566 Marschall, 6. Mai 1579 durch den Tod seines Bruders, des Marschalls Franz von Montmorency, Herzog von Montmorency, trat aus Haß gegen die Guisen auf die Seite der Bourbons, ward 3. Dec. 1593 Connetable, und zog sich 1612 auf seine Güter zurück, wo er 1. April 1614 starb.

mit dem Ketzerstaate einmal ein Ende nehme. Nun, das Ketzerthum der Elisabeth würde sie nicht von Heinrich IV. getrennt haben, wenn sie sonst eine Verbündete gewesen wäre, wie dieser sie wollte. Elisabeth aber verfiel sehr bald wieder in ihre alte Kargheit, that so wenig als möglich für Frankreich, und wenn Heinrich IV. darüber klagte, oder auf einen Separatfrieden hinwies, verfiel sie in Zorn, ward beleidigend[1]) und that doch nichts. In der That, die Schwierigkeiten hatten weit mehr auf Seiten Philipp's II., dem es Ernst war mit seiner Feindschaft, als auf der des französischen Königs gelegen, der lediglich den Eingebungen der Politik folgte, und als nun Philipp, durch die Erfolge der Franzosen, wie durch das Gefühl seines nahenden Todes, doch dahingebracht war, ernstlich den Frieden zu wollen, ward es bald klar, daß der Abschluß eines Friedens nicht lange auf sich warten lassen werde. Bevor jedoch Heinrich IV. sich auf offene Unterhandlungen, wie sie zu Anfang des Februars 1598 zu Vervins eröffnet wurden, einließ, schickte er im Dec. 1597 Hurault de Maisse nach England, um die Königin zur Theilnahme an diesen Verhandlungen einzuladen. Elisabeth erwiderte: einem Vergleiche mit einem so unwürdigen König[2]) würde sie den Tod vorgezogen haben. Sie schickte Sir Robert Cecil, Burleigh's Sohn, nach Frankreich, wohin auch von Seiten der Generalstaaten Justin von Nassau und Barneveld kamen,

---

1) In einem Briefe an den König sagte sie: der Unterschied zwischen dem Papste und ihr bestehe darin, daß der Papst den König habe zu seinem Unterthan machen wollen, sie ihn aber zum König gemacht habe. „Erwäget“, setzte sie hinzu, „auf welcher Seite der bessere Theil ist, und Gott gebe Euch die Gnade, nach dieser Richtschnur diese Angelegenheit zu leiten.“

2) Philipp II. war gemeint.

um einen letzten Versuch zu machen, den König von der Abschließung des Friedens abzubringen. Doch dieser Monarch hatte seinen Entschluß gefaßt. Er und das Land bedurften einiger Ruhe, um sich von vierzigjährigen inneren und äußeren Kriegen zu erholen, bevor zu neuen Unternehmungen des Machtstrebens verschritten ward, zu denen es auch ihm nicht an Ehrgeiz gebrach. Er erkannte an, wie verpflichtet er seinen alten Verbündeten für die geleisteten Dienste sei, und versicherte, es nie an der ihnen schuldigen Freundschaft mangeln lassen zu wollen, beseitigte aber innerhalb weniger Monate alle die Händel, die ihm noch zu thun gemacht, brachte den Herzog von Mercoeur zur Unterwerfung, beruhigte die Hugenotten durch das Edict von Nantes (30. April 1598) und schloß mit Spanien den Frieden von Vervins (2. Mai 1598).

Sowie es ernstlich auf diesen Frieden losging, änderte sich die Stellung des Perez zu seinem Nachtheil. Er hatte fortwährend, durch Vermittelung Staunton's, des pariser Agenten des Earls von Essex, eine geheime Correspondenz mit England unterhalten, und das war von dem französischen Cabinet entdeckt oder geargwohnt und unter den nunmehrigen Umständen sehr übel aufgenommen worden. Heinrich berief ihn nicht mehr zu sich, hielt ihn entfernt von dem Kreise seiner Vertrauten und Rathgeber, und ließ ihm selbst Verweise geben, daß er nach England über französische Angelegenheiten schreibe. Perez erklärte dies für eine Verleumdung, leugnete es in einer dem Connetable übersendeten Denkschrift ausdrücklich ab, bat um Erlaubniß, sich aus Frankreich zurückzuziehen, stellte sich krank und ließ alle seine Mittheilungen und Beschwerden durch seinen Gil de Mesa und den Italiener Marenco an den Conne-

table, der ihn mit schönen Worten tröstete, an die Prinzessin Katharina, die ihm fortdauernd ihre Theilnahme bewahrte, und an den König gelangen, der sich zwar schweigsam verhielt, aber wenigstens den Schein des Wohlwollens für ihn nicht aufgeben wollte. Immerhin empfand Perez jetzt die Bitterkeiten der Lage eines Dieners, der den Großen, die ihn lange geschützt und genutzt hatten, nicht mehr brauchbar, oder gar unbequem geworden ist, und dessen frühere Dienste sie weit weniger im Bewußtsein tragen, als seine jetzige Lästigkeit. Schon gegen Ende des Decembers von 1597 klagte er gegen Staunton über die Veränderlichkeit und die Schwankungen des Königs, die Beweglichkeit seiner Rathschlüsse, die Unbeständigkeit seiner Neigungen, den Wechsel seiner Entschlüsse, und wie er nur darin beharre: alles halb zu thun. Aber schon im folgenden Januar, als an den Verhandlungen mit Spanien nicht mehr zu zweifeln war und die französischen Bevollmächtigten, die Präsidenten Pompone von Bellièvre und Brulart de Sillery, sich anschickten, nach Vervins abzureisen, hielt es doch Perez selbst für gerathen, den einmal unvermeidlichen Frieden auch für sich zu nutzen, und erinnerte den König, in angemessener Sprache, an die Versprechungen, die ihm für einen solchen Fall gemacht worden. Er schlug zugleich vor: da der König von Spanien einen Artikel zu Gunsten des Herzogs von Aumale [1]) vorschlagen werde, als Gegenconcession die Freigebung der Perez'schen Familie und

---

1) Karl von Lothringen, Herzog von Aumale, Sohn Claude's von Aumale und der Louise de Brezé. Geboren 6. Jan. 1559 (al. 25. Jan. 1555), schloß er sich der Ligue an, vertheidigte Paris gegen Heinrich IV., unterwarf sich nicht, weil ihm das Gouvernement der Picardie verweigert wurde, und starb, der Letzte seiner Linie, im Exil zu Brüssel, 1618 oder 1631.

die Rückgabe seines Vermögens zu verlangen. Es soll ihm das auch versprochen worden sein, und er selbst versichert, daß die französischen Bevollmächtigten in der That jene Bedingung gestellt, die spanischen[1]) aber sie zurückgewiesen hätten, weil die Fälle zu ungleich seien. Der Herzog von Aumale sei im Exil, weil er an bürgerlichen Wirren theilgenommen, Perez, weil er von der Inquisition verurtheilt worden. Es findet sich aber weder in den Instructionen der französischen Gesandten, noch in ihren Depeschen, irgend eine Erwähnung des Perez, wol aber die ausdrückliche Anweisung, die Aufnahme des Herzogs von Aumale und der andern hartnäckigen Liguisten in den Vertrag abzuschlagen, da der König sich zwar vorbehielt, sie, wenn sie sich unterwürfen, zu begnadigen, sie aber nicht in Kraft eines Vertrags mit einem fremden Monarchen zurückkehren lassen wollte. Ob mündlich etwas über Perez verhandelt und ob er dabei mit der Aumaleschen Sache in Verbindung gebracht worden, muß dahingestellt bleiben. Möglich, daß das französische Cabinet erfahren hatte, Philipp II. sei in Betreff des Perez unerbittlich, und nun nicht den ganzen Frieden an den Interessen eines Einzelnen scheitern lassen wollte. Zwei Jahre später bekam der französische Gesandte in Spanien, der Graf de La Rochepot, allerdings Auftrag, sich für Perez und seine Kinder zu verwenden. Für jetzt blieben die Gattin und die Kinder des Verbannten in den Kerkern seines unversöhnlichen Verfolgers.

---

1) Es waren eigentlich niederländische, da der Erzherzog Albrecht, in Vollmacht Philipp's II., die Friedensverhandlungen leitete und die Gesandten: seinen Geheimenrath Johann Richardot, den Comthur Johann Baptist von Taxis und den Staatssecretär Ludwig von Werreiken, ernannt hatte.

Doch diesem selbst war nur noch eine kurze Frist vergönnt, andern Menschen wehe oder wohl zu thun. Philipp II. starb, nach langem und peinlichem Siechthum, am 13. Sept. 1598. In einer dem Perez zugeschriebenen handschriftlichen Lebensbeschreibung dieses Königs wird seine letzte Krankheit mit den abschreckendsten Farben geschildert und dabei versichert, daß die gegenwärtigen Schmerzen ihn nicht so gequält hätten, wie seine Besorgnisse vor der abzulegenden Rechenschaft. Was jedoch weiterhin im einzelnen angeführt wird, zeigt den König gefaßt dem nahen Tode ins Auge sehend, in den Willen Gottes ergeben. Während erst behauptet wird: wenn er sich die Tiefen der göttlichen Gerechtigkeit vergegenwärtigt und der Rechenschaft gedacht hätte, die er über soviel Tage seines Lebens, soviel Thaten, die er verübt, soviel nutzlos vergossenes Blut abzulegen habe, so hätte er lieber als ein armer Hirte, wie als Monarch der spanischen Reiche geboren sein mögen, heißt es bald darauf: „Er sprach von dem Tode, wie von einem königlichen Einzug in die beste seiner Städte, und von seinem Leichenbegängniß, wie er von seiner Krönung hätte sprechen können." Als ihm schmeichelnde Hoffnungen auf längeres Leben gemacht wurden, ließ er sich nicht dadurch täuschen, sondern sagte vielmehr, seine Ueberzeugung von der Nähe des Todes bekundend: „Gebt dieses Bild Unserer Frau der Infantin. Es hat meiner Mutter gehört und ich habe es funfzig Jahr bei mir getragen." Auch befahl er, ein hölzernes Crucifix auf seine Brust zu legen, mit dem der Kaiser, sein Herr und Vater, gestorben sei. Bei allen Schmerzen beschränkten sich seine Klagen auf den flehenden Wunsch: „Mögen damit meine Sünden abgekauft sein!" und es ist stark zu zweifeln, daß er dabei an seine schlimmsten

Sünden, an die Ausflüsse seiner Härte, seines Ehrgeizes, seiner politischen Falschheit gedacht hat, was alles er als Geschäftssache, vielleicht als Pflicht und Tugend betrachtet haben mag. Er wird an solche Sünden gedacht haben, die ihm seine Priester als die schlimmsten ausmalten, an irgend eine Vernachlässigung kirchlicher Satzungen, irgend eine sinnliche Ausschweifung u. dgl. Seinen Sohn erinnerte er an die Vergänglichkeit menschlicher Größe und empfahl ihm den Krieg gegen die Ungläubigen und den Frieden mit Frankreich. Als der König, nach Empfang der letzten Oelung, sein Gesicht nach der Wand gekehrt und zu sprechen aufgehört hatte, glaubte der Thronfolger, es sei alles vorüber, und verlangte von Don Christoval de Moura den vergoldeten Schlüssel des geheimen Cabinets. Dieser erklärte jedoch, er könne ihn nicht herausgeben, solange der König noch lebe, und wie der Prinz sich hierüber empfindlich zeigte, klagte Don Christoval es dem König. Philipp II. fand das Verlangen allerdings etwas vorzeitig, befahl jedoch, daß Don Christoval demselben willfahren und den Prinzen um Verzeihung bitten solle. Dann entschlug er sich aller irdischen Gedanken und verschied, gegen fünf Uhr des Abends, sanft und ruhig.

Sogleich nach dem Tode Philipp's verbreitete sich das Gerücht in Europa: er habe auf dem Sterbebette die Freilassung der Frau und der Kinder des Perez und die Rückgabe ihres Vermögens verordnet, habe auch seinem Sohne empfohlen, sich mit Perez zu verständigen und ihn in Italien zu verwenden, ihn aber niemals nach Spanien zurückkehren, noch sich in den Niederlanden fixiren zu lassen. Perez selbst schöpfte Hoffnung, um so mehr, als er mit dem Günstling des neuen Königs, Don Francisco Gomez de Sandoval y Rojas, Marquis

von Denia, der dann, unter dem Namen des Herzogs von Lerma, die spanische Monarchie so lange[1]) regierte, sehr freundschaftliche Beziehungen gehabt hatte. „Von seiner Jugend an", schrieb er an einen Freund, „habe ich ihn als einen Mann von trefflichem Wesen, als sanft und edel gekannt. Während meiner Unfälle und meiner Gefangenschaften verwünschten seine Verwandten die Urheber meiner Verfolgungen und sprachen offen gegen die Günstlinge jener Zeit, die sich von meinem Vermögen nährten und sich mit meiner Beute schmückten. Sein Vater liebte mich; er gehörte zu der Partei des Ruy-Gomez de Silva, und war diesem ganz ergeben. Seine Vettern, die Söhne des Don Hernando de Rojas, sind im älterlichen Hause meiner Gattin geboren und erzogen worden, mit meiner Frau und ihren nächsten Freunden aufgewachsen. Er selbst hat mich öffentlich im Gefängniß besucht und sich damit dem Zorne des Königs ausgesetzt." — Wußte Perez nicht, wie es mit den Freundschaften der Großen beschaffen ist, und wie vieles sich durch den Uebergang aus dem Privatstand auf die Spitze der Macht ändert? Zudem konnte er in seiner Entfernung nicht übersehen, welche Rücksichten den neuen Minister verhindern konnten, so rasch vorzugehen, wie Perez in natürlicher Ungeduld erwartete. Es vergingen sechs Monate und die Lage des Perez und seiner Familie war noch dieselbe. Erst als Philipp III. im April 1599 nach Valencia abreiste, um seine junge Gemahlin, die Erzherzogin Margarethe von Oesterreich[2]), zu empfangen,

---

1) Bis 1618, wo er, vorher Cardinal geworden, stürzte. Sein Nachfolger war sein eigner Sohn, der Herzog von Uzeda. Er † 1625.

2) Tochter des Erzherzogs Karl und der Marie von Baiern, Schwester Kaiser Ferdinand's II. Geb. 25. Dec. 1584, vermählt 18. April 1599, † 3. Oct. 1611.

erschien ein Notar in der Festung, wo Doña Juana Coello mit ihren sieben Kindern schmachtete, und sagte zu ihr: „Madame, Se. Majestät befiehlt, daß Sie frei seien. Sie können an den Hof gehen oder wohin sonst Sie für gut finden; aber Ihre Kinder müssen hier bleiben." Die würdige Frau wurde durch diese wundersame Botschaft in große Unschlüssigkeit versetzt. So werth und wichtig ihr die Freiheit sein mußte, so machte es ihr doch großes Bedenken, ihre Kinder (3 Söhne, 4 Töchter), deren ältestes ein Mädchen von 20 Jahren, Doña Gregoria, war, allein inmitten von Soldaten und Alguazils zu lassen. Nach heftigen innern Kämpfen entschloß sie sich dennoch dazu, um in den Stand zu kommen, für die Befreiung ihrer Kinder wirken zu können.

Sie begab sich an den Hof und besuchte zuerst den Rodrigo Vasquez de Arce, den Perez seinen Oberhenker nannte, und der bei ihrem Anblick Thränen[1]) vergoß. Sie hatte die Genugthuung, Zeuge des plötzlichen Sturzes dieses jetzt 80jährigen Dieners der Rache Philipp's II. zu sein, der so unbarmherzig gegen ihren Gemahl, gegen sie, gegen ihre Kinder gewesen. Die Präsidentschaft des Rathes von Castilien wurde ihm ohne weiteres entzogen und er erhielt Befehl, den Hof zu verlassen und sich in einer Entfernung von 20 Meilen von Madrid und 10 von Valladolid zu halten. Sein Nachfolger, der Graf von Miranda, durch den Marquis von Denia auf diesen Posten befördert, zeigte sich der verfolgten Familie sehr geneigt. Die Kinder des Perez verließen das Gefängniß, das sie seit neun Jahren bewohnt hatten und wo das jüngste von ihnen geboren war. Auch wurde ihnen verstattet, den Vasquez auf Rückgabe der 20000 Thlr. zu

1) Heuchlerische, sagt Mignet. Wie die Menschennatur ist, wollen wir das nicht so unbedingt behaupten.

belangen, die er auf eine dem ältesten Sohne des Perez von dem Papste Gregor XIII. verliehene Pfründe entnommen und zur Bezahlung der Alguazils, welche diese Familie zu bewachen hatten, verwendet hatte, während er niemals Mittel gefunden haben soll, für die nöthigsten Bedürfnisse der Bewachten selbst zu sorgen. Vasquez, der seine Ungnade nicht lange überlebte, starb, bevor über diese Klage entschieden war. — Der neue König, der überhaupt milden Wesens war, wurde durch seinen Leiter auch zu einer weiter greifenden versöhnlichen Maßregel bestimmt, welche nicht den Perez und die Seinen, wol aber solche betraf, zu deren Unglück das des Perez der Anlaß geworden. Bald nach Beendigung der Festlichkeiten seiner zu Valencia gefeierten Vermählung reiste er nach Saragossa, in dessen Nähe er am 11. September anlangte, das er aber nicht betreten wollte, bevor nicht die aufgepflanzten Köpfe der wegen des Aufstandes Verurtheilten entfernt worden. An demselben Abend brachte der Graf Morata die Söhne des Don Diego de Heredia in das Kloster, wo der König übernachtete, damit sie dem Marquis von Denia ihre Bitten vortrügen. Der König gestattete sogleich, daß die Köpfe der Verurtheilten den Familien überlassen, das confiscirte Vermögen diesen zurückgegeben, die Verdammungsurtheile von den Mauern vertilgt würden, und befahl, die Geächteten zurückzurufen, die noch Gefangenen freizulassen, „damit", sagte er, „keiner seiner Unterthanen an dem Tage seiner Freude eine Ursache zur Trauer habe." Er wurde dafür bei seinem Einzuge in Saragossa mit allgemeinen Bezeigungen lebhafter Freude und Dankbarkeit empfangen, und den Cortes kam es nicht bei, als der König die Fueros beschwor, die Herstellung derselben zu ihrem früheren Stand zu beantragen.

Alle diese Nachrichten erhöhten natürlich die Ungeduld des Perez, dem nach seinem Vaterlande, nach seiner Familie, dem auch, ungeachtet er in jener Zeit viel Schönes und Wahres gegen das Trügerische des Glanzes und Glückes schrieb[1]), nach einer Herstellung zu Ueberfluß und Macht verlangte. Und doch sollte es ihm beschieden sein, im Exile zu altern und zu sterben und die letzten Jahre der Verbannung, zum Theil durch eigene Schuld, in weit ungünstigeren Verhältnissen zu verbringen, als die ersten. Er fand sich unbehaglich zu Paris, wo er seit dem Frieden von Vervins unnütz und verdächtig geworden war. Seine Pension wurde nicht pünktlich bezahlt und die ihm versprochenen Pfründen wurden ihm nicht zugetheilt, überhaupt die ihm bei dem Eintritt in den französischen Dienst gemachten Zusagen in mehrfachen Punkten nicht gehalten. Vergebens bestürmte er den Bürgen des Vertrags, den Connetable, mit Briefen, überhäufte ihn mit Schmeicheleien, machte ihm selbst kleine Geschenke, deren Werth in der feinen Weise lag, in der sie geboten wurden. Die Finanzen Frankreichs standen nicht glänzend; Sully war ein sparsamer Mann; man gab nur ungern das Geld für einen Fremden, der eigentlich nie etwas geholfen hatte und den man jetzt gar nicht mehr brauchen konnte. Perez brauchte viel und wurde in seinen Bedrängnissen oftmals bitter, zuweilen unklug drohend. Er mußte die Zahlung seiner Pension von Jahr zu Jahr herausstreiten, sich dabei Abzüge gefallen lassen, und sich bedanken, wenn er etwas von dem erhielt, was man ihm schuldig war. Der König bewahrte ihm dabei noch ein gewisses nachsichts-

---

1) Siehe Mignet, Antonio Perez et Philippe II. (Brüssel 1845), S. 185 fg.

volles Wohlwollen und half ihm zuweilen. So schrieb er einst an Rosny (Sully): „Mein Freund Antonio Perez ist bei mir gewesen, um sich für die 3000 Thlr. zu bedanken, die ich ihm gebe, mir seine Zufriedenheit mit der erwiesenen Verbindlichkeit zu bezeigen, und mich zu bitten, daß man auf dem Etat 4000 angeben möge, damit die Spanier, wenn sie zufällig davon erführen, nicht wüßten, daß er in diesem Jahr schlechter gehalten würde, als in den vorhergehenden. Ich bitte Euch, ihm hierin zu willfahren, um die Eitelkeit dieses Menschen zu befriedigen."

In dieser precären Lage sehnte er sich mehr als je nach der Rückkehr ins Vaterland, und kam auf den Gedanken, dieselbe in England zu verdienen, während er wol besser gethan hätte, wenn er den französischen Ministern vorgestellt hätte: daß sie ihn am anständigsten loswerden könnten, wenn sie ihm in Spanien, wenn nicht unbedingte Herstellung, doch eine solche Entschädigung auswirkten, mit der er etwa in Italien, oder sonst auf unverfänglichem Boden, behaglich leben und sich mit den Seinigen wiedervereinigen könne. Das war jedenfalls das Höchste, was er erwarten konnte, aber er war zu gereizt und zu hochfahrend, als daß er auf solchen Gedanken hätte kommen sollen. Die Königin Elisabeth war todt (24. März 1603); ihr zaghafter Nachfolger Jakob I. sehnte sich nach Frieden, und Bevollmächtigte Spaniens, der Graf von Aremberg und Johann von Taxis, begaben sich zur Unterhandlung darüber nach England. Perez hatte fortwährend vertraute Beziehungen zu den englischen Gesandten in Paris unterhalten, ohne viel zu fragen, wie das zu seinen Verpflichtungen gegen Frankreich passe, und hatte ihnen geeignete Mittheilungen gemacht, die sie ihrem Minister berichteten. Er redete

jetzt dem derzeitigen Gesandten Thomas Parry ein, daß er bei den Unterhandlungen gute Dienste würde leisten können, und Parry ermunterte ihn in der That, nach England zu reisen, versprach ihm gute Aufnahme und gab ihm einen Brief an den Staatssecretär des Aeußern mit. Diese Reise sollte sehr übel für ihn ausschlagen, und er verdiente das, weil er dabei ohne Rücksicht auf Frankreich, in dessen Dienst und Brot er stand, ohne ehrliche Absicht in Betreff Englands, das er benutzen wollte, und lediglich in seinem persönlichen Interesse handelte. Seine Absicht war nämlich, das Vertrauen, das ihm, wie er erwartete, in England geschenkt werden würde, zu benutzen, um Spanien solche Dienste zu leisten, durch die er sich seine Herstellung verdienen könne. Diesem so wenig redlichen und dabei so unsichern, von so mehrfachen Instanzen abhängigen Plane schenkte er solches Vertrauen, daß er unbesonnen genug war, auf seine französische Pension zu verzichten, sei es nun, daß er dies in reinem Uebermuthe gethan, oder, was wir lieber glauben möchten, daß er nur unter dieser Bedingung Frankreich verlassen konnte. Der Plan scheiterte, wie er verdiente, und wie Heinrich IV., der von Spanien aus über die Absichten des Perez unterrichtet worden war, vorausgesagt hatte, nach allen Seiten. Der Staatssecretär Villeroy schrieb sogleich an den französischen Gesandten in England, Christoph de Harlay, Grafen von Beaumont, in zugleich für die Meinung, die er über Perez hegte, bezeichnender Weise (18. Jan. 1604): „Nehmen Sie Sich wohl in Acht, daß Antonio Perez, der, wie er uns sagt, nach dort zurückkehren will, nicht mit seinen Schmeicheleien und gewöhnlichen Flatterien die Herzen der Höflinge und der Damen gewinnt, wie er sich, und daß er bei dieser Friedensschlußsache dem

König von Spanien einen so ausgezeichneten Dienst leisten wird, um die Herstellung zu den früher besessenen Gütern und Ehren zu verdienen, versprochen hat. Noch nie habe ich bei irgend jemand soviel Eitelkeit und Unklugheit mit soviel Uebermuth verbunden angetroffen. Beobachten Sie, was er thut und angibt, und melden Sie es uns, wie alle andere Sachen, auch die geringsten, denn der König findet sehr großes Vergnügen daran, wie er mir Ihnen zu schreiben befohlen hat." Nun, diese französische Depesche hätte an sich dem Plane des Perez nicht entgegengestanden. Aber es war schon ein sicheres Zeichen, daß derselbe scheitern müsse, wenn von Spanien aus, wohin Perez von seinen Absichten Nachricht gegeben haben mochte, der französische Hof von der das tiefste Geheimniß bedingenden Intrigue in Kenntniß gesetzt wurde. Es ist ferner wahrscheinlich, daß nun auch England — vielleicht durch den französischen Gesandten — von der Sache unterrichtet wurde. Wo nicht, so betrachtete es den Perez als ein französisches Werkzeug, das die Friedenshandlung stören solle. Denn sobald Jakob I. erfuhr, daß Perez sich auf den Weg gemacht habe, sagte er zu dem Grafen Beaumont: er trage kein Verlangen, jenen zu sehen, und da er wisse, wie unangenehm seine Anwesenheit dem spanischen Gesandten sein würde, der eine sehr schlechte Meinung von ihm habe[1]), so habe er ihm Befehl zur Umkehr ertheilen lassen. In der That hatte Lord Mountjoy, Graf von Devonshire, diesen Befehl an Perez übermacht, der ihn zu Boulogne empfing. Perez, der, nachdem er die Brücke hinter sich abgebrochen,

---

1) Wir lassen dahingestellt sein, ob dieser Grund ein wahrhafter oder ein nur verstellter war. Der spanische Hauptgesandte war der Connetable von Castilien, Don Juan de Velasco.

keine Aussicht mehr hatte, als die in der beabsichtigten Unternehmung lag, scheute sich nicht, den Befehl zu übertreten. Er schiffte sich ein, landete in England und ging bis Canterbury, von wo er, nachdem ihm dort die Weiterreise untersagt worden, dem König den Brief seines Gesandten schickte und diesen mit einem Schreiben begleitete, worin er sich über das gegen ihn beobachtete Verfahren beschwerte und schließlich bat, ihm wenigstens den Aufenthalt in irgend einem Winkel des Landes zu gestatten (23. Febr. 1604). Man ersieht daraus zugleich, daß der englische Gesandte ihm noch nach Boulogne Geleitsbriefe nachgeschickt und ihn einem königlichen Courier empfohlen hatte, der sich auf der Reise seiner annehmen solle. König Jakob aber gerieth in den äußersten Zorn, raufte sich den Bart vor Wuth, sagte: sein Gesandter zu Paris sei ein seines Amtes unwürdiges Thier, dessen er sich nicht mehr bedienen wolle, und erklärte, er würde lieber England selbst verlassen, als Perez da dulden. In der That mußte Perez auf das Festland zurückkehren, und der Friede kam ohne ihn zu Stande. Die Spanier wußten ihm nicht einmal seinen guten Willen Dank und noch zwei Monate nach dem Frieden beschwerte sich der Herzog von Lerma gegen den französischen Gesandten über den Schutz, welchen Heinrich IV. dem Perez und andern spanischen Flüchtlingen angedeihen lasse.

Mehr als Schutz oder Aufenthaltserlaubniß hatte Perez jetzt in der That nicht mehr von Frankreich. Von Paris nach St. Denis übergesiedelt, bat er jetzt demüthig um Wiedergewährung seiner Pension als Gnade, rief die Großmuth Heinrich's IV. an, schickte zu Villeroy seinen ältesten Sohn, Don Gonzalo, der, mit seinem Bruder Don Raphael, nach Frankreich zu dem Vater gekommen war, nahm vor allem die Fürsprache des

Connetable in Anspruch. Alles umsonst; die Pension ward ihm nicht zurückgegeben. Nun richtete er seine letzten Hoffnungen ganz auf Spanien. Er zog nach St. Lazare, um dem spanischen Gesandten Don Balthazar de Zuniga näher zu sein. Als derselbe im Frühjahr 1606 eine Urlaubsreise nach Paris machte, beschwor er ihn, ihm die Gnade auszuwirken, sein Vaterland wiedersehen und in der Mitte der Seinigen sterben zu dürfen. Wie er erfuhr, daß der Gesandte nach Paris zurückkehre, hoffte er, wenigstens eine schließliche Entscheidung zu erlangen, womit er sich alsdann beruhigen wolle, da dies der letzte Versuch habe sein sollen. Als aber, nachdem Zuniga keine Begnadigung mitgebracht hatte, derselbe durch Don Pedro de Toledo ersetzt ward, wendete Perez sich doch wieder auch an diesen und richtete, auf dessen Rath, unter dem 9. August ein unterwürfiges und flehendes Schreiben an den Herzog von Lerma. Drei Monate später mußte er den Gesandten fragen, ob er noch keine Antwort von dem Herzog habe, oder nicht wenigstens bald eine solche erwarte, da er in der äußersten Noth sei, nachdem er die Hülfe aller seiner Freunde erschöpft habe und nicht wisse, wo er das tägliche Brot hernehmen solle. Mit Recht ruft Mignet aus: „Klägliche Lage eines Mannes, der, nachdem er der begünstigte Minister des mächtigsten Königs in Europa gewesen, nachdem er ein ganzes Land in die Vertheidigung seiner Person und seiner Sache gezogen, nachdem er an dem Vertrauen und den Geschäften der zwei furchtbarsten Feinde seines alten Gebieters theilgenommen, in solche Hülflosigkeit verfallen war und seine demüthigsten Bitten durch in Verzweiflung setzende Weigerungen zurückgewiesen sah!"

Seine Dürftigkeit war ohne Zweifel nicht ohne An-

theil an seinem öftern Wohnungswechsel. Er zog von St. Lazare auf die rue du Temple, von da in die Vorstadt St. Victor und 1608 in die Nähe des Arsenals, auf die rue de la Cerisaie. Genöthigt, allen andern Zerstreuungen zu entsagen, suchte er solche in den Erinnerungen seiner Jugend, den Beschäftigungen seines Geistes, und ging viel in die Kirche, um bei Gott den Trost zu suchen, den ihm die Menschen versagten. Er schrieb und betete. Viele seiner damals verfaßten Schriften sind verloren gegangen. Ein für den Herzog von Lerma geschriebenes Werk unter dem Titel: „Polarstern der Fürsten, der Vicekönige, der Räthe, der Statthalter, und politische Rathschläge über die öffentliche und private Verwaltung einer Monarchie", ist im Manuscript auf der kaiserlichen Bibliothek zu Paris noch vorhanden, und soll manche Erfahrung eines gewesenen Ministers, manchen hellen Blick auf praktische Zeitfragen, auch liberale Warnungen gegen absolute Willkür, sonst aber nicht viel Bemerkenswerthes enthalten. Die letzten Jahre des Flüchtlings wurden immer trüber und wol könnte man fragen, ob er nicht glücklicher gewesen wäre, wenn er lange vorher dem Hasse seiner Feinde zum Opfer gefallen wäre, statt noch soviel Jahre in stets getäuschten Bemühungen, in Verdruß, Sorge und Noth zu verbringen und zuletzt den Becher der Leiden bis zu den Hefen zu leeren; man könnte es fragen, wenn man nicht annehmen müßte, daß eben diese Leiden ihn besser zum Tode vorbereitet haben, als wenn er mitten in Glück oder Kampf und Thatkraft gestorben wäre. Die Gebrechen des Alters, durch früheres Uebermaß des Genusses und durch spätere Widerwärtigkeiten beschleunigt, brachen über ihn herein. Da die Schwäche seiner Beine ihm nicht verstattete, sich auch nur in die nahe Kirche zu begeben,

so hatte er von dem Papste, der ihn schon von den durch seinen Verkehr mit Ketzern verwirkten Censuren losgesprochen hatte und sich — was auch bezeichnend ist — um das Urtheil der Inquisition nicht gekümmert zu haben scheint, die Erlaubniß erwirkt, eine Betstube in seiner Wohnung zu haben. Wie nach dem Tode Heinrich's IV. (14. Mai 1610) der Herzog von Feria als außerordentlicher Gesandter nach Paris kam, um die beabsichtigte Doppelheirath zu unterhandeln, erkundigte sich Perez eifrig, ob er ihm nicht das Ende seines Exils anzuzeigen habe; allein der Herzog hatte gar keinen Befehl in Betreff des Verbannten. Den letzten Versuch machte der Unglückliche einige Monate später, indem er, auf den Rath seines Freundes, des Franciscanergenerals, Bischofs der canarischen Inseln und Mitgliedes der Inquisition, Sesa, von dem obersten Inquisitionsgericht freies Geleit verlangte, um sich vor demselben zu rechtfertigen. Auch dies war vergeblich.

Einige Monate später verfiel er in seine letzte Krankheit. Der Aragonese Don Manuel Lope und andere spanische Flüchtlinge zu Paris pflegten ihn mit liebevoller Sorgfalt und der Dominicaner André Garin, der nicht von seiner Seite wich, spendete ihm die kirchlichen Tröstungen. Als er sein Ende nahen fühlte, dictirte er noch seinem bis zum Tode getreuen Freunde Gil de Mesa eine Erklärung, worin er Gott zum Zeugen nahm, daß er immer als Christ und treuer Katholik gelebt habe und als solcher sterbe, stets ein treuer Diener und Unterthan seines Königs gewesen zu sein versicherte, die Schritte aufzählte, die er zu seiner Herstellung gethan, und schließlich seine Frau und seine Kinder der Gnade des Königs empfahl. Er unterschrieb diese Erklärung mit schwacher Hand und verschied einige Stunden darauf, am 3. Nov.

1611, 72 Jahr alt. Er wurde bei den Cölestinern beerdigt, wo noch am Ende des 18. Jahrhunderts sein Epitaphium zu lesen war, worin der ihm bewiesenen beneficentia Heinrich's IV. über Verdienst gedacht und das odium male auspicatum Philipp's II. erwähnt wurde. Seine ihn überlebende Gattin und seine Kinder, von denen nur die älteste Tochter, Doña Gregoria, einige Jahre früher gestorben war, bemühten sich, um seines Andenkens und ihrer eigenen Stellung willen, wenigstens nach seinem Tode die Zurücknahme des Urtheils der Inquisition gegen ihn zu erwirken. Es bedurfte aber fast vierjähriger ausdauernder Anstrengungen, des Beistandes der mächtigsten Personen in Kirche und Staat und der ausdrücklichen Willenserklärung Philipp's III., bevor das Inquisitionstribunal sich entschloß, den Proceß des Perez zu revidiren und das gegen ihn und die Seinen ergangene Erkenntniß aufzuheben, was schließlich erst am 6. Juni 1615 erfolgte.

II. Eduard Fortunat von Baden.

Der Sitte und den Rechtsansichten des Mittelalters gemäß, sind auch die alten badischen Lande, welche bekanntlich nur einen kleinen Theil des hauptsächlich durch Mediatisirungen, Subjicirungen und sonstige Einverleibungen erwachsenen heutigen Großherzogthums Baden bilden, wiederholt getheilt worden, während es sich doch immer fügte, daß sie, auch vor Begründung der Untheilbarkeit und Primogeniturfolge, immer wieder zusammenkamen. Nachdem in dieser Weise auch der tüchtige, leider zu früh in Körper- und Geistesschwäche verfallende Markgraf[1]) Christoph[2]) 1503 die Lande glücklich wieder einmal zusammengebracht hatte, konnte er es doch, obwol er den politischen Werth der Untrennbarkeit sehr wohl

---

1) Der markgräfliche Titel kam nicht von den badischen Landen, sondern von der Mark Verona, welche Berthold I. († 1177) verliehen, ihm aber auch wieder entrissen worden war.

2) Sohn des Markgrafen Karl († 24. Febr. 1475) und der Katharina von Oesterreich. Geb. 13. Nov. 1453, † 29. April 1527, nachdem seit 1516 seine Söhne die Regierung übernommen hatten, in dem alten Schloß Baden, in das er seit 1518 verschlossen worden. Seine Gemahlin, Ottilie von Katzenellenbogen († 15. Aug. 1517), die er 19. Dec. 1468 heimgeführt, hatte ihm zehn Söhne und fünf Töchter geboren. Sein ältester Sohn, Jakob (geb. 6. Juni 1471, † 27. April 1511), ward 1503 Kurfürst von Trier.

erkannte und eine solche anstrebte, nicht über sich bringen, einem einzelnen seiner vier Söhne alle Vortheile des Regimentes allein zuzuweisen, sondern begründete, in seinem Testamente von 1515, eine abermalige Theilung, wenigstens unter drei derselben, aus welcher dann, nach längeren Weiterungen, die beiden Linien Baden-Baden und Baden-Durlach hervorgingen, welche bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts nebeneinander bestanden haben.

Die Linie zu Baden-Baden, mit der allein wir uns in diesem Aufsatze zu beschäftigen haben, wurde durch Christoph's zweiten Sohn, den Markgrafen Bernhard (geb. 7. Oct. 1474, † 29. Juni 1536), begründet, einen Fürsten, der die zu seiner Zeit beginnende kirchliche Bewegung begünstigte, im übrigen aber namentlich durch seinen streitsüchtigen Charakter bekannt war. In seiner Jugend am kaiserlichen Hofe erzogen, hatte er den Erzherzog Philipp nach Spanien begleitet, und sich dann in mannichfachen Streithändeln, besonders mit seinem Bruder Ernst von Baden-Durlach (geb. 7. Oct. 1482, † 6. Febr. 1553), bewegt. Erst nicht ganz zwei Jahre vor seinem Tode, im 60. Lebensjahr, vermählte er sich mit Francisca von Luxemburg-Ligne, die ihm die Herrschaft Roucy und andere Besitzungen zubrachte, und zwei Söhne gebar, deren ältester Philibert (geb. 22. Jan. 1536, † wahrscheinlich 3. Oct. 1569) bei des Vaters Tode kein halbes Jahr gelebt hatte, deren zweiter, Christoph (geb. 26. Febr. 1537, † 2. Aug. 1575) erst nach diesem Tode die Welt erblickte. Die Witwe vermählte sich anderweit mit Adolf von Nassau-Wiesbaden (geb. 1518, † 5. Jan. 1556), den sie auch noch um ein Jahrzehend überlebte. Die Kinder kamen unter die Vormundschaft Pfalzgraf Johann's von Simmern und

Herzog Wilhelm's von Baiern, während auch der Oheim, Markgraf Ernst, sich einmischte und eine Art Oberherrlichkeit über die Gesammtheit der Lande des badischen Hauses in Anspruch nahm; ein Streit, der erst 1582 schließlich dahin geschlichtet wurde, daß die Markgrafschaft zwar ein gemeinsames, ungetheiltes Ganze bilden, aber in Ansehung des Genusses theilbar sein sollte. So wurden denn auch gleich die Lande von Baden-Baden anderweit unter die zwei Söhne Bernhard's getheilt, und zwar dergestalt, daß Philibert die eigentliche Markgrafschaft Baden und den sponheimischen Antheil, Christoph die luxemburgischen Besitzungen, Rodemachern, wonach sich der von ihm begründete Zweig benannte, Uselbingen, Herspringen und Püttingen bekam.

Philibert ward am Hofe seines Vormundes, des Herzogs Wilhelm von Baiern, erzogen und im 19. Jahre mündig erklärt, worauf er sich (17. Jan. 1557) mit der Tochter seines Erziehers, Mathilde von Baiern (geb. 14. Jan. 1532, † 2. Nov. 1565), vermählte. Streitigkeiten mit Würtemberg und der früh im Kindbett erfolgte[1]) Tod der geliebten Gemahlin verbitterten ihm das Stilleben des Landes und Regimentes, und er sah sich auswärts nach jener Zerstreuung um, welche die Fürsten jener kriegerischen Zeiten vornehmlich im Waffengewerbe suchten. Er war, trotz seines katholischen Erziehers und Vormundes, der protestantischen Sache zugethan geblieben, und wollte 1565 den Hugenotten eine Hülfsschar zuführen. Von Kaiser Maximilian II. ernstlich davon abgemahnt, focht er statt dessen 1566 ein

1) Sie hatte am 31. Oct. 1565 einen Knaben geboren, der noch an demselben Tage wieder verschied und dem sie zwei Tage darauf folgte.

Jahr gegen die Türken. In 1569 zog er, jedenfalls nicht sehr parteieifrig gesinnt, dem König Karl IX. von Frankreich zu Hülfe, ist aber in oder infolge der für den König siegreichen Schlacht bei Montcontour umgekommen. Man nimmt nämlich zwar an, daß er in jener Schlacht gefallen sei. Es scheint aber, daß sein Leichnam nicht gefunden worden ist, und sein Waffengenosse Heinrich von Stein hat versichert, daß er ihn lebend von der Wahlstatt weggebracht, ihn aber den Hugenotten habe überlassen müssen, die ihn auf ein festes Schloß an der spanischen Grenze gesetzt hätten, wo er entweder an seinen Wunden gestorben, oder sonst auf unbekannte Weise umgekommen sein soll. Daß er von den Hugenotten getödtet worden, glauben wir nicht, da diese doch unleugbar mit vergleichsweiser Mäßigung verfuhren, und er obendrein Protestant war. Auch er hinterließ, außer drei Töchtern, deren älteste jene Jakobäa von Cleve war, deren traurige Schicksale wir Bd. IV, S. 301 fg. besprochen haben, einen erst zehnjährigen Sohn, Philipp (geb. 19. Febr. 1559, † 17. Juni 1588), welcher gleichfalls in München, von seinem Oheim und Vormund Herzog Albrecht V., erzogen und zwar der katholischen Kirche wiedergewonnen ward. Als Markgraf Karl von Baden-Durlach eben aus diesem Grunde Widerspruch erhob und die Vormundschaft für sich ansprach, erklärte der Kaiser den dreizehnjährigen Fürstenknaben für mündig, und der von den Jesuiten erzogene junge Fürst stellte sofort in seinen Landen die alte Kirche wieder her, bemühte sich auch, wenngleich vergeblich, die Abtei Schwarzach den Jesuiten zuzuwenden. Sonst hat er sich als Regent durch zwei das Forst- und Jagdwesen begründende Forstordnungen, durch Begründung des badischen Landrechts und durch Aufhebung der Leibeigenschaft verdient ge-

macht, auch den Jesuiten wenigstens einen regen Eifer für Wissenschaft zu verdanken gehabt. Sein Hauptfehler bestand in übertriebener Prachtliebe und Verschwendungssucht. Durch einen überflüssigen Schloßbau, einen überaus glänzenden Hofhalt, wiederholte kostspielige Reisen nach Frankreich, Italien und den Niederlanden, zog er sich eine Schuldenlast zu, die er, auch wenn ihm längeres Leben vergönnt gewesen wäre, wol sowenig getilgt haben dürfte, wie es seinen Nachfolgern sie zu tilgen gegeben war. Er starb aber zeitig und unvermählt und die Lande fielen den Kindern seines Oheims Christoph von Baden-Rodemachern zu. Diesem war ein unruhiges und sorgenvolles Leben bestimmt. Am pfälzischen Hofe erzogen, hatte er, unzufrieden mit seinem Erbtheil, zu dessen Vergrößerung er den Bruder nicht zu bestimmen vermocht hatte, wie dieser in auswärtigen Kriegsdiensten Zerstreuung seines Unmuths gesucht. Bis zum Frieden von Cambray (1559) diente er der Krone Spanien gegen Frankreich. Dann zog er nach Schweden, für das er gegen Dänemark kämpfte und sich dabei die Hand der Tochter Gustav Wasa's, der Stiefschwester[1]) des damals regierenden Königs Erichs XIV., der Cäcilie von Schweden (geb. 7. Nov. 1540, verm. 11. Nov. 1564, † 1627), verdiente. Schwerlich zu seinem Glücke. Die Prinzessin war in ihrem launenhaften, unsteten Wesen, ihrer Verschwendungssucht und der Rücksichtslosigkeit ihres Treibens eine Vorläuferin der Tochter des zweiten großen Königs und in der That des letzten aus dem Hause Wasa, der Christine, der sie doch an Geist und Selbst-

1) Erich war ein Sohn der Katharina von Sachsen-Lauenburg. Die übrigen Kinder Gustav Wasa's wurden ihm von Margarethe von Lewenhaupt geboren.

bewußtsein wesentlich nachstand. Aus Schweden durch Hofintriguen vertrieben, führte er seine Gemahlin in die stille Residenz zu Rodemachern, vermochte aber auch durch seine ihr stets bewahrte heiße Liebe nicht, ihr den Aufenthalt dort erträglich zu machen. Sie bestimmte ihn zu einer Reise nach England, wo er von der Königin Elisabeth sehr freundlich aufgenommen und selbst mit einem Jahrgeld, für die Dauer seines Aufenthaltes, ausgestattet wurde. Hier behagte es ihr so, daß sie in London blieb, als ihr Gemahl denn doch für nöthig fand, einmal wieder nach seinem Lande zu sehen. Auch sah sie eben damals ihrer ersten Entbindung entgegen, was denn auch zur Erklärung ihres Zurückbleibens dienen konnte. Aber sei es, daß Elisabeth sich gegen die Dame, die jedenfalls nicht nach ihrem Geschmack war, karger erwies, als gegen deren Gemahl, oder daß die Verschwendung Cäciliens die königliche Freigebigkeit erschöpfte, sie gerieth in eine mächtige Schuldenlast und dadurch in solche Bedrängniß, daß eine heimliche Entfernung aus dem Lande das einzige, freilich wenig ehrenvolle, Rettungsmittel schien. Christoph reiste deshalb in möglichster Stille nach England, um seine Gemahlin und den Sohn, den sie inzwischen in London geboren, heimlich in Sicherheit zu bringen. Indeß die englischen Gläubiger, so wesentlich auf die Person ihres Schuldners angewiesen, pflegen wachsam zu sein. Die Ankunft des Markgrafen ward bekannt und die Gläubiger ließen ihn in Haft nehmen, aus der ihn nur die Bürgschaft der Königin befreien konnte. Diese wird also die Zeche bezahlt haben, aber damit ist es auch mit dem englischen Leben des badischen Fürstenpaares aus gewesen. Sie versuchten es eine Zeit lang an dem Hofe des Bruders zu Baden und wendeten sich dann wieder nach Rodemachern. Die Ver-

schwendung, welcher Cäcilie sich hier rücksichtslos überließ, und die niederländischen Unruhen, die auch die Besitzungen des Markgrafen berührten, zogen aber solche Bedrängnisse nach sich, daß der Markgraf, nachdem er bei dem Bruder vergeblich um Aufnahme angeklopft, abermals im Auslande eine Zuflucht suchte. Er fand sie in Schweden, wo inzwischen König Erich entthront worden und Cäciliens vollbürtiger Bruder, Johann, auf den Thron gestiegen war (1568), der dem Schwager ein Lehen auf der Insel Oesel verlieh. Cäcilie blieb auch in Schweden, als ihr Gemahl sich wieder nach seinem Erblande zurückbegab, wo er in Sorge und Kummer gestorben. Das leichtsinnige Weib, das ihn bald vergessen haben mag, hat ihn noch 52 Jahre überlebt und sich rücksichtslos dem anstößigsten Wandel ergeben. Wie überhaupt am schwedischen Hofe die römische Kirche mit der polnischen Katharina wieder Fuß faßte, so trat auch sie zu dieser Kirche über, auch hierin eine Vorläuferin Christinens. In Schweden zu scharfer Beobachtung und Beurtheilung und zu beengenden Rücksichten ausgesetzt, verließ sie dieses und führte dann lange Zeit, auch wie Christine, ein unstet umherschweifendes Leben, durch jeglichen Sinnengenuß die innern Mahnungsstimmen übertäubend. So anstößig ward der Wandel des entarteten Weibes, daß der Rath von Antwerpen es gebilligt und genehmigt haben soll, wie ihr Sohn Karl die zu einsamer Haft Bestimmte an den Haaren und unter Fußtritten durch die Straßen der Stadt zu ihrem Kerker schleifte. Eine bessere Stimme im Volke fand aber doch ein solches Verfahren des Sohnes ruchlos und betrachtete seinen bald darauf erfolgten Tod als Strafe dafür.

Cäcilie hatte ihrem Gemahl, der ein besseres Weib verdient hätte, sechs Söhne geboren, welche zumeist nach

der Mutter gerathen zu sein scheinen. Wie sehr es der älteste war, wird seine im Folgenden näher darzulegende Geschichte zeigen. Ob auch der fünfte, Bernhard (geb. Dec. 1570), es geworden wäre, bleibt ungewiß, da er schon nach Jahresfrist durch den Tod den irdischen Versuchungen entrückt ward. Von dem zweiten Sohne, Christoph Gustav (geb. 13. Aug. 1566, † 1609), sagt aber ein ehemaliger Beichtvater des Markgrafen Eduard Fortunat, der Pater Franz Born de Madrigal, der allerdings mit sehr starken Farben malt, in einem Berichte an den Kaiser: er sei „kindisch, diebisch und furiosus"; von dem dritten, Philipp (geb. 15. Aug. 1567, † 6. Nov. 1620): er sei „das Hirn verrückt" und habe Einen erstochen; der vierte war jener Karl [1]), der seine Mutter mishandelte, und von dem jüngsten, Johann Karl (geb. 1572, † 1599), versichert jener Berichterstatter: er sei, wie auch Christoph Gustav und Philipp, jähzornig, ein Säufer, „aller bösen, unfürstlichen Stücke voll, ein anderer Eduard", d. h. dem ältesten Bruder gleich und, wie alle diese Söhne, das Wesen der Mutter wiederholend. Die jüngern Söhne sind sämmtlich unvermählt gestorben, und der Stamm wurde durch den ältesten, wenn auch aus zweifelhafter Ehe, fortgepflanzt.

Dies war Eduard Fortunat, der zu London (17. Sept. 1565) geborene, welchen die Königin Elisabeth selbst aus der Taufe gehoben und ihm dabei jene Namen beigelegt hatte, an deren zweitem sie sich nicht als prophetisch erwiesen hat. Der bei dem Tode seines Vaters auch kaum zehnjährige Prinz ward an dem Hofe Wilhelm's V. von

1) Karl war schon todt, wie Pater Born seinen Bericht erstattete.

Baiern katholisch erzogen, sodaß von da an die ganze Linie Baden-Baden katholisch blieb, während die zu Baden-Durlach zur protestantischen Confession hielt. Kurz bevor er die eigene Regierung des Landes antrat, erlosch der regierende Zweig (1588) und dessen Lande fielen nun auch dem Zweige Rodemachern zu, wobei er sich mit seinen Brüdern dahin verglich, daß er diesen neu erworbenen Antheil allein übernahm und den Brüdern dafür das zeitherige Besitzthum überließ, wozu er ihnen noch einen Jahrgehalt von 1000 Fl. für jeden von ihnen aussetzte, wogegen sie für den Unterhalt der Mutter zu sorgen versprachen.

Eduard Fortunat regierte also nun zu Baden, scheint sich jedoch mit Land und Regierung nur insoweit beschäftigt zu haben, als er sie brauchte, um Mittel zur Bestreitung seiner zahlreichen Ausgaben zu gewinnen. Bald aus unstetem Sinne und Vergnügungssucht, bald um Verdrießlichkeiten zu entgehen, die ihm seine schlechte Wirthschaft zuzog, entfernte er sich aus dem Lande, so oft er konnte. So war er namentlich viel in Schweden bei seinem Oheim König Johann und in Polen bei dessen Sohne, dem König Sigmund. Längere Zeit hielt er sich in Brüssel an dem prächtigen Hofe des berühmten Feldherrn, des Herzogs von Parma, Alexander Farnese, auf, und hier soll er zuerst die Maria van Eycken kennen gelernt haben, die er später zu seiner Gemahlin erklärte. Sie war eine Tochter Jobst's van Eycken, aus einer angeblich aus Italien stammenden und von da nach den Niederlanden übergesiedelten Familie, die den Beinamen de la Riviere geführt und mit den schlesischen von Eicke nichts gemein hat. Ihr Urgroßvater Heinrich war herzoglich brabantischer Kammerrath gewesen. Ihr Vater wird als Hofmarschall des Prinzen von Oranien bezeichnet

und soll 1591 Gouverneur von Breda gewesen sein. [1]) Ob er nun aber vorher in minder günstigen Umständen gewesen, es wird versichert, daß seine Tochter Marie, nachdem sie erst längere Zeit mit Mutter und Schwester in Brüssel gelebt, in dem Hause eines Mr. Burs als Zofe, vielleicht als Gesellschafterin, gewesen sei, wobei ihr dann später nachgesagt ward, daß sie bei dem Herrn in größerer Gunst gestanden, als bei der Dame vom Hause. Jedenfalls scheint sie veranlaßt gewesen zu sein, ihr Brot außer dem älterlichen Hause zu suchen; denn sie soll sich später unter dem Frauenzimmer der Mutter jenes Herzogs von Parma, der Margarethe, einer natürlichen Tochter Kaiser Karl's V., die in erster kurzer Ehe mit Alexander Medici, Herzog von Florenz (Bd. IX, S. 1 fg.) vermählt gewesen [2]), befunden haben. Indeß kann der Markgraf sie schwerlich in dieser Eigenschaft kennen gelernt haben, wie man mehrfach liest. [3]) Denn die Herzogin Margarethe starb schon 1586, vor dem Regierungsantritte Fortunat's [4]), dessen Bekanntwerden mit dem

1) Spittler (Sämmtliche Werke, XI, 187) findet es nicht ohne Grund wunderbar, daß der Vater, wenn er in solcher Stellung gewesen, in Brüssel gelebt habe.

2) Ihm war sie 1536, im 12. Jahre ihres Alters, zur Gemahlin gegeben worden, und sie stand erst im 14., als sie 1538 den selbst kaum ältern Prinzen Ottavio Farnese (geb. 1524, succedirte 1547, † 21. Sept. 1586) zum zweiten Gemahl erhielt.

3) Allerdings nicht bei Pater Born, aus dessen Berichten die meisten Neuern geschöpft, aber dabei zuweilen, wie das so oft geschieht, nicht genau gelesen haben. Born sagt blos, daß sie am Hofe der Mutter des Herzogs gewesen, der Markgraf sie aber in Brüssel kennen gelernt habe, wo man davon gesprochen, daß es an jenem Hofe „gar sonderbar hergegangen" sei.

4) Dieser erfolgte erst 1589. Oder gilt dies nur von der Regierung der neu erworbenen Lande und hatte er die des väterlichen Erbtheiles schon 1588 übernommen, in welchem Jahre bereits Gesandte der Herzoge von Baiern und Lothringen ihm Vorstellungen über seinen Aufwand gemacht haben sollen?

Fräulein allgemein in das Jahr 1590 gesetzt wird, und sie hat vielmehr wieder bei den Ihren gewohnt und mag nur gelegentlich an dem Hofe erschienen sein, wie Fortunat sie kennen lernte und eine so warme Liebe für sie faßte, als der leichtsinnige und zeitig durch den Genuß abgestumpfte Prinz nur immer zu fassen vermochte. Auch über die ersten Stadien ihres Verhältnisses sind mancherlei zweideutige und zweifelhafte Sagen verbreitet denen wir keinen unbedingten Glauben schenken wollen, da wir gegen solche Scandalgeschichten, in denen die Menschen so erfinderisch und so leichtgläubig sind, uns jederzeit mistrauisch verhalten, und da das Verhältniß der Maria sehr geeignet war, Neid und Lästersucht aufzureizen und nicht unwichtige Interessen gegen sich zu bewaffnen. Eine sehr hohe Meinung wollen wir jedoch auch nicht von der Dame fassen, die sich einem Eduard Fortunat verband, sich gefallen ließ, längere Zeit in einer Stellung zu verbleiben, wo es ungewiß war, ob sie Gattin oder Concubine sei, und von der man nirgends hört, daß sie einen heilsamen Einfluß auf ihn geübt oder versucht habe. Gewiß scheint, daß sie sich ihm nicht so leicht ergab, wie er wünschte und gewohnt sein mochte, sondern die Ehe als Preis ihres Genusses verlangte, und daß diese Weigerung sein Verlangen steigerte, ist natürlich. Ob auf ihrer Seite wirklich eine Rücksicht auf Tugend und Ehre [1]), oder ob nur kluge Berechnung und dem entsprechende Rathschläge der Ihrigen dabei Triebfeder gewesen, muß dahingestellt bleiben. Pater Born

1) Die Gerüchte, daß sie in dieser Beziehung nicht viel mehr zu verlieren gehabt, überlassen wir billig der Scandalchronik. Der Markgraf selbst hat ihr gegen Pater Born und den Rath Simon Luor ein testimonium puritatis ausgestellt, und Pater Born sagt vorsichtig und unparteiisch: Ego dixi quod audivi in hoc casu, pro et contra.

erzählt die Sache in folgender Weise: „Als der Markgraf sie ersehen und liebgewonnen, hat er es durch einen Vetter von ihr dahin gebracht, daß er seine Wohnung in ihres Vaters Hause bekommen, wo er sie denn oft gesprochen, und Alles versucht, mit Worten, Geschenken, Zusagungen, sie zu bereden, wozu er gewollt, worauf sie jederzeit geantwortet: Sie sei eine Arme von Adel, aber ihre Ehre sei ihr lieber, als alle Güter der Welt. Er werde seines Gleichen finden, sich zu vermählen, aber sie werde nichts gegen ihre Ehre thun. Der Markgraf hat aber nicht abgelassen, und ihr endlich gesagt, er wolle sie zur Ehe nehmen. Darauf hat sie sich entschuldigt, sie sei nicht fürstlichen Stammes und Namens, und also könne das nicht sein und sie werde nur hintergangen werden. Der Markgraf hat Alles betheuert, und sie hat gesagt, sie wolle darüber mit ihren Aeltern sprechen, und was diese ihr riethen, wolle sie thun. Diese haben, nach einigem Bedenken, geäußert, wenn der Markgraf sich wolle durch einen Priester mit ihr trauen lassen, so hätten sie gegen diese Ehe nichts einzuwenden.[1]) Da hat der Markgraf gleich Alles zugesagt, sie zu hintergehen, und hat zuerst einen Soldaten als Priester verkleidet. Als es aber zur Copulation kommen sollen, hat die Eyckin gesagt: sie habe diesen Priester nie gesehen; ein ihr Unbekannter könne sie nicht trauen, und auch müsse das in ihrer Pfarrkirche geschehen[2]), in Gegenwart und Beisein ihrer Aeltern. Der Markgraf erbot sich, einen andern Priester kommen zu lassen, welches auch nachher geschehen, denn es hat ihm der Decanus summi templi auf sein Begehren einen Priester geschickt, der sie zusam-

1) Daß sie nicht Ehepacta, Festsetzungen über Stellung, Dotation, Witthum u. dgl. bedingten, bleibt immerhin befremdend.

2) Auf dieser Bedingung scheint sie nicht bestanden zu haben.

mengegeben, und vielleicht selbst nicht gewußt hat, ob dies geschehen sei, oder nicht. Denn, wie ich von vielen Beiwesenden [1]) gehört, hat dieser Sacerdos die Eyckin gefragt: ob sie den Markgraf zu ihrem Gemahle haben und solchem sich stets gefällig und unterthänig erzeigen wolle, worauf sie mit Ja geantwortet und ihm zum Zeichen der Ehe, wie gebräuchlich, einen Ring gegeben. Als nun darauf der Priester den Markgrafen gefraget: Ob er die Braut zur Gemahlin nehmen und also halten wolle, hat dieser geantwortet: «Ihr wisset wohl, warum Ihr daseid, was ich mit Euch gesprochen, fahret nur fort», und hat das Ja gar nicht gesagt, aber einen Ring und die Hand hat er ihr geboten. Darauf hat der Priester sie zusammengegeben, wenn man das eine Zusammengebung heißen kann." [2])

Pater Born erstattete seine Berichte theils an den gewesenen Vormund des Markgrafen, den Herzog Wilhelm von Baiern, der natürlich mit dem Treiben seines frühern Mündels nicht zufrieden war, theils, auf Erfordern, an den Kaiser, und er wußte wohl, daß er seinen Auftraggebern mit dem Markgrafen und der Eyck ungünstigen Berichten willkommen war. Es wäre auch möglich, daß er durch ein Hingeben an solche Tendenz vergessen machen wollte, was er selbst in der Sache gethan. Denn wir werden sehen, daß eine zweite, förmlichere Trauung durch eben diesen Pater Born verrichtet ward. Später hat er sich persönlich über den Markgrafen zu beschweren gehabt, von dem er „den Weltdank verdient und in Gefahr des Leibes und Lebens

1) Sollte der Markgraf die Trauung, welche geheim bleiben sollte, in Gegenwart „vieler Beiwesenden" haben vornehmen lassen? Und sollte er, falls dies geschehen, unter solchen Umständen sich so auffällige Unregelmäßigkeit, wie gleich berichtet wird, erlaubt und der Geistliche dies gestattet haben?

2) Curiositäten. III, 175 fg.

gestanden." Jedenfalls werden auch seine Berichte mit Vorsicht zu behandeln sein, und dem oben mitgetheilten sieht man die Absicht an, die damalige Handlung in ein zweifelhaftes Licht zu stellen, wobei sich denn freilich nicht ermessen läßt, was damit eigentlich bezweckt worden, da die spätere zweite Trauung unableugbar war.

Nach den Quellen, aus denen Spittler schöpfte und unter denen eine zu Bern gefundene Deduction von ihm zuerst benutzt wurde, fand jene Trauung am 13. März 1591 statt, und hatte der erzbischöfliche Official zu Brüssel vier Tage vorher einen Erlaubnißschein ausgestellt, daß Eduard und Maria, ungeachtet der damals geschlossenen Zeit, in aller Stille in einem verschlossenen Privathause zu Brüssel getraut werden dürften, nachdem sie beide erst geschworen haben würden, daß kein kanonisches Hinderniß ihrer ehelichen Verbindung entgegenstehe. Der Parochus der Kirche, zu deren Sprengel Maria gehörte, der Viceeplebau der Stiftskirche der heiligen Gudula zu Brüssel, habe die Trauung verrichtet. Als Zeugen der Trauung werden nur Vater und Mutter Mariens aufgeführt. Soweit scheint alles in Ordnung. Spittler wundert sich, daß niemals ein Trauschein vorgebracht worden, daß man vielmehr später (1608), als die Ausweise über die erfolgte Trauung verlangt wurden, sich begnügt habe, den erwähnten Dispensationsschein, sowie ein auf Grund desselben, der Notorietät der Sache und der eigenen Niederschrift des Geistlichen, der die Trauung verrichtet, ausgestelltes Zeugniß zweier Amtsnachfolger [1]) desselben beizubringen. Nun, wir dächten, das wäre völlig genug, wäre dasselbe, was noch heutigen Tages in den allermeisten Fällen geschieht. Es ist kein von dem trauenden

1) Vielmehr des Plebans und des Vicceplebans jener Kirche.

Geistlichen selbst ausgestellter Trauschein producirt worden, weil kein solcher existirte, und weil dieser Geistliche, als später die Nachweisung der erfolgten Trauung nöthig wurde, bereits todt war. Die Sache war aber von ihm in das Kirchenbuch eingetragen, der Dispensationsschein, auf dessen Grund hin er die Trauung verrichtet, war aufbewahrt worden, und das hierüber ausgestellte Zeugniß seiner Amtsnachfolger vertritt in allen Fällen den Trauschein vollgültig, ja ist ein solcher. — In dem Zeugniß dieser Geistlichen wird erwähnt, der erlauchteste Markgraf habe gewünscht, daß die Trauung noch eine gewisse Zeit geheim bleibe, „donec a parentibus consensum obtinuerit." Spittler übersetzt das in seinen ganzen Aufsatz bezeichnender Weise: „bis er die Einwilligung seiner Aeltern erhalten habe," und knüpft nun daran die Frage: „Seiner Aeltern Einwilligung? Doch war sein Vater schon 16 Jahre lang todt, und ein Prinz, der schon 26 Jahre alt war und schon einige Jahre lang regierender Herr war, der hatte wol bei seiner Vermählung keinen Consens seiner Mutter erst noch nothwendig; er hätte dann auch blos von der Einwilligung seiner Mutter und nicht von der Einwilligung seiner Aeltern sprechen sollen." Nun, abgesehen davon, daß, wo überhaupt die Einwilligung der Aeltern zur Gültigkeit einer Ehe verlangt wird, dies auch von der Mutter und daß es für die ganze Lebenszeit des Kindes, ohne Rücksicht auf dessen Alter, gilt, so ist doch Spittler sicher bekannt gewesen und nur im Augenblick von ihm vergessen worden: daß parentes ebensowol Verwandte wie Aeltern bedeutet. Hier hat es offenbar nichts anderes bedeuten sollen, als Verwandte. Das Vorschützen von Aeltern, deren Einwilligung erst einzuholen wäre, würde völlig unthunlich gewesen sein, da es in Brüssel gewiß jeder-

mann, vor allen dem erzbischöflichen Official und den Aeltern der Marie van Eyckin, bekannt war, daß der Vater des Markgrafen todt und daß er regierender Herr sei. Auch seine Mutter und deren Verhältnisse waren in den Niederlanden, wo sie soviel umhergezogen, sattsam bekannt. — Gleich darauf fällt Spittler in der That jene Möglichkeit ein und er sagt: „Sind vielleicht aber hier ehemalige Vormünder und Agnaten unter dem Namen der Aeltern (?) gemeint, so ist's doch sonderbar, daß er statt ehemaliger Vormünder und statt des Namens der Agnaten den Namen der Aeltern nannte (?).“ [1]) Er fährt darauf fort: „Und wenn es nicht wegen der Ebenbürtigkeit seiner neuen Gemahlin Schwierigkeit hatte, wenn es mit ihren acht unbescholtenen Ahnen so richtig stand, als sie bei Köhlern [2]) richtig alle genannt sind, so war auch nicht einmal erst die Einwilligung der Agnaten bei der Heirath eines 26jährigen, schon seit mehreren Jahren regierenden Fürsten nothwendig; so war die hochvertrauliche Stille, mit welcher er sich copuliren ließ, völlig unnöthig (?); so wäre denn, da doch der Umgang mit Marien schon einige Zeit dauerte [3]), die Einwilligung der Agnaten sehr leicht zu finden gewesen (?).“ Abermals „sonderbar“, da es Spittler, der soviel über Misheirathen geschrieben, sehr wohl bekannt war, welche Schwierigkeiten denn doch bei Verheirathungen der Glieder regierender Häuser mit

---

1) Viel sonderbarer finden wir diese beharrliche, auch weiterhin fortgesetzte Annahme Spittler's, daß unter parentes nur Aeltern zu verstehen seien.

2) Spittler citirt hier: Münzbelustigungen, XVI, 119. Wir haben aber in Köhler's ganzem Werke keine Spur von diesen Ahnen zu finden vermocht.

3) Was der berühmte Mann sich bei diesem Grunde gedacht hat, vermögen wir nicht zu fassen.

Fräuleins von niederm Adel, auch wenn sie noch soviel unbescholtene, adelige Ahnen aufweisen konnten, zu erwachsen pflegten, und welche Mühe man sich in solchen Fällen gab, die Einwilligung der Agnaten zu erlangen. Und selbst wenn die Sache keine rechtlichen Schwierigkeiten gehabt hätte, ist doch schon im Privatstande die Rücksicht auf Verwandte, mit denen man in gutem Einvernehmen zu bleiben wünscht, bei Verheirathungen nichts Unerhebliches; wie viel mehr bei Fürsten! — Weiterhin hebt auch Spittler hervor, daß der Markgraf nicht ausdrücklich Ja gesagt habe. Da er sich jedoch, während er der Braut Hand und Ring reichte, auf das bezog, was er dem Geistlichen vorher erklärt habe, und da dieser darauf das Brautpaar zusammengab, dieser Geistliche aber kein hergelaufener Abenteurer, auch kein Diener oder Unterthan des Markgrafen, noch sonst von ihm abhängig, sondern der ordentliche Pfarrer der Braut, ein angestellter Geistlicher an der Kirche der Hauptstadt eines fremden Landes und zu seiner Handlung von seinem Obern ermächtigt war, so müssen wir annehmen, daß die vorherigen Erklärungen des Markgrafen von der Art gewesen sind, daß der Geistliche sich für berechtigt halten konnte, die kirchliche Einsegnung der Ehe vorzunehmen. Vielleicht hat ihm der Markgraf gesagt: er wolle die Marie zu seiner Frau machen, wolle dies aber nicht öffentlich unumwunden aussprechen, und sie haben dann das Auskunftsmittel gewählt, daß der Markgraf seinen Willen dem Parochus insgeheim erklären, bei der Trauung aber sich nur auf diese Erklärung beziehen solle. Möglich übrigens, daß der Markgraf, ein gemeiner Mensch wie er war, bei dem ganzen Manöver den Rückhaltsgedanken gehabt hat, vielleicht doch später daraus einen Grund entlehnen zu können, die Ehe für ungültig erklären zu

lassen, oder daß er wenigstens seine Freunde und Verwandte in den Glauben versetzen wollte, es würde sich das thun lassen und das Ganze sei nicht ernstlich gemeint. Der erste Versuch mit dem verkleideten Soldaten, wenn er anders wahr ist, spricht jedenfalls stark gegen ihn.

Wie dem auch sei, der Marie gelang es nicht blos, ihn zu gewinnen, sondern auch ihn festzuhalten, was jedenfalls die schwerere Aufgabe war. Zunächst freilich war ihre Stellung eine sehr unerfreuliche und vielfach demüthigende. Der Markgraf hielt nicht nur ihre Ehe geheim, sondern er behandelte sie auch öffentlich wie eine blose Buhlerin. Sie reiste mit ihm umher, im Inland und im Auslande, und niemand wußte, was sie eigentlich für eine Stellung einnehme. Man hatte wol eine Ahnung, daß sie mehr sei, als ein bloses Gunstfräulein, wußte aber doch nicht, ob der Markgraf es nicht in seiner Gewalt habe, sie zu jeder Zeit wieder fortzuschicken. Bald nach der Trauung unternahm er eine Reise nach Italien, und wollte vorher bei Pater Born die Beichte hören, er sowol wie Marie, „damit sie desto glücklichere Reise hätten und dieselbe mit Gott anfangen sollten.“ Als aber der Pater erklärte: es sei ihm nicht bewußt, wie es mit beiden Personen beschaffen sei, ob sie im Concubinate oder in ehelichem Stande lebten, und er müsse das wissen, bevor er das Amt der Schlüssel verwalten könne, entgegnete der Markgraf: „Ist die Sache so, so will ich diesmal die Beichte einstellen. Es ist auch nicht nöthig, daß jemand, Euch nicht ausgenommen, wisse, ob die Eyckin mein Gemahl oder meine Concubine sei; auch soll das niemand so bald erfahren.“ Erst in Mailand trieb der Markgraf einen Geistlichen, Thomas Steuberßky auf, bei dem er beichtete und das heilige

Nachtmahl empfing, dem er aber auch erst vorspiegeln mußte, daß er der Vetter der Eyckin sei, deren Mann täglich von Rom erwartet werde. — Marie war inzwischen schwanger geworden und hielt ihr Kindbett zu Murano. Der Markgraf wünschte, daß der damals zu Venedig weilende päpstliche Legat das Kind aus der Taufe heben möge, da es ja ein Zweck seiner Reise war, die päpstliche Bestätigung seiner Ehe zu erwirken. (Letzteres ein Beweis, sowol daß man fühlte, dieselbe könne Zweifeln und Anfechtungen ausgesetzt sein, als daß der Markgraf gesonnen war, sie aufrechtzuhalten.) Als Pater Born, der den Markgrafen, trotz seiner Weigerung, ihn zu absolviren, auch auf dieser Reise begleitete, den Legaten um jenen Dienst begrüßte, von dem Legaten gefragt wurde: ob die Eyckin des Markgrafen Gemahlin sei, gab der Pater die ihm von dem Markgrafen vorgeschriebene Antwort: sie sei wie eine Frau und der Markgraf habe sie für eine Frau [1]), worauf der Legat lächelnd entgegnete, er verstehe nicht, was das heiße: wie eine Frau sein und für eine Frau haben; entweder habe er sie zur Frau genommen, oder nicht. Pater Born konnte nur erklären: er wisse nichts weiter über sie zu sagen. [2]) Nachdem er nun dem Markgrafen über diese Verhandlung berichtet, sagte dieser: „Es ist nicht nöthig, daß man weiß, ob die Eyckin mein Weib ist, oder nicht. Will der Legatus kom-

---

1) Instar uxoris et Marchio habet eam pro uxore. Spittler übersetzt das frischweg: „zwar nicht seine Gemahlin, aber seine Vicegemahlin.“

2) In dem eigenen Berichte des Paters steht nur diese Antwort: „Aliud quod de ea dicam, nescio.“ Woher Spittler die Version und den Zusatz hat: „mehr wisse er selbst nicht, als gerade die Worte, die ihm in den Mund gelegt worden. Auch ihm sei völlig unbekannt, ob der Markgraf diese Niederländerin wirklich geheirathet habe“, und ob er sie irgendwoher hat, wissen wir nicht.

men und das Kind heben, so ist es gut, und mit der Zeit soll er schon erfahren, ob die Mutter des Kindes mein Weib ist oder nicht." Der Legat soll die Pathenstelle schließlich noch übernommen, sich aber dabei verwahrt haben, daß er das nicht als Legat, sondern als Privatmann thue. — Während desselben Aufenthaltes zu Murano kam unter andern Gästen, welche der Markgraf zuweilen von Padua mitbrachte, auch einmal ein Graf von Oettingen hin, und als dieser bei Tisch neben die Eyckin gesetzt werden sollte, und wie es scheint aus Höflichkeit Umstände machte, sagte der Markgraf zu ihm, sodaß man es wohl hören konnte: „Ei, setzet Euch nur; sie ist ja nur meine Courtisane.[1]" Der Graf setzte sich nun ohne Umstände, wobei denn auch als bezeichnend hervorzuheben ist, daß ein deutscher Reichsgraf die Ehre, neben der Gemahlin eines Markgrafen zu sitzen, zu hoch, dagegen keinen Schimpf darin fand, zu einer Buhlerin desselben gesetzt zu werden.

Die päpstliche Bestätigung der Ehe soll übrigens auf jener Reise erwirkt worden sein.[2] Auch begannen nach der Rückkehr Verhandlungen, zunächst mit dem gewesenen Vormunde des Markgrafen, indem man wahrscheinlich hoffte: wenn man nur diesen für Anerkennung der Ehe gewonnen habe, so werde er wol die Vermittelung zwischen dem Markgrafen und den Agnaten am besten besorgen. Immer aber ließ man das Verhältniß der Marie so ungewiß, daß der Hauptunterhändler, dessen man sich bediente, der Leibarzt, Rechtsgelehrte und Dr. Th.

---

1) Erinnert das nicht an die Scenen zwischen Julian Avenel und seinem in ähnliche Lage, wie die Marie, versetzten Weibe, welche Scott in seinem: „Kloster" so meisterhaft schildert?

2) Preuschen, Badische Geschichte, S. 734.

Johann Pistorius [1]), damals zu Constanz, es ganz in das Belieben des Markgrafen stellte, ob er sie behalten wolle oder nicht. In beiden Fällen war er bereit, die Sache zu verfechten. Wolle der Princeps loskommen, so lägen Mittel genug vor. Wünsche er das nicht, so wolle Pistorius nach Baiern reisen und das Geschäft durchführen, falls Marie nur von altem und freiem Adel sei. Es sei zwar vielleicht vorzüglicher, sie fortzuschicken; indeß werde er ja hören, wohin der Princeps neige.

Das zu Murano geborene Kind war ein Mädchen gewesen: Anne Marie (geb. 7./17. April 1592, † 12. Sept. 1654, unvermählt). Aber Marie war von neuem schwanger, und wenn sie, wie wirklich geschah, einen Sohn gebar, so wurde die Sache ernsthaft. Herzog Wilhelm von Baiern war aus vielen Gründen unzufrieden mit seinem ehemaligen Mündel, der ihn, wie den Kaiser, vernachlässigt hatte, so lange er beide nicht zu brauchen glaubte, durch seine Verschwendung, namentlich durch seine Reisen, große Schulden auf sich lud, seinen Brüdern die zugesagten Jahresgehalte nicht auszahlte und jetzt nun diese unkluge Heirath gethan hatte. Es ist wohl zu glauben, daß von Seiten Baierns und dann auch des Kaisers nicht blos gegen diese Ehe, sondern auch gegen den Markgrafen, der immer Schlimmeres verschulden sollte, eingeschritten worden sein, und daß man ihn nicht, wie doch eigentlich geschehen, immer noch geschont und in einigen Schutz genommen haben würde, wenn nicht der Umstand in die Wagschale gefallen wäre, daß der Markgraf denn doch katholisch war, daß seine Brüder nicht mehr taugten

---

1) Geb. zu Nidda, war erst Arzt, dann Jurist, dann, zur römischen Kirche zurückgeführt, Theolog, und starb als Beichtvater Kaiser Rudolf's II., 1607.

wie er, und daß die Agnaten zu Durlach protestantisch waren. Inzwischen war Herzog Wilhelm doch zu keinem weitern Zugeständniß zu bewegen, als zu der Erklärung, er wolle sich die fragliche Ehe gefallen lassen, wenn der Kaiser, der König von Polen [1]) und der Markgraf von Baden-Durlach dasselbe thun würden. Daß der Letztere es nicht thun würde, wußte man. Unter diesen Umständen und da die Schwangerschaft der Marie weiter vorrückte, fand der Markgraf für gut, seinerseits wieder einen Schritt zu thun, der die Ehe befestigen sollte. Er beschloß, sich noch einmal und mit größerer Oeffentlichkeit trauen zu lassen. Vielleicht auch, daß Marie, durch die gegen die frühere heimliche Ehe erhobenen Zweifel bedenklich gemacht, ihn zu diesem Schritte bestimmte, den er in der That wieder in eine Form brachte, wie sie seinem wunderlichen Wesen und unsteten Launen entsprach. An sich scheint der ganze Gedanke ein verkehrter, da er das zweifelhafte Licht des vorhergehenden Verhältnisses noch trüber und verdächtiger machte.

Wie dem auch sei, die zweite Trauung fand am 14. Mai 1593 auf dem Schlosse zu Baden statt. Pater Born berichtet darüber: „Als nun eine Zeit lang der Markgraf mit der Marie gehauset und diese nahe an der Geburt des andern Kindes war, und Sie den Betrug (?) geahnet und Er von seinem Gewissen (also doch!) angetrieben wurde, hat er seinen Marschall und Amtmann, den von Neuenstein, seinen Kanzler Dr. Aschmann und den Rath Luor [2]) auf einen gewissen Tag zusammen gen

---

1) Dieser kam als mütterlicher Verwandter in Betracht.

2) Die Spittler'sche Quelle nennt, statt des Erstern, den Landhofmeister von Orscelar, den Günstling des Markgrafen, von welchem Pater Born ein sehr misliches Bild entwirft. In einem von Born ausgestellten Atteslate werden: Reichard Ncard von Nuenstein, badi-

Hof gefordert, und mir auch einen Boten geschickt, mit der Bedeutung, ich solle mich gefaßt machen, ihn und die Eyckin zusammenzugeben. Als ich nun dahin kam, fand ich jene daselbst, die nicht wußten, weshalb sie gefordert worden waren. Da kam der Markgraf mit der Eyckin aus seinem Gemache, hatte seinen Mantel nur auf einer Achsel hängend [1]), und sagte zu uns, wozu er uns habe fordern lassen. Worauf ich ihn gebeten, er wolle seines Stammes gedenken, ein fürstliches Gemahl sich wählen und diese Trauung sein lassen. [2]) Hierauf antwortete der Markgraf: Diese gegenwärtige Maria gefällt mir, und keine andere, und nur diese will ich haben. Worauf ich ihm vorstellte, welche Vorwürfe, zu so etwas beigetragen zu haben, uns von seinem fürstlichen Hause gemacht werden könnten, was Alles er aber wegreden mochte, und sagte: «Ich stehe für Alles. Ihr sollt entschuldigt sein, und von mir selbst gegen Alle entschuldigt werden.» Darauf nun gab ich in gehöriger Form als Priester sie zusammen."

Dritthalb Monate nach dieser Handlung wurde das Kind, das Maria damals unter ihrem Herzen trug, geboren (30. Juli 1593), ein Knabe, der den Namen Wilhelm empfing. Demselben sind noch zwei Brüder gefolgt: Hermann Fortunat (23. Jan. 1595) und Albert

---

scher Marschall und Obervoigt zu Lahr und Mahlberg, Kanzler Aschmann, Vicekanzler Alexander Hamel und der Rath Simon Peter Luor aufgeführt.

1) Die Spittler'sche Quelle erweitert diese kleine Nachlässigkeit bedeutend. Hier heißt es: „Der Markgraf erschien in Pantoffeln, Hosen und Wams uneingenestelt, das Hemd mit Züchten zu den Hosen heraushängend." Der Mantel, den Pater Born nur auf einer Achsel hängen läßt, fällt bei Spittler ganz weg.

2) Von der frühern Trauung scheint er, nach allem, damals so wenig etwas gewußt zu haben, wie von der päpstlichen Bestätigung.

Karl (17. Aug. 1598). Genau ein Jahr nach jener zweiten Trauung und zehnthalb Monate nach der Geburt seines ersten Prinzen, wie seine Gemahlin wol soeben ihren zweiten Sohn empfangen hatte, am 14. Mai 1594, erließ er eine urkundliche Erklärung, wonach seine mit Marien erzeugten Erben dereinst rechte, alleinige Successoren in allen seinen Fürstenthümern, Grafschaften und Herrschaften sein sollten, setzte aber doch wieder, zur Verdunkelung der Sache, hinzu: „Da nun mehr gerührte unser freundliche liebe Gemahlin, vor Uns Tods verfahren würde, soll Uns und besagten Unsern Erben gleichfalls, ob dieser Unser Ercleyrung, Will und Meynung einicher Nachtheil nicht erscheinen, wie wir denn auch Uns die Hand deßwegen nicht gesperret haben wollen." Er erklärte, daß Maria nach seinem Tode als eine fürstliche Wittib gehalten werden solle, setzte aber damals nichts über die Höhe des Witthums fest, was vielmehr erst kurz vor seinem Tode in einer besondern Urkunde erfolgt zu sein scheint. Sechs Jahre nach jener Declaration verfaßte er ein Testament, worin er nochmals die Marie für seine rechtmäßige Gattin, die mit ihr erzeugten Kinder für rechtmäßige Kinder erklärte, als welche er sie dem Kaiser und allen Kurfürsten erwiesen habe. [1])

Es würde sich immerhin alles gemacht und das Verhältniß der Marie und ihrer Kinder würde keine ernsteren Anfechtungen zu besorgen gehabt haben, wenn der Markgraf sich nur sonst gebührlich verhalten, wenn er sich Vertrauen, Achtung und Liebe seiner Vasallen und

---

1) Bei den in diesem Testamente getroffenen Bestimmungen über die Tutel sind die Bedenken, welche Spittler über den Ausdruck: „quamdiu vidua manserit et dignam se tutela gesserit", äußert, uns auch unbegreiflich erschienen.

Unterthanen zu erwerben und sich auch bei Nachbarn und Mitständen, bei Kaiser und Reich in Ansehen zu setzen gewußt, einen geregelten Haushalt, ein gutes Regiment geführt hätte. Allein nichts weniger als das war der Fall. Eduard Fortunat kümmerte sich um sein Land nur, wenn es galt, die Mittel zur Bestreitung seines verschwenderischen Aufwandes zu erlangen, und verfuhr auch da, wie die Indianer, welche, um nur schneller zu den ersehnten Früchten zu gelangen, nicht danach fragen, wo diese fernerweit herkommen sollen. Da die Einkünfte des Landes, nach dem damaligen Stande der Verfassung und der Finanzkunst, in keiner Weise für seinen Aufwand ausreichten, so machte er auf das maßloseste und leichtsinnigste Schulden und verpfändete dafür ein Amt nach dem andern, ohne daß dies freilich den Gläubigern viel geholfen hätte. [1]) In das Land kam er fast nur, wenn er sich im Auslande nicht mehr halten konnte, das er allemal aufsuchte, wenn er Geld dazu hatte, oder wenn ihm das Land durch irgendeinen Verdruß verleidet war. Es wurden ihm auch noch schlimmere Dinge nachgesagt. Pater Born versichert: mit der Justiz sei es unter dem Markgrafen schrecklich gewesen und den Leuten Alles von ihr genommen worden. Wiewol der Markgraf ehrliche Kanzler und Pachter gehabt, seien doch in administranda justitia die Leichtsinnigsten und solche Leute gebraucht worden, welchen keine Unbilligkeit zu groß gewesen. Man habe in seinem Lande cum permissione geplündert und die ärgsten Buben wären ihm die liebsten gewesen, „sodaß er nach den leichtfertigsten Leuten gestellt habe, als Schalksnarren, Kupplern, Frei-

---

1) Ein specielles Beispiel haben wir bereits Bd. VIII, S. 341 fg. erwähnt.

beutern und Gottabgesagten Nigromanticis, falschen Münzern u. dergl." Nicht allein auf öffentlichen Straßen seien die armen Wanderer geplündert und jämmerlich ermordet worden, und zwar von den vornehmsten Hofleuten, sondern auch in den Städten hätten sie allen Uebermuth und Muthwillen getrieben, sodaß man im ganzen Lande in einem beständigen Feuerbade gesessen und die armen Leute in steter Furcht gewesen seien. Zuletzt habe niemand mehr etwas von Besoldung bekommen, niemand mehr etwas gehabt, und nicht einmal mehr das nöthige Wachs und Oel zum Gottesdienst gekauft werden können. Der Markgraf beschimpfe seine eigene Mutter öffentlich und nenne sich selbst einen Bastard. Wie anhänglich er sich auch der Marie bewies, er kam doch nicht mit ihr allein aus, und Pater Born behauptet, er habe auch zu Antorf eine gewisse Zabella Segrîna unter Versprechung der Ehe verführt, habe einer Böhmin dasselbe Versprechen gemacht und sich einer Dritten „bei Teufelholen" verschrieben, sie zu heirathen. Eine Buhlerin aus Oesterreich soll auch zur Verfügung seines Bruders Philipp gestanden haben. Freilich können wir in diesen Fällen nicht ersehen, ob sie seiner Ehe vorausgegangen sind, oder nachfolgten. Das letztere scheint jedenfalls von seinem Verhältnisse mit einer „guten Freundin seines Capitäns Pauli, eines Vaters aller Freibeuter," zu gelten, mit der er leben sollte und die schon dem Capitän „wunderlich, hoc est per necem mariti," zu Theil geworden. Wenn er seiner Buhldirnen überdrüssig war, so soll er ihnen die Verschreibungen durch den sogenannten rothen Lakaien haben ablocken lassen. Auch die in jener Zeit so gehässige Beschuldigung des Abgebens mit magischen Dingen wurde gegen ihn erhoben. Pater Born erzählt: der Markgraf habe

„sich nicht gescheut, zu öffentlichen und erschrecklichen Zaubereien die Sacramenta Christi zu profaniren, wie er solches klagend aus dem Munde eines seiner Kaplane vernommen.“ Auch habe er „dessen Hülfe zu teuflischer Consacrirung eines Ringes, eines Kalamiten oder Magnetsteins, damit Weiber und Männer an sich zu ziehen und ihre Liebe zu gewinnen [1]), eines verzauberten Buches, eines Bildes, damit den Markgrafen Ernst Friedrich von Baden-Durlach umzubringen“ [2]), verlangt. Der Kaplan mag sich dessen geweigert haben, worauf der Markgraf durch den Capitän Paul Pistolazio einen andern Priester suchen ließ, der ihm einen Magnetstein kaufen und einen Ring und ein Zauberbuch weihen sollte und, als er keinen finden können, einen Priester, der in Murano sein Kaplan gewesen, den Marzello Forno, verschrieb, „der ihm auch oleum chrismatis et Catechumenorum geben müssen, womit allerlei abergläubische Dinge getrieben werden.“ Es seien „gegen Gott fast alle heil'gen Sacramente von dem Markgrafen und etlichen der Seinigen geschändet, der Teufel öffentlich angerufen und dergleichen sündliche impietates vorgegangen, daß es kein Wunder wäre, Gott hätte das ganze Land versenket.“ Als Pater Born „über das, was öffentliche Laster gewesen, auf der Kanzel mit Wahrheit gesprochen, habe der Markgraf sich beklagt, seine Predigten nicht mehr besuchen wollen und deshalb Abscheu getragen“. Born habe ihn zwar nicht genannt, aber wenn man, wie das Sprichwort sage, nach dem Hunde werfe, so belle er. Dadurch sei der Pater „seines Leibes, seiner Güter und

---

1) Derselbe Aberglaube, dessen Bd. IX, S. 192 gedacht wird.

2) Es ist ein Wachsbild gemeint, dem man anthat, was man der Person, die es vorstellte, zudachte. Siehe Bd. III, S. 39.

Ehre wegen in Gefährlichkeit gerathen, sodaß man ihm heimlich nachgesetzt und öffentlich gedroht" habe. [1])

Zunächst die Schulden, die in der Ent- und Verwickelungsgeschichte unsers Staatswesens eine so große Rolle gespielt haben, führten auch hier eine Krisis herbei. Die gesammte, ungetheilte Markgrafschaft war für ältere Schulden ungetrennt verpfändet. Die durlachsche Linie hatte nach der Theilung ihren Antheil an diesen Schulden berichtigt, ohne solche Cautelen anzuwenden, die sie gegen weitere Anforderungen hätten schützen können. Als nun die badische Linie, weit entfernt, alle Schulden zu tilgen, immer neue contrahirte und für die letztern einzelne Aemter verpfändete, fingen die ältern Gläubiger, welche keinerlei Hoffnung hatten, von Baden-Baden etwas zu erlangen, an, sich an Baden-Durlach zu halten. Es wurden Processe gegen dieses erhoben. Es wurden, nach der Rechtssitte jener Zeit, durlachische Unterthanen auf Reisen von den Gläubigern angehalten. Als nun vollends die neuen Gläubiger Eduard Fortunat's, wie sie von diesem keine Befriedigung erhielten, sich an Kaiser Rudolf II. wendeten, und dieser, ohne Rücksicht auf die Rechte der alten Gläubiger, die Einsetzung der neuen in die ihnen speciell verpfändeten Güter gestattete, als vollends das Gerücht entstand, daß Eduard Fortunat sich mit den Fugger in Verhandlungen eingelassen habe, die den Verkauf der Markgrafschaft bezwecken sollten, da glaubte der Markgraf Ernst Friedrich von Baden-Durlach [2]), zu seiner und des Hauses Rettung,

---

1) Pater Born erhielt 1595, in welchem Jahre er seine dem Markgrafen ungünstigen Berichte begonnen zu haben scheint, einen Ruf als Beichtvater an den Hof zu Straubingen.

2) Sohn des Markgrafen Karl und der Anna von Pfalz-Veldenz,

einen entschiedenen Schritt thun zu müssen, und ließ, während sein leichtsinniger Vetter an dem Hofe des Erzherzogs Ernst [1]) zu Brüssel seinen Vergnügungen lebte, am 21. Nov. 1594 durch Wolf Dietrich von Gemmingen [2]) die obere Markgrafschaft in Besitz nehmen und sich als Administrator darin huldigen. Vielleicht daß auf diese Maßregel auch die im Jahre nachher erfolgte zweite Trauung des Eduard Fortunat, die Geburt seines ältesten Sohnes, die am 14. Mai 1594 erlassene urkundliche Erklärung wegen der Nachfolge nicht ohne Einfluß gewesen sind, da das beati possidentes kaum jemals mehr Wahrheit hatte, als in jenen Zeiten. Der Kaiser missbilligte wol den ganzen eigenmächtigen Schritt, der zudem wider das katholische Parteiinteresse war, that aber nichts, ihn zu ändern. Eduard Fortunat war auch außer Stande, sich selbst zu helfen. Die Miethtruppen, durch welche er sein Land zurückzuerobern versuchte, 3000

Enkel des Stifters der Linie, des Markgrafen Ernst. Geb. 17. Oct. 1560, succedirte er 23. März 1577 und †, vom Schlage gerührt, als er eben Durlach mit Gewalt vom Lutherthum zum Calvinismus überführen wollte, 14. April 1604, ohne mit seiner am 21. Dec. 1585 heimgeführten Gemahlin, Anna von Ostfriesland, Kinder erzeugt zu haben. Der Stamm wurde von seinem jüngsten Bruder, Georg Friedrich, fortgepflanzt.

1) Maximilian Ernst, Sohn des Erzherzogs Karl und der Maria von Baiern, Bruder Kaiser Ferdinand's II. Geb. 17. Nov. 1583, † er unvermählt 1616.

2) Ein Sohn Gar Dietrich's auf Tiefenbrunn und der Lia von Schellenberg, war er 1550 geboren und diente zunächst dem Markgrafen von Baden-Durlach als Rath und Oberstleutenant, trat aber später in bischöflich eichstädtische Dienste, als Rath, Hofmeister und Pfleger. Denn sein jüngerer Bruder Johann Konrad (geb. 1561, † 7. Nov. 1612), war 1595 Bischof von Eichstädt geworden. Wolf Dietrich war mit Ursula von Neuneck († 1626) zu fruchtbarer Ehe vermählt und † 18. Sept. 1601. Uebrigens war wol mit Absicht ein Katholik zu dieser Besitznahme gewählt worden.

Mann, meist von lothringischen Edelleuten geworben, wurden abgeschlagen. In seiner Verzweiflung soll er Mord versucht haben, und zwar nicht blos durch jenes kindische Zaubermittel mit dem Wachsbild, sondern durch Giftmischerei, wozu er zwei Italiener, Pestaluzzi und Muscatelli, gedungen haben soll, deren Anschlag entdeckt und die zu Durlach enthauptet und geviertheilt wurden. (Muscatelli hatte das Gift bereitet; Pestaluzzi, ein Veltliner, brachte es nach Baden, wohin der Markgraf Ernst Friedrich zur Tafel geladen, zu seinem Glücke aber am Erscheinen gehindert ward. Auch dessen Amtmann zu Rohrburg, Franz Kühn, sollte ihn erschießen, und ward deshalb geviertheilt.) Da Eduard Fortunat aus dem größten Theile seiner Besitzungen vertrieben war und ihm die Mittel immer mehr ausgingen, so mußte er in fremden Kriegsdiensten Hülfe suchen, und hat daher erst (1597) dem Erzherzog Albrecht in den Niederlanden, dann (1598) seinem Vetter dem König Sigmund in Polen gedient. Dieser schickte ihn im folgenden Jahre nach Schweden, wo er den auf Verdrängung Sigmund's von seinem schwedischen Throne gerichteten Umtrieben entgegenwirken sollte. Die Dänen aber, die auf Seiten des schwedischen Thronerben und nachherigen Königs Karl IX. standen, fingen ihn auf, und als er wieder in Freiheit gesetzt war, wendete er sich wieder nach den Niederlanden und von da nach dem ihm gebliebenen Sponheimischen Antheile seiner Lande. Hier schlug er seine Wohnstätte in dem Schlosse Castelnau bei Simmern auf, und soll hier, in seiner gänzlichen Noth, zu den verzweifeltsten Mitteln gegriffen haben. Von der Alchymie, der er schon früher gefröhnt, ging er zur Falschmünzerei über. In der That berichtet Pater Born schon 1595: „Die falschen Münzer und Alchymisten haben lange Zeit ihr Unwesen getrieben und

haben Stempel geschnitten, geschmiedet, gekocht, ausgegraben, auch verhaftet und gepeinigt, und das alles ist geschehen auf dem Schlosse Eyberg, wo die Vestigia vielleicht noch werden zu sehen sein. Nachher ist ihnen die alte Kanzlei zu Baden dazu eingeräumt worden, und das alles auf Befehl des Markgrafen Eduard Fortunati." In Castelnau prägte er, mit Hülfe des Giftmischers Muscatelli, geradezu falsche Ferdinandeische und Klippenthaler, sowie Portugaleser, die in Frankfurt verbreitet wurden. Endlich soll er sich zu förmlicher Straßenräuberei haben hinreißen lassen, Wegelagerei getrieben, sich in die Kornfelder versteckt und die Reisenden geplündert haben. Wir finden jedoch auch, daß er gegen Raubgesellen, die er selbst erst angeworben, wenn sie ihm lästig geworden, mit Schärfe einschritt. Er hatte einen berüchtigten Straßenräuber, Anton Langhaar, des Kellners zu Menschau Sohn, sammt dessen zwei Gesellen, dem Holländer Stehland und einem pommerschen Edelmann aus dem bekannten Geschlecht derer von Puttkammer[1]), zunächst gegen die Durlach angeworben. Diese hatten noch mehr Spießgesellen herbeigezogen, Castelnau befestigt und machten von da aus die Straßen unsicher. Die vielen Beschwerden der Nachbarstaaten brachten den Markgrafen denn doch zu dem Entschluß, sich ihrer zu entledigen, was aber seine Schwierigkeiten hatte. Er ritt selbst zu ihnen (28. Dec. 1595), schmauste mit ihnen, wobei die Diener des Langhaar mit brennenden Lunten aufwarteten und Langhaar und die Seinen jeder ein Carabinerrohr zwischen den Beinen hatten. Dann gelang es, die drei genannten Führer von ihren Soldaten zu trennen

---

1) Langhaar war lutherisch, Stehlandt katholisch; Puttkammer bekannte sich zu gar keiner Religion.

und des Nachts das Landvolk hereinzulassen, das das Gemach stürmte, in dem sich die Räuber befanden. Sie sollen sich auf Accord ergeben, dieser aber nicht gehalten worden sein. Jedenfalls sind sie alle drei hingerichtet worden (30. Dec.).

Doch seiner Tage sollten nicht mehr viele sein, und wie sein Leben war sein Ende, welches in Metteren's Niederländischer Historie, II, 39, also erzählt wird: „Als er nun den 18. Juni (1600) zu Brüssel [1]) seinem Secretario Hochzeit gehalten, und guter Dinge war, strauchelte er in dem Tanze, ob er schon nicht sehr beweinet. Endlich brachten sie ihn in seine Schlafkammer und wünschten ihm eine gute Nacht. Er aber wollte allein eine Treppe hinabgehen [2]), fiel aber, ehe man ihn greifen konnte, und brach nicht allein den Hals, sondern auch einen Arm und ein Bein. Fast gleich elendigen Todes ist sein Bruder [3]) auch umgekommen." Eduard Fortunat wurde in dem trierschen Kloster Engelpforte beigesetzt.

Er hatte die ihm anbefohlenen Angelegenheiten in großer Verwirrung hinterlassen. Der größte Theil des Landes war in fremden Händen, und die Markgrafen von Durlach, die ihn dem Eduard Fortunat entrissen, waren nichts weniger als geneigt, ihn seinen Söhnen herauszugeben, deren Successionsrecht sie unbedingt leugneten. Sie hatten sich beeilt, in den von ihnen in Besitz genommenen Landen, die schon einmal der neuen Lehre zugeführt, dann aber der römischen Kirche zurückgestellt

---

1) Sein Tod wäre also nicht zu Castelnau erfolgt, wie man anderwärts liest.

2) Eine Ausschmückung sagt: um einer Dirne nachzulaufen.

3) Welcher? Wahrscheinlich ist Karl gemeint.

worden waren, abermals den Protestantismus einzuführen. Die drei Söhne Eduard Fortunat's und die zwei noch lebenden Oheime derselben waren auf die luxemburgischen Besitzungen angewiesen. Einer der letztern, Philipp, der sich lange Zeit ruhig auf dem Schlosse zu Ettlingen verhalten hatte, warb später insgeheim Truppen, um einen Versuch der gewaltsamen Herstellung zu machen. Dies ward entdeckt und er wurde fünf Jahre lang im Schlosse Hochberg in Haft gehalten. Wo und wie Gustav Christoph die Jahre bis zu seinem Tode verbracht, wissen wir nicht. Ebenso ist uns über das spätere Verhältniß der verwitweten Markgräfin, der Maria van Eycken, etwas Näheres nicht bekannt. Da sie jedoch noch bis zum 21. April 1636 gelebt hat, so hat sie auch noch die Herstelluug ihrer Kinder gesehen und sich deren erfreuen können.

Denn die Verhältnisse dieser Kinder haben sich schließlich viel günstiger gestaltet, als man erwarten können. Die Hauptsache war, diese Kinder selbst, unter Unfällen und Bedrängnissen aufgewachsen und unter dem Eindrucke guter Vorbilder erzogen, waren wesentlich besser gerathen, als ihr Vater, ihre Oheime und deren Mutter. Sie wurden zu Brüssel an dem Hofe des achtungswerthen Erzherzogs Albrecht, der, neben Salentin von Isenburg [1]), ihr Vormund war, zu allem Guten erzogen, und die Bemühungen ihrer Erzieher schlugen glücklich an.

---

1) Geb. 1532, Sohn Heinrich's von Isenburg und der Margarethe von Wertheim, Neffe des Kurfürsten Johann V. von Trier, selbst seit 1567 Kurfürst von Cöln, seit 1574 Fürstbischof zu Paderborn, legte 1577 seine geistlichen Würden nieder und pflanzte den Stamm mit der Antonie Wilhelmine von Aremberg, die er 10. Dec. 1577 heimführte, fort. Er starb 19. März 1610. Näheres über ihn siehe im Rheinischen Antiquarius, III, 1, 513.

Weniger Erfolg schienen längere Zeit die Bemühungen derselben Vormünder, ihnen das entrissene Land zurückzuverschaffen, zu versprechen. Zwar entschied der Reichshofrath zu Gunsten der Kinder der Maria; zwar verfügte der Kaiser, schon im katholischen Interesse, ihre Herstellung; zwar wurden zahlreiche Convente in der Sache abgehalten und Verhandlungen mit durlachischen Agnaten gepflogen. Aber dies Alles half nichts, da der Nachdruck der exequirenden Macht fehlte. Wol war Ernst Friedrich gestorben, aber sein Bruder und Nachfolger [1]) Georg Friedrich [2]) beharrte mit gleicher Entschiedenheit auf seiner Nichtanerkennung der Ausprüche seiner Vettern und auf dem Besitze der eingenommenen Lande. Es gelang ihm sogar, vorbehaltlich richterlicher Entscheidung in der Sache und unter der Bedingung, daß er in Betreff der katholischen Religion in der obern Markgrafschaft den Status quo nicht ändern wolle, mit dieser Markgrafschaft belehnt und auch mit Kurpfalz in die Gemeinschaft des sponheimschen Antheils aufgenommen zu werden. Indeß die Sache hing nicht von richterlicher Entscheidung, sondern, wie zuletzt diese selbst, von der Politik und ihren Thatsachen ab. Ebendeshalb trat

---

1) Ein mittlerer Bruder, Jakob zu Hochberg (geb. 26. Mai 1562), war schon 7./17. Aug. 1590 gestorben und hatte nur Töchter hinterlassen.

2) Geb. 30. Jan. 1573, † 14./24. Sept. 1638. Er war in erster Ehe mit der Rheingräfin Juliane Ursula (geb. 28. Sept 1572, verm. 2. Juli 1592, † 30. April 1614), in zweiter mit Agathe von Erbach (geb. 16. Mai 1581, verm. 20. Oct. 1614, † 20./30. April 1621), in dritter 29. Juli 1621, morganatisch, mit Elisabeth Stolz († 14. Mai 1652), der Tochter seines Amtmannes Johann Thomas Stolz zu Staufenberg, vermählt. Die Letztere war nur bestimmt, die treue Pflegerin seiner alten Tage zu sein. Aus der ersten Ehe sind ihm fünf Söhne und zehn Töchter, aus der zweiten drei Töchter geboren worden. Nur ein Sohn und sechs Töchter überlebten ihn.

Georg Friedrich, obwol strenger Lutheraner, weshalb er die von seinem Bruder zu Gunsten des Calvinismus getroffenen Maßregeln sofort wieder aufhob, der Union bei und ward eines der thätigsten ihrer Mitglieder, einer der eifrigsten Genossen des pfälzer Kurfürsten Friedrich. Vergebens zeigten die Vertreter der Fortunatischen Kinder sich geneigt, sich mit den sponheimischen und luxemburgischen Antheilen zu begnügen, wenn nur ihre Ebenbürtigkeit anerkannt würde. Georg Friedrich, der sich damit den unbestrittenen Besitz der Markgrafschaft gesichert haben dürfte, verweigerte jene Anerkennung unbedingt und beharrte darauf, sich lieber mit Gewalt und im Gegensatz wider den Kaiser in seinem Besitze und seinen Ansprüchen zu behaupten, beharrte darauf, auch wider die Meinung seines Sohnes und seiner Räthe. Er sollte erfahren, daß er doch nicht weise gehandelt.

Nach Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges und noch vor der Schlacht am Weißen Berge besetzte Spinola bekanntlich die pfälzer Lande des linken Rheinufers. Nachdem die Acht gegen den Kurfürsten ausgesprochen und dem Baiernherzog deren Vollzug übertragen worden, überzog Tilly die ganze Pfalz. Ihm entgegen zog der Mansfelder, in dessen Heere sich auch der flüchtige Kurfürst befand, und schlug ihn bei Wießloch (29. April 1622), worauf Tilly sich nach Wimpfen zog, um sein Heer zu ergänzen, Mansfeld aber Sinsheim und Eppingen nahm und dann zur Belagerung von Ladenburg verschritt. Georg Friedrich hatte inzwischen ein Heer von 20,000 Mann zusammengebracht, hatte, in der trügerischen Hoffnung, Haus und Land gegen die möglichen Folgen des gewagten Schrittes zu schützen, die Regierung seinem Sohne abgetreten, und zog jetzt, statt sich mit Mansfeld zu vereinigen, allein gegen Tilly, den er zu

überraschen und ihm den letzten, vernichtenden Stoß zu versetzen hoffte. Tilly war aber unterrichtet, war durch spanische Truppen unter Cordova verstärkt worden, und hatte eine wohlgewählte Stellung genommen. So ward am 6. Mai 1622 bei Wimpfen eine blutige Schlacht geschlagen, die, nach mancherlei Wechselfällen, zuletzt mit einer entschiedenen Niederlage des Markgrafen endigte. Damals fielen jene 400 Bürger von Pforzheim, die des Markgrafen Leibwache gebildet hatten und ihrer Pflicht treu geblieben waren bis in den Tod. Zwar ward Ladenburg jetzt erstürmt, wobei auch Georg Friedrich mit den Trümmern seines Heeres mitwirkte. Aber am 9. Juni ward auch Christian von Braunschweig bei Höchst von Tilly geschlagen, und bald darauf bestimmten trügerische Intriguen den Kurfürsten, sowol den Braunschweiger, als den Mansfelder zu entlassen, die darauf in die Niederlande zogen, während auch Georg Friedrich seine Truppen entließ. Bald ward nun die untere Markgrafschaft von den Scharen der Ligue überschwemmt, und während der junge Markgraf Friedrich V. [1]) nach Stuttgart flüchtete, Georg Friedrich aber sich bis 1624 in seine wohlbefestigte Hochburg verschloß [2]), wurde die

---

1) Geb. 6. Juli 1574, † 8. Sept. 1659. Er war fortwährend den Wechselfällen des Dreißigjährigen Krieges ausgesetzt, und mußte nach der Schlacht bei Nördlingen fast fortwährend im Exile, zu Strasburg und Basel, leben, bis der Westfälische Friede ihn seinem Lande zurückgab. Aus fünf Ehen wurden ihm drei Söhne und acht Töchter geboren, davon Friedrich VI. sein Nachfolger ward und den Stamm fortpflanzte. Ein jüngerer Sohn, Karl Gustav (geb. 14./24. Dec. 1631, † 26. Dec. 1677), ward katholisch, Abt zu Fulda und Kempten und Cardinal. Auch ein Enkel Friedrich's V., des tapfern Karl Magnus Sohn, Karl Friedrich, wurde katholisch und Malteserritter.

2) Nach noch manchen vergeblichen Bemühungen für die ergriffene Sache starb er im Exil zu Strasburg, 1638.

obere Markgrafschaft, welche Spinola eingenommen hatte, durch Entscheid des Reichshofraths und kaiserliche Waffen den Kindern Eduard Fortunat's zurückgestellt.

Der älteste derselben, Markgraf Wilhelm, übernahm nun die obere Markgrafschaft, sowie den sponheimischen Antheil, der den Pfälzern wieder entrissen ward, und vereinigte so die gesammten Besitzungen der Linie zu Baden-Baden von neuem. Er beeilte sich, wie er dem Nuntius Caraffa schon vorher zugesagt, den durch die durlachschen Markgrafen auch in der obern Markgrafschaft abgeschafften katholischen Gottesdienst wieder einzuführen. Auch kam 1627 zu Wien ein Vergleich zu Stande, wonach der Markgraf von Durlach, der zu Ersatz der bezogenen Nutzungen und alles Schadens verurtheilt worden war, sich dazu verstand, 380,000 Fl. zu zahlen und für diese Schuld die Aemter Stein und Remchingen zu verpfänden. Weiterhin hatte auch Markgraf Wilhelm unter den Wechselfällen des Krieges zu leiden, wiewol er und sein Land lange nicht so hart und so andauernd davon betroffen wurden, wie sein Vetter von Durlach, da in jenen Gegenden doch meist die katholischen Waffen obsiegten. 1633 jedoch war er wieder in seinem Besitz gefährdet. Nach dem Convent zu Heilbronn sprachen die Schweden die obere Markgrafschaft abermals dem durlacher Markgrafen zu, der sich auch sofort in Besitz setzte, während Markgraf Wilhelm nach Innsbruck flüchten mußte. Von da ging er wieder nach Breisach und versuchte einen Ueberfall auf die Schweden zu Kenzingen, traf sie aber vorbereitet, sah seine kleine Schar fast gänzlich aufgerieben und entging nur durch seine einfache Kleidung der Gefangenschaft. Ein schwedischer Reiter hatte ihn bereits gefaßt, ließ ihn aber wieder los, als er einen besser gekleideten Krieger erblickte. Eine zweite Nieder-

lage erlitt er im Elsaß, und als er hier ein neues Corps zusammengebracht hatte und auf Breisach dringen wollte, ward ihm von den Schweden der Weg verlegt und seine Leute liefen auseinander, viele selbst dem Feinde zu. So mußte er sich wieder in das Luxemburgische flüchten, bis die Schlacht bei Nördlingen auch ihm die volle Herstellung brachte. Ja, da sein Vetter zu Durlach im Prager Frieden von jeder Amnestie ausgeschlossen worden, wurde ihm noch die Administration der untern Markgrafschaft übertragen. Selbst als Frankreich offen in den Krieg eintrat, von wo aus ihm am ersten Gefahr drohen konnte, gelang es ihm, mit Hülfe des Katholicismus, sich mit diesem neuen Gegner zu verständigen, und er stellte sich unter den Schutz des allerchristlichsten Königs, worauf die Franzosen sich mit der Besetzung von Stollhofen begnügten. Im Westfälischen Frieden mußte er allerdings die Aemter Stein und Remchingen wieder herausgeben, war aber von da an allen Anfechtungen seines Rechts enthoben, und nach so langen Wirren und Wechselfällen war jetzt jeder Theil genau wieder in den Besitz gebracht, in dem er sich bei Anfang des Streites befunden. Wilhelm führte nun noch fast dreißig Jahre lang eine geachtete und gesegnete Regierung. Wird es ihm auch von protestantischer Seite zum Vorwurf gemacht, daß er die alte Kirche in seinen Landen wiederherstellte und durch mancherlei Stiftungen, sowie namentlich durch Einführung der Jesuiten zu befestigen suchte, so war dabei doch zu berücksichtigen, daß das Lutherthum sich dort nicht aus dem Volksgeiste selbst entwickelt hatte, sondern dem Volke von den Zwischenherrschern octroyirt worden war, daß jene Maßregeln sowol seiner eigenen gläubigen Anhänglichkeit an die römische Kirche, wie seinen politischen Interessen entsprachen, daß der Katholicismus ihm ebenso

die Gunst des Kaisers sicherte, wie er ihm und dem Lande von Seiten der Franzosen Schonung und Schutz verschaffte, und daß er bei dessen Herstellung und Begünstigung doch mild, schonend und duldsam gegen Andersdenkende verfuhr. Auch haben alle Jesuiten das badische Volk nicht zu einem bigoten zu machen vermocht. Unter Wilhelm's Regierung heilten die Wunden, welche die frühere Regierung und der Krieg dem Lande geschlagen. Er war von seinen Völkern geliebt und hochgeachtet im Reiche. Der kaiserliche Hof, dem er auch 1666 Hülfstruppen gegen die Türken stellte, wendete ihm stetige Gunst zu. Das gesammte badische Haus erhielt das Prädicat der Durchlauchtigkeit. Er selbst ward kaiserlicher Generalfeldzeugmeister, Vorsitzender des Reichskammergerichts und war 1640 kaiserlicher Principalcommissar auf dem Reichstage. So starb er 22. Mai 1677, im Alter von 84 Jahren.

Auch seine Brüder waren anders geartet, als man von den Söhnen Eduard Fortunat's und der Maria van Eycken hätte erwarten mögen. Hermann Fortunat († 1664), der zu Rodemachern residirte, hatte mit Auszeichnung unter Montecucoli gefochten und erreichte ein hohes, ruhiges Alter, das nur durch den frühen Tod mehrerer Kinder getrübt ward, wie er denn seinen Stamm nicht auf Enkel gebracht hat. [1]) Von dem dritten Sohne, Al-

---

[1]) Er war in erster Ehe mit Antonie Elisabeth von Crichingen, einer verwitweten Hohensachs, in zweiter mit Maria Sidonie von Falkenstein, einer Witwe Adam Philipp's von Cornberg, vermählt. Von drei Söhnen überlebte ihn nur der älteste, Karl Wilhelm Eugen, und auch der nur um zwei Jahre. Von zwei Töchtern wurde Marie Sidonie (geb. 1635, † 15. Aug. 1686) mit Philipp Christoph Friedrich Grafen von Hohenzollern-Hechingen, vermählt (1662) und ist eine Stammmutter dieser kriegerischen, jetzt auch dem Erlöschen ent-

brecht Karl, wissen wir nur, daß er sich 1625 durch einen unvorsichtigen Schuß auf der Jagd selbst getödtet hat.

Markgraf Wilhelm hatte in zwei Ehen [1]) sieben Töchter und acht Söhne gezeugt. Von den Töchtern starben drei in der Kindheit, eine als Nonne zu Besançon, und eine, Mariane Wilhelmine, als Gemahlin des Fürsten Ferdinand August von Lobkowitz. Auch die Söhne sind meistens theils in der Kindheit, theils im Jünglingsalter gestorben. Philipp Sigmund (geb 15./25. Aug. 1627) war Malteser und fiel 1647 bei Orbitello. Wilhelm Christoph (geb. 12. Oct. 1628), Domherr zu Cöln und Constanz, verunglückte (25. Aug. 1652), wie sein Oheim und wie sein ältester Bruder, durch ein zufällig losgehendes Jagdgewehr. Sein Zwillingsbruder Hermann war auch in den geistlichen Stand getreten, hatte dann diesem Berufe entsagt und sich fruchtlos um die polnische Krone beworben (1668), worauf er in kaiserliche Kriegsdienste trat, mit Auszeichnung gegen Türken und Franzosen kämpfte und als Generalfeldmarschall, Präsident des Hofkriegsraths und Principalcommissar auf dem Reichstage gestorben ist (2. Oct. 1691). Der jüngste Sohn, Karl Bernhard (geb. 14. Jan. 1657), fiel 6. Juli 1678 bei Rheinfelden. Von den beiden ältesten Söhnen hatte der zweite, Leopold Wilhelm (geb. 16. Sept. 1626), sich unter Karl Gustav von Schweden

---

gegensehenden Linie eines erlauchten Hauses geworden. Die zweite, Marie Eleonore Sophie, wurde 1665 die zweite Gemahlin des Fürsten Johann Friedrich Desideratus von Nassau-Siegen, starb zwar schon 1668, hatte aber 1666 den Stammhalter geboren, dessen Stamm auch 1734 erloschen ist.

1) Mit Katharina Ursula von Hohenzollern-Hechingen (vermählt 1624, † 1648) und mit Marie Magdalene von Oettingen-Katzenstein (geb. 1619, verm. 1650, † 31. Aug. 1688).

gegen Polen und unter Montecucoli, an dessen Seite er bei St. Gotthard stand, gegen die Türken vorgethan, war Capitän der kaiserlichen Hatschiergarde und starb (1. März 1671) in dem ihm verliehenen Warasdiner Generalate. Er begann auch die Gütererwerbungen in Böhmen, welche dieser Linie des Hauses Baden mehrfach durch Heirathen zugewachsen sind, indem ihm seine erste Gemahlin, Sylvia Katharina (vermählt 1659, † 1664), eine Tochter des kaiserlichen Feldmarschalls Franz Anton Marchese Caretto di Grana, obwol sie kinderlos blieb, die von ihrem ersten Gemahl, dem Grafen Czernin von Chudewicz ererbte Herrschaft Lowositz zubrachte. [1]) Der älteste Sohn des Markgrafen Wilhelm, Ferdinand Max (geb. 23. Sept. 1625), wuchs zwar zu reifern Jahren auf, besaß einen ernsten, soliden, vornehmlich wissenschaftlichen Beschäftigungen zugeneigten Charakter, und vertrat den Vater öfters, bei dessen häufigen Abwesenheiten aus dem Lande, in der Regierung, ward ihm aber am 4. Nov. 1669 durch einen sich in diesem Hause in kurzer Zeit dreimal wiederholenden Unfall entrissen, indem er an einer Wunde starb, die er zu Heidelberg durch sein sich zufällig entladendes Jagdgewehr erhalten hatte. Er hatte sich aber am 5./15. März 1653 mit Luise Christine von Savoyen-Carignan (geb. 1. Aug. 1627, † 9. Juli 1689), einer Tochter des Thomas Franz von Carignan und der Marie von Condé, und Vatersschwester des großen

---

1) Seine zweite Gemahlin war Maria Franciska (geb. 18. Mai 1633, verm. 23. Febr. 1666, † 7. März 1702), Tochter Egon's VIII. Fürsten von Fürstenberg und Witwe des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm. Von den vier Kindern, die sie ihm geboren, sind zwei Töchter und ein Sohn jung und ist auch der überlebende älteste Sohn, Leopold Wilhelm (geb. 20. Febr. 1667), unvermählt gestorben (11. April 1716).

Eugen, vermählt, hatte, da seine Gemahlin Paris nicht verlassen wollte, das einzige Kind, das sie ihm geboren, einen Sohn, wenn auch noch ein Kind von drei Monaten, durch den Kammerdiener Lassolaye entführen lassen und sich dann vor allem der Erziehung dieses theuern Pfandes gewidmet. Dieser Knabe (geb. 8./18. April 1655) ward der Markgraf Ludwig Wilhelm, jener gegen Türken und Franzosen bewährte Feldherr, dessen Ruhm zu seiner Zeit und auf der Seite, der sein Schwert gewidmet war, nur durch seinen Vetter Eugen und den Herzog von Marlborough verdunkelt ward. Er folgte seinem Großvater in der Regierung, verlegte die Residenz nach Rastadt, wo er ein prächtiges Schloß erbaute, in welchem im achten Jahre nach seinem Tode ein Friede unterzeichnet werden sollte (6. März 1714), wie er ihn zur Zeit seiner Siege und seines Todes (4. Jan. 1707) schwerlich gefürchtet hätte, und erwarb durch seine Vermählung mit Francisca Auguste Sybille von Sachsen-Lauenburg[1]) zwar nichts von dem alten lauenburgischen Erbe, in dessen Besitz sich Hannover zu setzen wußte, aber doch abermals neue böhmische Herrschaften, welche seiner Gemahlin Großmutter von Vatersseite, Anna Magdalena († 1668), des Wilhelm von Lobkowitz Tochter und des Grafen Zinko von Kolowrath Witwe, den Sachsen-Lauenburg gebracht hatte.[2]) Die schöne und geistreiche

---

1) Geb. 21. Jan. 1675, verm. 17./27. März 1690, † 10. Juli 1733; eine Tochter des Herzogs Julius Franz von Sachsen-Lauenburg und der Pfalzgräfin Hedwig Auguste von Sulzbach. Ihre ältere Schwester, Anna Maria Francisca, war jene wunderliche Prinzessin, die ihrem zweiten Gemahl, dem Johann Gaston von Toscana, so viele, von uns Bd. VI, S. 52 fg. geschilderte Noth machte.

2) Sie war die dritte Gemahlin des Herzogs Julius Heinrich, die Mutter des Herzogs Julius Franz und der Gemahlin des Fürsten Ottavio Piccolomini.

Markgräfin, die dem Hause, in das sie sich vermählte, diese Herrschaften verschaffte, erbaute die prachtvolle Favorite bei Rastadt, wo sie auch eine schöne Bildergalerie gründete. Den größten Theil der dort gesammelten Bilder soll sie aber später, auf Rath ihres Beichtvaters, haben verbrennen lassen. Denn sie war im höheren Alter bigot geworden und glaubte durch harte Kasteiungen die wirklichen oder eingebildeten Sünden ihrer Jugend abbüßen zu müssen.

Sie hatte ihrem berühmten Gemahl fünf Söhne und vier Töchter geboren, davon doch nur zwei Söhne und eine Tochter zu reiferen Jahren aufwuchsen. Die Tochter, Auguste Marie (geb. 10. Nov. 1704, † 8. Aug. 1726), wurde am 13. Juli 1724 an den Herzog Ludwig von Orleans (geb. 4. Aug. 1703, † 4. Febr. 1752) vermählt und ist die Urgroßmutter des Königs Ludwig Philipp geworden, in dessen und seiner Nachkommen Adern somit auch das Blut Eduard Fortunat's und der Marie van Eycken, aber auch das des großen Feldherrn Ludwig von Baden kam. Der älteste Sohn, Ludwig Georg (geb. 7. Juni 1702, † 22. Oct. 1761), war bei dem Tode des Vaters noch im ersten Kindesalter, worauf seine Mutter, unter Beistand des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz und des Herzogs Leopold von Lothringen, die Regierung zwanzig Jahre hindurch mit Umsicht und Treue führte.[1]) Der Sohn, der 1727 die Regierung selbst übernahm, soll ein leutseliger, gutmüthiger Fürst gewesen sein, sich aber wesentlich nur für die Jagd in-

1) In ihre Regierung fiel auch jene schon erwähnte Lützelburgsche Schuldklage und auch hierbei hat sie ihre Klugheit bewährt. Ob nicht auf Kosten der Redlichkeit und Ehrenhaftigkeit, das zu beurtheilen, müßte man die Umstände, unter denen die ursprüngliche Schuld contrahirt worden, genauer kennen.

teressirt haben, und hat, außer einigen kirchlichen Stiftungen und den Schulden, die durch seine Freude an glänzendem Hofstaate veranlaßt wurden, wenig Spuren seines Daseins im Lande hinterlassen. In erster Ehe[1]), mit Marie Anne Gräfin von Schwarzenberg (geb. 25. Dec. 1706, verm. 18. März 1721, † 12. Jan. 1755), waren ihm zwei Söhne, die im Kindesalter starben, und eine Tochter, Elisabeth Auguste (geb. 16. März 1726, † 7. Jan. 1789), geboren worden, die sich 2. Febr. 1755 mit dem Grafen Wenzel von Althan vermählte. Ihr fielen die böhmischen Herrschaften zu, von denen jedoch Lowositz kurz vor ihrem Tode an die Schwarzenberg überlassen ward, die übrigen aber nachher an das Haus Baiern kamen, dessen Prinz Ferdinand Maria sich mit einer Tochter jener wunderlichen Prinzessin von Sachsen-Lauenburg, aus ihrer ersten Ehe, vermählt hatte (Bd. VI, S. 52 fg.). Dem Markgrafen Ludwig Georg folgte in der Regierung für kurze Zeit noch sein jüngster Bruder, August Georg (geb. 14. Jan. 1706), der in seiner Jugend dem geistlichen Stande gewidmet worden, 1730 aber den Dienst der Kirche mit dem der Waffen[2]) vertauscht und sich 7. Dec. 1735 mit Marie Victoria von Aremberg (geb. 26. Oct. 1714, † 13. April 1793) zu kinderloser Ehe vermählt hatte. August Georg soll ein milder und leutseliger, aber schwacher Regent gewesen sein, der die Geschäfte sorglos den Räthen und Hofleuten überlassen, auch in kirchlicher Beziehung zu sehr dem

---

1) Die zweite Ehe mit Maria Josepha von Baiern (geb. 7. Aug. 1734, verm. 20. Juli 1755, † 7. Mai 1776) war kinderlos.

2) Er ward k. k. Generalfeldmarschall.

Einflusse seiner strenggläubigen Gemahlin unterlegen habe, deren Wohlthätigkeit im übrigen gerühmt wird. Im Lande war er beliebt, und Eine wichtige Handlung, die er vornahm, bewies denn doch, daß er die Pflicht gegen das Land und das Gebot des Rechtes seinen eigenen Neigungen und dem Einflusse seiner Umgebungen vorzuziehen wußte. Schon früher war mehrfach von der Durlach'schen Linie ein Erbvertrag mit der Badischen, der die Erbfolge außer Zweifel setze, und zugleich die Erbschaft gegen Verschleuderung und Verwahrlosung sichere, angestrebt, immer aber durch dazwischenkommende Todesfälle verhindert worden. War nun auch das gegenseitige Erbrecht der beiden Linien, wie es im klaren Interesse des Landes und Hauses lag, so auch im Rechte im allgemeinen zweifellos begründet, so konnten doch theils in Bezug auf einzelne, nach der Theilung erworbene Besitzungen Zweifel erhoben werden, theils würden entgegengesetzte Bestimmungen der Regenten in dem kirchlich-politischen Parteiinteresse eine Stütze gefunden haben, welche große Schwierigkeiten erzeugen konnte. Außerdem war es von Wichtigkeit, daß für den Fall des Ueberganges der gesammten Lande an Eine Linie die Landestheile, welche damit unter eine neue Herrschaft traten, in ihren begründeten Interessen geschützt wurden. So wurde denn durch den Vertrag vom 28. Januar 1765, welchen August Georg, wider die Mahnungen seines Beichtvaters und die Neigungen der ihm Zunächststehenden, mit Karl Friedrich von Baden-Durlach abschloß, ein ruhiger und weise geordneter Uebergang der Baden-Badischen Lande an die Linie Baden-Durlach, und somit eine Wiedervereinigung der gesammten Besitzungen des Hauses

Baden, welche in einer verhängnißvollen Zeit getrennt worden und seitdem verschiedene Wege gewandelt waren, vermittelt. Zudem kam das so vereinigte Land (21. Oct. 1771) in die Hand eines Regenten, der zu den besten seiner Zeit gehörte und ganz geeignet war, die neuerworbenen Unterthanen bald und innig dem neuen Verhältnisse zu gewinnen, eines echt landesväterlichen Fürsten, des guten und weisen Karl Friedrich.

III. Ein Hexenproceß in Welsch-Tirol.

Nach den von Graf Dandolo veröffentlichten Actenstücken deutsch bearbeitet von P. Plattner.

Der Glaube an Hexen und Zauberer ist uralt und findet sich in den verschiedensten Zeiten und bei miteinander in keinerlei nachweisbarem Zusammenhang stehenden, keineswegs derselben Culturstufe angehörigen Völkern, muß daher seine natürlichen Wurzeln in dem Boden des menschlichen Geistes haben, solange derselbe nicht durch höhere Entwickelung und vor allem durch eine klarere Einsicht in die Gesetze der Natur und den Zusammenhang ihrer Erscheinungen gegen das Wuchern solchen und ähnlichen Unkrautes bewahrt worden ist. Lange nachdem die Hexenprocesse aufgehört haben, hat der Glaube an Hexen in den untern Schichten des Volks noch fortbestanden und ist erst in unserer Zeit der helleren Geistesrichtung und vor allem dem von den Naturwissenschaften entzündeten Lichte so gut wie gänzlich gewichen.

Bei den europäischen Völkern mag die speciellere Form, in der sich jener Aberglaube bei ihnen ausprägte, theils an einzelne Erzählungen in den geschichtlichen Theilen des Alten Testamentes, also an jüdische Traditionen, theils an griechische Mythen anzuknüpfen sein.

Eine solche, die allerdings erst spätern Ursprungs ist, erzählt bekanntlich, daß die eifersüchtige Juno der Lamia (deren Name im Mittelalter gleichbedeutend mit saga, Hexe, gebraucht wurde) die Kinder getödtet habe, welche sie von Jupiter hatte, und daß die unglückliche Mutter, nachdem sie sich die Augen blind geweint, von ihrem göttlichen Geliebten die Gunst erhalten, sich nach Willkür zu verwandeln. Sie wurde nun der Schrecken der Gebärenden, deren Kindern sie das Blut wegsaugte oder dieselben durch Anlegung an die eignen Brüste zu Grunde richtete. Apulejus und Lucian schreiben den thessalischen Zauberinnen vielfache Künste zu, wie sie auch im Mittelalter dem Zaubergesindel nachgesagt wurden, und unmittelbar an jenen Glauben des spätern Alterthums schließen sich die mittelalterlichen Sagen, welche in wunderlichster Weise aus dem großen römischen Dichter Virgilius einen Zauberer und Hexenmeister machten. Auch der Talmud erzählt von einer Lilith, welche die Neugebornen zu Tode verfolge.

Das alles waren Anfänge, Keime und fragmentarische Beiträge zu einem Aberglauben, dessen complicirtere Entwickelung allerdings erst dem Ausgange des Mittelalters und den ihm zunächst folgenden Zeiten angehört und der manches Specifische in sich faßte, das keineswegs aus jenen Sagen des späteren Alterthums abzuleiten ist. So namentlich die unbedingte Verknüpfung des Zauberwesens mit dem Teufel, die in dem frühern Mittelalter keineswegs ausnahmslos war. So die Specialitäten der Orgien, welche die Zauberer und Hexen, zu bestimmten Zeiten, an gewissen Lieblingsplätzen, in gemeinsamen Zusammenkünften, unter Vorsitz ihres höllischen Patrons feiern sollten. Auch traten um dieselbe Zeit die männlichen Zauberer, welche früher mit der meisten Bedeutung her-

vortraten, mehr zurück und das Hexenwesen heftete sich vorwiegend an das weibliche Geschlecht. Man hat der letztern Erscheinung, die in ihrer speciellen Ausprägung einen höchst gemeinen und widerwärtigen Charakter trägt, einen hochpoetischen Ursprung geben wollen, indem man sie an den urgermanischen Glauben an eine besondere psychische Begabung der Frauen, an ihre Seherkraft, an das geheimnißvolle Ansehen einer Velleda, an die Nornen und Walkyren der nordischen Sage anknüpfen, ihre Zusammenkünfte auf den heidnischen Cultus, welchen die unfreiwillig Bekehrten nächtlich an heimlichen Orten fortgesetzt haben mögen, zurückführen und selbst die geringsten Specialitäten des Hexenthums von Einzelheiten der alten Sagenwelt ableiten will. [1]) Die Herabdrückung der Erscheinung von ihrem ursprünglichen Charakter sei den christlichen Priestern zuzuschreiben, welche in dieser

---

1) S. u. a. bei: Weinhold, Die deutschen Frauen im Mittelalter (Wien 1851), S. 59—73, wo die bunte Vermischung der Zeiten und Orte weit getrieben und eine Masse scheinbar zusammenwirkender Notizen nebeneinander gestellt wird, deren jede einzelne einer sorgfältigen Kritik, in Betreff ihres Bezugs zur Sache, bedürfte. Hauptsächlich werden, wie gewöhnlich, Dinge, bei denen es ganz natürlich ist, daß man selbständig darauf kam, in mystischen Zusammenhang mit alten Gebräuchen gebracht, z. B. daß die Hexen den Zauber in einem Kessel sieden, daß sie bei ihren Zusammenkünften tanzen u. s. w. Auf Katzen sollen sie reiten, weil die Katze der Freya geheiligt gewesen, während es viel näher liegt, diese Sage davon abzuleiten, daß die alten Weiber, die man für Hexen hielt, meistens Katzen hegten. Ihre Verwandlung in Gänse soll auf die Schwanjungfrauen hinweisen, und wenn sie zuweilen auch auf Pferden durch die Luft fahren, so „ist das rechte, den Walkyrien angehörende, Sage.“ Daß sie besonders auf die Kühe schädlich einwirken, soll daran liegen, daß die „Kuh bei den indogermanischen Völkern Symbol der Fruchtbarkeit ist und zu den elbischen Geistern im genauesten Bezuge steht!“ Selbst das Kreuz als Schutzmittel gegen die Hexen soll der Hammer des Donnergottes sein! Ihre rothen und triefenden Augen seien eine Carikirung der leuchtenden Augen der Götter!

D. H.

Weise das Heidenthum wirksam bekämpfen zu können gemeint hätten. Nun ist es allerdings richtig, daß die christlichen Bekehrer die Götter der Heiden für Teufel, nicht blos ausgaben, sondern hielten, und daß ihnen alles Seher- und Zauberwesen der nordischen Völker als sündhaftes Teufelswerk erscheinen mochte. Sonst aber scheinen uns in der ganzen Zurückführung so vieler Züge des spätern Volksthums, seines Glaubens und Aberglaubens, seiner Gebräuche, Sagen und Märchen auf das höchste Alterthum viel kecke Willkür, gezwungene Deutung und wundersamer Mysticismus zu liegen. Wir werden uns nie zu dem Glauben verstehen, daß jenes kunstvolle und sichtbar unter dem Einfluß südlicher Ideen ausgebildete System der nordischen Mythologie, wie es sich in den fernen Zufluchtsstätten, in denen sich das germanische Heidenthum noch einige Jahrhunderte hielt, in Skandinavien und Island, entwickelt hatte, jemals in dem eigentlichen Germanien Geltung gehabt habe, daß hier mehr davon zu finden gewesen wäre, als vielleicht einzelne Keime und Bruchstücke, und auch diese in großer Verschiedenheit der Stämme und Gaue, und trauen unsern germanischen Vorfahren willig die viel einfachere, natürlichere und reinere Auffassung zu, die ihnen Tacitus zuschreibt.[1]) Weiter sind wir der Ueberzeugung, daß die sogenannte Völkerwanderung denn doch eine so gänzliche, in aller Weltgeschichte beispiellose und andauernde Umwälzung aller Verhältnisse der durch sie berührten germanischen Stämme in sich faßte, daß die-

---

1) Darüber haben wir uns schon vor mehr als 30 Jahren in einer Abhandlung über die Götter der Germanen, in Bülau, Weiske und v. Leutsch „Die Germania des Tacitus" (Leipzig 1828), ausführlich ausgesprochen. D. H.

selben nach Ablauf jener furchtbaren Epoche, wie zumeist in ihren Wohnsitzen, so in ihrem ganzen Staats-, Rechts- und Sittenleben, durchgreifend verändert erscheinen und alle Versuche, die etwa zwischen dem Vorher und Nachher noch verbliebenen Fäden auszumitteln, höchst schwierig und problematisch bleiben. Hauptsächlich endlich fällt ja der eigentliche epidemische Charakter des Hexenwesens und seine specielle Ausbildung zu der Gesammtheit von Einzelheiten, denen man einen so alten und hohen Ursprung vindiciren will, erst an das Ende des Mittelalters und zum Theil in noch spätere Zeit, wo sich denn doch nicht annehmen läßt, daß der Aberglaube mit seinen Erfindungen und Hirngespinsten an altgermanische Seherinnen und skandinavische Nornen und Walkyren angeknüpft haben sollte. Uns scheint es, daß das Hexenthum erst durch die Hexenprocesse seinen epidemischen Charakter und seinen specifischen Typus erhalten hat, und daß, wie das Rad einmal im Laufen war, jeder neue Fall weitere gebar und neue Züge zu dem phantastischen Gemälde lieferte, die sich dann bei den folgenden wiederholten, oder, nach dem Willen der Richter und ihrer Folterknechte, wiederholen mußten. Doch nicht diese allein haben gewirkt, sondern die Unwissenheit, der meist auf grobsinnlichen Vorstellungen beruhende Wahnglaube und die erhitzte Phantasie einer gährenden, vielfach in Verfall und Fäulniß begriffenen Uebergangszeit trugen auch das Ihrige bei.

Im 15. Jahrhundert bildeten die geheimen (schwarzen) Künste den gesuchtesten und bewundertsten Zweig des menschlichen Wissens; man suchte in magischem und kabbalistischem Phrasenthum die Vorhersagung und Erklärung jedes Ereignisses. Indem man die Naturerscheinungen als ebenso viele Wunder betrachtete, glaubte

man, dieselben mit Hülfe der Nekromantie anders gestalten oder verhindern zu können. Ein mit der Fallsucht behaftetes Kind, ein in der Schwindsucht hinwelkender Jüngling, plötzliches Reichwerden, ein verheerendes Gewitter, eine Feuersbrunst, deren Ursache man sich nicht zu erklären wußte, Liebesweh und Eifersucht wurden in die Kategorie der Verhexungen gestellt, sei es, daß man sie aus solchen ableitete, oder durch Zaubermittel zu bekämpfen suchte. Zuletzt und wenn alles fehlschlug, nahm man seine Zuflucht zu Pacten mit dem Teufel.

Von dem Augenblicke an, wo man zugab, man könne mit den Mächten der Hölle in Verbindung treten, rief man sie häufig an; es bildeten sich geheime Gesellschaften mit einem Programm vorgeschriebener Ausschweifungen und fluchwürdiger Zusammenkünfte, die unter dem Vorsitze und unter Anrufung des Satans stattfinden sollten, und namentlich im 16. Jahrhundert ward die Meinung allgemein, daß die Gottlosen vom Teufel Genüsse zu erlangen wüßten, um welche sie Gott zu bitten nicht wagen dürften, und daß sie jenem dafür ihre Seele verkauften.

Als nun diese Verirrungen zum Gegenstande gerichtlicher Untersuchungen gemacht wurden, kam es, nach den herrschenden Vorurtheilen und dem ganzen Charakter der damaligen Rechtspflege, allerdings zu dem schrecklichen Ergebnisse, daß Tausende wegen geradezu unmöglicher Verbrechen grausamen Peinigungen und einem schmählichen Tode preisgegeben wurden, daß die Angabe irgend eines Feindes, oder die auf der Folter erpreßte, aufs Gerathewohl gemachte Anzeige einer Gemarterten völlig Unschuldige vor Gericht und unter der Folter zum Bekennen von Dingen brachte, an die sie nicht im

Traume gedacht hatten. Ob jedoch diese völlig Unschuldigen die Mehrzahl gebildet haben, bleibt für den, welcher viele solche Processe studirt hat, eine zweifelhafte Frage. Daß allerdings unter alle den Opfern der Hexenprocesse sich nicht ein einziges befunden hat, das die Dinge, deren es bezüchtigt ward und die es vielleicht gegen sich selbst aussagte, wirklich begangen hätte, versteht sich. Aber sehr viele befanden sich darunter, die diese Dinge zu begehen gewünscht und versucht, nicht wenige, die sich, vermöge einer seltsamen Geisteskrankheit jener Zeiten, eingebildet hatten, sie hätten dieselben begangen. Für diese wäre nun freilich ein Irrenhaus eine richtigere Bestimmung gewesen, als der Scheiterhaufen. Aber auch Solcher fanden sich gar Manche, die in der That, in abergläubischer Bosheit, durch zauberische Mittel solche Verbrechen zu verüben versucht hatten, welche zu allen Zeiten der gerechten Verurtheilung verfallen, und an denen es nicht lag, wenn ihre Wahnmittel nicht das Unheil stifteten, das sie bezweckten. — Mohesen erzählt, daß im Kurfürstenthum Trier, zur Zeit des Kaisers Maximilian I., über 6500 Hexen der Proceß gemacht wurde, daß man in Flandern im Jahre 1459 eine große Anzahl in den Tod geschickt, daß man zu Genf 500 Verurtheilte zählte, und daß Spanien und Frankreich mit ihrem Blute getränkt waren. Peter Crespet behauptet, daß es in Frankreich unter Franz I. 100000 Hexenmeister gegeben habe. Nikolaus Ramigius, der Kanzler des Herzogs von Lothringen, rühmte sich, in 4 Jahren 900 Hexen verurtheilt zu haben. Heinrich IV. ließ in der einzigen Provinz Labourd ihrer 600 verbrennen. In Schlesien wurden im Jahre 1631 ihrer 200 hingerichtet.

Es ist eine allen denen, welche die moralischen Krankheiten des Menschengeschlechts studiren, bekannte That-

sache, daß gewisse Verbrechen sich in dem Maße vervielfältigen, als sie Aufsehen erregen. Bisweilen nahm man seine Zuflucht zu Mitteln, die aller Klugheit ermangelten und nur geeignet waren, das Uebel zu vergrößern, indem sie den Aberglauben bestärkten. Um z. B. zu verhindern, daß ein Vampyr nächtlicher Weile sein Grab verlasse, um den Schlafenden das Blut auszusaugen, ließ die Obrigkeit ihn ausgraben und durch sein Herz einen Pfahl schlagen. Dies hieß offenbar die Sache der Vernunft zu Gunsten des Vorurtheils verloren geben.

Die zur Leitung der Processe berufenen Rechtsgelehrten nahmen, weil die Zauberei mehr als ein geistliches, denn als ein weltliches Verbrechen betrachtet und deshalb nach kanonischem Rechte behandelt wurde, das geheime Verfahren an. Von dieser Zeit an konnte der Geist eines Jeden durch drohende verfängliche Verhöre, die mit langen Einsperrungen abwechselten und die durch furchtbare Folterqualen gesteigert wurden, in Zerrüttung gerathen. Die öffentliche Meinung wurde durch zahlreiche und übereinstimmende Geständnisse, die man so viel als möglich verbreitete, in Irrthum geführt. Manzoni hat behauptet, daß ein Buch des Flamänders Delrio mehr Menschen ums Leben gebracht habe, als die Kriege Alexander's von Macedonien. Er spielte mit diesen Worten auf die „Disquisitiones magicae" an, die in der That der Schrecken der Hexen und das Handbuch ihrer Richter geworden waren. Das Buch zerfällt in 6 Theile: im ersten handelt es von den Amuleten und den geheimen Worten, von den kabbalistischen Zahlen und von der Alchymie; im zweiten von den verschiedenen Pacten mit dem Teufel und von der Beschaffenheit der Zusammenkünfte; im dritten ist von Behexungen durch Kräu-

ter, Stroh, Salben und Todtengebeine die Rede; der vierte verbreitet sich über die Kunst, Karten zu schlagen, Träume zu deuten u. s. f.; die zwei letzten Theile entwickeln die Pflichten der Beichtväter, vertheidigen die Unverletzlichkeit des Beichtsiegels und rechtfertigen dem Protestantismus gegenüber die Verehrung der Reliquien, den Gebrauch der Scapuliere, des Weihwassers, des Glockenläutens, der Exorcismen u. s. w.

Gegen die Proscriptionen auf legalem Wege, welche Delrio förderte, erhob sich der westfälische Jesuite Friedrich Spee[1]), der, nachdem er eine große Anzahl wegen Hexereien Verurtheilter zum Tode vorbereitet, die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß sie in Bezug auf das ihnen zur Last gelegte Verbrechen schuldlos gestorben seien. Das Buch, das er herausgab, ist ein Meisterstück unbefangener Anschauung und gesunden Urtheils. Wir erlauben uns, das Inquisitionsverfahren gegen die der Hexerei Angeklagten kürzlich danach zu schildern:

Der Volksaberglaube, welcher der Misgunst, der Eifersucht und der Verleumdung zu Hülfe kommt, erweckt den ersten Verdacht der Hexerei. Alle Uebel, meint man, deren die Bibel erwähnt, kämen durch Zauberei über die Völker, die Familien und die Individuen und es sei Sache der Obrigkeit, ihnen zu steuern. Die Obrigkeit wird durch solche Zumuthungen aufmerksam; aber sie weiß nicht, wo anfangen; denn es fehlt ihr an Verdachtgründen und an Indicien. Die Gerüchte werden immer lauter; es wäre unklug, sie länger nicht beachten

---

1) Friedrich Spee von Langenfeld, geb. 1591 zu Kaiserswerth, trat 1610 zu Cöln in den Jesuitenorden, ließ 1631 seine „Cautio criminalis, s. de processu contra sagas" erscheinen, ist auch als geistlicher Dichter bekannt, † zu Trier 1635.

zu wollen; es handelt sich darum, irgend welchen Vorwand zur Eröffnung des Processes aufzufinden. Denn wenn die Obrigkeit des Ortes mit der Entscheidung zauderte, könnte man ihr leicht aus dem Hauptorte einen besondern Inquisitor schicken, mit dem Auftrag, an ihrer Stelle den Proceß einzuleiten, was ihr nicht angenehm wäre. Außerdem wird der Eifer, der sie zum Handeln treibt, durch die Erwartung von Vortheilen an Ehre und Geld, die so heikle Operationen zu begleiten pflegen, erhöht. Und sieh', arme Weibsbilder, welche von der öffentlichen Stimme, oder sagen wir lieber von Feinden angeklagt sind, werden ins Gefängniß geführt und sind von da an als verloren zu betrachten. Führte das eingekerkerte Weib ein schlechtes Leben, so spricht die Vermuthung von vornherein gegen sie; war dagegen ihre Aufführung untadelhaft, nun, so weiß man, die Hexen seien von Natur gründliche Heuchlerinnen; geberdet sich die Verhaftete sehr unruhig, so plagt sie das Gewissen; ist sie ruhig, so heißt es, die Hexen benähmen sich so, um keinen Verdacht zu erregen. Man forscht dem Leben der Inquirirten bis auf alle Einzelheiten nach; es wäre etwas Außerordentliches, wenn sie nicht irgend einen wunden Fleck hätten. Auf der andern Seite gibt es nichts Leichteres, als sich Belastungszeugen zu verschaffen, die dumm und zugleich böswillig sind; die Halbbeweise sind gefunden und die Folter ist gerechtfertigt. Die Angeklagte muß einen Vertheidiger haben; man gibt ihr einen Advocaten, der gewöhnlich nur der Form halber und ohne alle Ueberzeugung und Wärme spricht[1]) und die Sache so läßt, wie er sie gefunden.

---

1) Bei dem tiroler Processe werden wir in dieser Beziehung eine unerwartete ehrenhafte Ausnahme finden.

Man beginnt mit dem Strick, der die leichte Folter genannt wird; reicht er hin, Geständnisse abzunöthigen, so nennt man sie freiwillige; widrigenfalls schreitet man zu ausgesuchteren Martern. Gibt sich die Inquirirte auch bei diesen nicht gefangen, so hält man sie in Haft, bis sie das Feld räumt; es wäre eine Schande, sie frei zu entlassen; will nichts verfangen — denn auch jede Narrheit hat ihre Grenzen — so schickt man sie gleichwol zum Tode.

Kaum ist die Angeklagte schuldig erklärt, so wird sie gezwungen, ihre Mitschuldigen anzugeben und wenn sie deren nicht hat, solche zu erfinden. Die Denunciationen vervielfachen sich nach dem Belieben des Richters und des Henkers, bis man auf den Punkt kommt, wo man einhalten muß, weil der Gerichtshof befürchtet, diese fluchwürdige, immer wachsende Flut könnte ihn am Ende selbst verschlingen. Flüchten sich die Denuncirten, so beweist dies, daß sie schuldig sind; stellen sie sich herzhaft vor die Richter, so ist es die innere Gewissensangst, die sie dazu treibt. Selbst wenn man sie entläßt, klebt ihnen ein verhängnißvolles Brandmal an, das früher oder später theuer zu stehen kommt. Unsere Zeit, schließt Spee, wird eine der bedauernswerthesten, wenn dem Uebel nicht gesteuert wird. Der muthvolle Jesuite hatte recht, als er sich zu sagen getraute, daß er ein wirksames Mittel wisse, um mit einem Streiche alle Hexenverbrechen zu vertilgen; er wagte nicht, es namhaft zu machen; es mag aber wol das nämliche Mittel gewesen sein, das ein Zeitgenosse von ihm, der berühmte Philosoph Malebranche, vorschlug: aufzuhören, sie gerichtlich zu verfolgen.

All das bereits Gesagte findet seine Bestätigung in dem uns vorliegenden Auszug aus einem Manuscripte

von ungefähr 900 in Einen Band zusammengehefteten Blattseiten, den Herr T. Dandolo veröffentlichte. Dies Manuscript enthält die zahlreichen Actenstöße des beregten „Processus criminalis pro destructione lamiarum sive sagarum.“ Unter diese Ueberschrift, die den obern Theil der Blattseite einnimmt, wurde nicht ohne Fleiß ein Kreuz gezeichnet, das auf einer unheilverkündenden Trophäe ruht, welche aus einem Todtenschädel und kreuzweis daruntergelegten Gebeinen besteht. Auf der Vorderseite des folgenden Blattes steht oberhalb wieder-ein mit der Feder gezeichnetes Kreuz, das mit seinem Stamm den Namen Christi senkrecht trennt, der, links von den Worten vincit, regnat, imperat, die demselben gegenüberliegen, dreimal geschrieben steht. Unter dem Kreuze liest man die Worte: Christus ab omni malo nos defendat, procedamus in pace.

Unmittelbar darunter, am Ende der Seite, stehen die Worte (in lat. Spr.):

Durch dieses Zeichen des heil. Kreuzes wolle Gott der Herr, der König Himmels und der Erde, König der Könige, dreifach und einig, vermöge seiner unendlichen Güte und Barmherzigkeit, von allen unsern Widersachern und bösen Feinden uns befreien und bewahren und uns die Gnade verleihen, den Hexen die Wahrheit abzugewinnen, zum Schrecken aller bösen Geister und übelgesinnten Menschen, sowie sie selber auszurotten und zu vertilgen, zur Ehre desselben allmächtigen Gottes, der lebt und regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit, Amen.

Diese Stellen sind mit flüchtiger Hand und vielen Abkürzungen hingeschrieben, als ob sie in ihrer äußern Form die Ungeduld dessen bezeichnen wollten, der die gerichtliche Untersuchung mit ihnen eröffnet und in dieselbe einzudringen und das schreckenvolle Mandat der

Zerstörung und des Blutes zu vollziehen lechzt. An und für sich schon werfen sie eine unheimliche Furcht ins Gemüth des Lesers und künden demselben schreckenvolle Scenen an, in deren Erwartung er nicht getäuscht werden wird. Wir wollen aber jeder Kundgebung des Schauders, des Mitleids und der Entrüstung Stillschweigen gebieten, damit die darauf folgende Darstellung im rauhen Gewande eines einfachen Actenstückes erscheine, aus welchem der Leser leicht das Licht und die Ueberzeugung gewinnen kann, die er sich nicht durch eine zweite Hand aufdrängen zu lassen braucht. Jedenfalls schien uns dieser Proceß, nach Zeit und Ort und der Vollständigkeit der darüber geführten Acten, sowie auch sonst, nicht ohne culturhistorisches und psychologisches Interesse.

Nach dem Titelblatt folgt eine beschriebene Seite mit nachstehendem Texte:

Criminalproceß in Betreff der Vernichtung der Hexen. Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes, dessen Hülfe immer mit uns sei.

Heute Samstag, den 24. November 1646.

Da aus den Aussagen der Maria von Nogaredo, genannt Mercuria, einer im Kerker zu Castelnuovo verhafteten Hexe, sehr schwere Indicien hervorgehen, durch welche die Witwe des Thomas Camello, Namens Menegota und ihre Tochter Lucia, die Frau des Anton Caveden, wohnhaft in Villa, beide wegen Hexerei angeklagt, arg belastet erschienen, so hat der edle und angesehene Herr Paris Madernino, Abgeordneter in Criminal- und Civilsachen bei den Gerichtsbarkeiten zu Castellano und Castelnuovo, zur Erforschung der Wahrheit, im Einverständniß und Vernehmen mit dem aus-

gezeichneten und erlauchten Herrn Johann Ropele, Doctor beider Rechte und Gerichtscommissär von Castellano, den Verhaftbefehl gegen genannte Mutter und Tochter erlassen, indem er den Gefängnißwärter dieses Gerichtshofes, Joseph Goriziano, beauftragte, sie zu fangen, in Ketten zu legen und ins Gefängniß zu führen und sorgfältig hinter Schloß und Riegel zu halten.

Am obgenannten Tage meldete Joseph Goriziano, er habe den Befehl vollzogen, mit Hülfe Johann Birlo's, Gefängnißwärters von Castelnuovo, die beiden Frauen Menegota und Lucia, Mutter und Tochter, ins Gefängniß abgeführt, und halte sie hinter Schloß und Riegel.

Constantin Frisinghello,
Gerichtsschreiber.

Nach dieser Einleitung folgen Blätter von anderer Hand, welche das vorher in Castelnuovo vorgenommene und dem Richter von Castellano in Abschrift mitgetheilte Verhör enthalten, auf Grundlage dessen er den Verhaftbefehl gegen Menegota und ihre Tochter Lucia erließ. Die Anklägerin scheint sich vor den ihr fremden Gerichtshof von Castelnuovo aus Furcht, der zuständige Richter von Castellano könnte sie zurückweisen und die ihr von verbrecherischer Leidenschaft eingeflößte Anklage niederschlagen, gestellt zu haben.

Als die sog. Mercuria am 26. October aus dem Kerker geholt und in Gegenwart des Commissärs verhört wurde, war die erste Frage des Richters: Wie sie wisse, daß jene Frauen Hexen seien? Sie antwortete: „Sollt' ich's denn nicht wissen? sie hat mir Böses angethan; und wie Vielen hat sie nicht arglistige Streiche gespielt?"

Diese Worte schon verrathen die Leidenschaft in der Seele derjenigen, die sie spricht, und erregen Verdacht

hinsichtlich des Beweggrundes, der sie vor den Richterstuhl geführt. Sie fährt in der Erzählung fort und sagt, die Alte habe sie gelehrt, wenn sie communicire, die Hostie im Munde zu behalten und sie nachher herauszunehmen, um sich ihrer zu bedienen, die Leibesfrucht der Marquise Bevilacqua, der Gastfreundin des Grafen Lodron, des Lehensherrn der Ortschaft, abzutreiben. Auf die Frage, wie sie zu verfahren gehabt, wenn sie diesen Zweck erreichen wollen, gab sie zur Antwort: „Sie lehrte mich, ich solle jenem Kinde einen Apfel geben und die heil. Hostie an einer Stelle unter die Erde legen, welche die Herren oft besuchen; wenn sie darauf treten würden, werde Unheil über sie kommen. Sie gab mir den genannten Apfel und er war grün und frisch." Auf die Frage, ob sie die Hostie zu genanntem Zwecke gebraucht, antwortete sie: „Ich that es nicht, denn sie verdiente es nicht, und ich wollte es nicht." Auf die Frage, wie sie wisse, daß Mutter und Tochter Hexen seien, und ob sie selbst nicht etwa ein diabolisches Merkmal an ihren Körper aufgedrückt habe, gab sie die Antwort: „Einmal, vor ungefähr vier Jahren, machte mir diese Tomaseta oder Menegota mit einem glühenden Eisen, welches fünf Finger lang war und eine Siegelform hatte — und ich glaube, daß es ein Siegel war —, auf die linke Schulter ein Zeichen ohne großen Schmerz und brannte mir das Fleisch weg." Auf die Frage, warum sie denn eingewilligt, sich ein Mal aufdrücken zu lassen, wo dies geschehen sei und ob sie von etwas zum Glauben Gehörigen sich losgesagt habe, gab sie zur Antwort: „Ich war in meinem Hause, als sie mir das Zeichen aufbrannte. Sie unterrichtete mich zuerst über das Siegel; ich solle das Allerheiligste rauben und ähnliche Frevel begehen. Im nämlichen Acte, als sie mich besiegelte, be-

wog sie mich, der heil. Taufe zu entsagen.“ Auf die Frage, in was für Ausdrücken sie diese Lossagung vollzogen, gab sie die Antwort: „Ich war beim Feuer. Wir sprachen von dergleichen Dingen. Sie sagte mir, ich müsse mich von der Taufe, der Beichte und von allem Heiligen lossagen. Dies that ich auch, indem ich sagte: ich sage mich los, jedoch bitte ich den barmherzigen Gott deshalb um Verzeihung.“ Auf die Frage, wo Lucia und ihre Mutter damals wohnten, gab sie zur Antwort: „Sie wohnten zu Nogaredo im Hause Menegota's“ und fügte hinzu: „Jenes Siegel oder Zeichen wurde mir, wie ich mich jetzt erinnere, aufgebrannt, bevor Lucia Kinder hatte. Ich glaube, es ist ungefähr 12 Jahr her.“

Hier stoßen wir im Manuscript auf folgendes Zeichen:

═══════

dann auf eine Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger bei den Worten: Geständniß der nämlichen Mercuria, während sie auf der Folter in die Höhe gezogen wurde, den 3. November 1646.

Die Strickfolter wurde über Mercuria verhängt, damit sie zu den Geständnissen der vorigen Woche noch andere hinzufüge. Diese Unglückselige muß der Meinung gewesen sein, daß sie ihren Zorn an diesen ihren Feindinnen auslassen könne, indem sie die schreckliche Anklage der Hexerei auf sie wälzte, ohne daß ihr deshalb irgend ein Nachtheil daraus erwachse. Allein ebenso dumm als verrucht, irrte sie sich grob in ihren Berechnungen. Nach den obenangeführten Zeilen und dem „Omissis“, das uns Tortur bedeutet, gibt sie wirklich folgende Erklärung: „Ja, Herr, ich nahm die Hostie aus dem

Munde, um sie der Lucia zu geben, damit sie sich derselben zur Vernichtung der Frau Marquise Mutter, sowie ihrer Tochter und der Leibesfrucht der letztern bediene."

Ein anderes Verhör fand am 15. November statt. Die Hand und das „omissis" bezeichnen ein abermaliges Anziehen des Folterseiles. In der That ruft die Befragte aus: „Vier Hostien hab' ich mir aus dem Munde genommen, von denen ich eine der Menegota, eine der von Nogaredo gegeben. In Betreff der übrigen unterrichtete sie mich, ich solle damit Kinder umbringen. In der That hab' ich ein Knäblein der Raffaei von Bolano, das schon krank war, getödtet; ich habe es zu Grunde gerichtet und nach acht Tagen ist es gestorben." Das „omissis" erscheint wieder. Auf die Frage, ob sie zur Nachtzeit herumgeschwärmt, diabolischen Zusammenkünften beigewohnt und mit wem, antwortete sie: „Defters; wenigstens alle sechs Wochen. Bei mir waren die Frauen von Lizana, die Morandina von Maran und jene von Rovarè.[1]) Wir gingen die eine in dieses, die andere in jenes Haus, um Hexenwerk zu treiben." Auf die Frage, ob Menegota und ihre Tochter die Sakramente abgeschworen hätten und welche, antwortete sie: „Ja, sie hat die Taufe in die Hand des Teufels abgeschworen in meiner Gegenwart; er umarmte sie und gab ihr Geld, nämlich zwei Thaler, deren er einen Beutel voll hatte. Nachher haben wir getanzt und sind alle miteinander spazieren gegangen." Ueber Zeit und Ort gefragt, gab sie zur Antwort: „Die Mutter entsagte der Taufe sogleich nachdem sie Witwe geworden war und sich in Villa befand, vor ungefähr acht Jahren." Auf

---

1) Also zwei Personen aus der Familie Morandini.
Der Uebers.

die Frage, was Lucia mit der Hostie gemacht, welche sie ihr zum Gebrauche wider die Marquise gegeben habe, antwortete sie: „Ich glaube nicht, daß sie davon Gebrauch gemacht; denn sonst hätte man die Folgen davon gesehen.“ Gefragt, ob Lucia ihr anvertraut, daß sie selber sich Hostien verschafft habe, antwortete sie: „Sie zeigte mir deren vier, von denen sie sagte, sie habe sie sich aus dem Munde genommen, wenn sie communicirt habe.“ Auf die triftige Frage, wie es komme, daß Lucia von ihr eine Hostie verlangt habe, da sie doch selbst solche gehabt, gab sie die wenig schlüssige Antwort: „Ich gab sie ihr, weil sie die ihren mir nicht gezeigt hatte.“ Gefragt, wozu Lucia dieselbe gebraucht habe, antwortete sie: „Sie mögen s i e darüber befragen; denn ich weiß es nicht.“ Hier folgt wieder das „omissis“ und unmittelbar darauf gibt Mercuria zur Antwort: „Ja, Lucia hat den Christoph Sparamani, Sohn der Cäcilia, behext.“ Ueber das Nähere davon befragt, antwortete sie: „Als wir einmal des Nachts zur Spazierfahrt mit dem Teufel ausgingen, sagte mir Lucia, sie wolle den Christoph behexen (fatturare). Hernach sagte sie mir, sie habe ihn mit einer Salbe verhext, die ihr der Teufel gegeben, und welche aus pulverisirtem Todtengebein bestanden; sie hat ihm damit Hände und Füße gesalbt und Alles. Genannter Christoph hat geschlafen. Ich selbst war zugegen. Wir waren in Gestalt von Katzen da.“ Wieder tritt das „omissis“ auf und Mercuria ruft aus: „Ja, Delaito Cavaleri ist ein Hexenmeister. Er ist mehremale in Gesellschaft des Teufels mit uns zur Nachtzeit spazieren gegangen.“ Das „omissis“ erscheint wieder und zwar diesmal mit Erklärung der Bedeutung: Sogleich auf die Folter gespannt, in die Höhe gehoben und befragt, gab sie zur Antwort: „Ja,

was mich Euer Gnaden bei diesem Verhör gefragt, und was ich gegen Menegota und Lucia ausgesagt, ist alles wahr, sowie auch die Aussage, die ich gegen Delaito Cavaleri gemacht, nämlich daß er zur Nachtzeit mit Obgenannten und mit dem Teufel spazieren gegangen. Auch dies ist wahr und auf dieser Strickfolter will ich es bestätigen." Dieses dreifache Verhör schließt, wie folgt: „Nachdem sie mehremale befragt worden war, und immer dasselbe geantwortet hatte, befahl Seine Gnaden sie loszulassen. Ich Wilhelm Pedroni, Gerichtsschreiber für die Richtigkeit der Abschrift."

Das ist die Grundlage des enormen Processes. Wir wurden hierdurch bereits mit der Art und Weise vertraut, wie Richter und Inquisiten sich dabei benehmen. Wir begegnen darin einem erbärmlichen Weibe, das, unbekannt mit den Gefahren, denen es sich aussetzt, andere Weiber ihres Gleichen angibt und, zu wiederholtenmalen ins Verhör gerufen, das durch die Folter seinen grauenvollen Charakter bekommt, damit schließt, daß sie sich selber aller Verbrechen schuldig erklärt, die sie den andern angedichtet. Bemerkenswerth ist, daß sie am Folterseile hängend bestätigte, was sie während der frühern Torturen bekannt hatte. Das war gegen den Grundsatz, wonach eigentlich die Bestätigung der Aussagen, welche mittels Anwendung der Folter erfolgt waren, von den Gefolterten an einem Tage erfolgen sollte, wo sie nicht gefoltert wurden; ein Grundsatz, dessen Absicht freilich dadurch wieder aufgehoben ward, daß ein Widerruf nur erneute Martern nach sich zog.

Wir fahren nun fort und legen dar, wie es kam, daß, ausgehend von diesen Anfängen, ein großes und schauerliches Netz von Anklagen, Verhaftungen, Torturen

und Todesstrafen sich ausbreitet, zum Schrecken von ganz Welsch-Tirol, das darein verwickelt ward.

Das zweite Verhör ist im Original vorhanden. Es fand im Gerichtssaal zu Nogaredo statt. Von da an erscheint die rasche Hieroglyphenschrift des Gerichtsschreibers Frisinghello, die uns, mit Ausnahme der Beilagen, bis zum Schlusse der Acten begleiten wird. Wir lesen auf der ersten Seite:

Heute, den 27. November 1646, erschien im Gerichtssaal zu Nogaredo vor dem erlauchten Herrn Richter und Abgeordneten (Delegato) ein Weib. Sie schwor, über sich und die Andern die Wahrheit sagen zu wollen. Ueber ihren Namen und Stand befragt, gab sie zur Antwort, sie sei Menegota oder Tomaseta, die Witwe Camello's. Auf die Frage, ob sie die Ursache ihrer Verhaftung wisse, antwortete sie verneinend. Gefragt, in was für Beziehung sie zu Mercuria stehe, fing sie einen Wortwechsel zu erzählen an, den sie wegen etwas Hanf mit ihr gehabt. Sie sagte darüber: „Dies war auf öffentlicher Straße, auf dem Platze zu Nogaredo, weil sie mir wegen besagten Hanfes Vorwürfe machte; ich aber stellte mich gerade vor sie hin und rief, wie sie sich unterfangen dürfe, zu behaupten, ich habe ihr Hanf gestohlen. Sie gab mir zur Antwort: weißt du nicht, daß du ihn genommen?" Auf die Frage, ob sie den Palast des Grafen von Lodron besucht habe, antwortete sie: „Ja, wie ich des Almosens wegen in den genannten Palast mit meiner Tochter Lucia ging, sowie auch, um Krebse zu bringen." Gefragt, ob sie am Leibe irgend ein Zeichen trage, antwortete sie: „Nein; wenn es nöthig ist, will ich mich in Ihrer Gegenwart ausziehen." Aus eigenem Antriebe fügte sie hinzu: „Liebe Herrn, plagt mich nicht; ich bin ja nicht die Morandina, noch eine

andere." Um den Grund dieser Antwort gefragt, antwortete sie: „Ich sage, daß ich nicht die Morandina sei, weil man, obgleich ich sie nicht kenne, ihr nachsagt, sie sei eine Hexe." Da es schon spät an der Zeit war, wurde die Angeklagte zurück in ihren Kerker gebracht, um an einem andern Tage wieder verhört zu werden.

Am 29. November wird Lucia, die Frau Anton Caveden's, vor Gericht gerufen. Sie erklärt, sie habe die doppelte Beschäftigung einer Feldarbeiterin und einer Flachsspinnerin zu Hause. Auf die Frage, wo sie sich bei ihrer Verhaftung befunden habe, erwiderte sie: „Mitten unter der Thüre der Galvagnini zu Villa, denn ich ging eben dorthin, meinen Mann zu rufen. Die Gerichtsdiener (offiziali) ergriffen mich am rechten Arm und schnitten mir die Hauptthaare (trezze) ab, wobei ich ihnen sagte — um Gotteswillen, ich bin keine Hexe." Auf die Frage, warum sie dies sage, gab sie zur Antwort: „Weil ich gehört habe, daß man der Mercuria die Haare abgeschnitten hat, als sie ins Gefängniß geführt wurde; deshalb hab' ich in der Verwirrung gesagt — ich bin keine Hexe." Auf die Frage, ob sie die Mercuria kenne, gab sie die Antwort: „Ich kenne sie; sie ist sogar eine Feindin von mir." Hier wird die Geschichte vom Hanfe wiederholt, deren unmittelbare Folge eine Tracht Prügel war, die Caveden seinem Weibe verabreichte. Jedenfalls geht aus allem die zwischen Mercuria und Lucia bestehende Gehässigkeit hervor. Letztere antwortete auf die Frage, ob sie der Mercuria einen Apfel gegeben habe, verneinend.

Am 30. November wird Lucien die Aussage Mercuria's betreffs des Apfels vorgelesen; sie antwortete: „Dies ist nicht wahr und wird nie wahr sein." Wiederholt ermahnt, sie solle sich vor Lügen hüten und von

ihrer Halsstarrigkeit ablassen, da die Obrigkeit hinlänglich darüber unterrichtet sei, daß sie der Mercuria besagten Apfel gegeben, damit die erlauchte Marquise, Tochter des erlauchten Herrn Marquis Bevilacqua, damals wohnhaft in Villa, dadurch übel zugerichtet werde, verharrte sie beim Verneinen.

Die Ungerechtigkeit dieses Verhörs liegt auf platter Hand. Man nimmt als vollkommen wahr an, was von einer feindlich gesinnten Person, die sich bereits in Widersprüche verwickelt hatte, behauptet worden ist. Lucia wird sodann befragt, ob sie sich der Mercuria beigesellt, um den Christoph Sparamani zu behexen.

Hier zeigt uns das Blatt einen weißen Zwischenraum mit einem horizontalen Federstrich in der Mitte. Beim Anblick der seltsam geschriebenen Antwort, die unmittelbar darauf folgt, drängt sich die Ueberzeugung auf, daß dieser Federzug das Nämliche bedeute, was vorhin das „omissis", d. h. die Anwendung der Folter.

„Es ist nicht wahr, daß ich ihm beigesellt gewesen bin, aber Mercuria ist es vor ungefähr 1½ Jahren gewesen. Ich war dabei zugegen und erinnere mich sehr wohl, daß auch Manega (Dominica), die Frau des weiland Valentin delli Sandri Gratiadei zu Villa, gegenwärtig war. Es waren alle in Katzengestalt zugegen." Weiter darüber befragt, antwortete sie: „Ich will Ew. Gnaden sagen, wie es sich zugetragen. An einem Sommerabend, ungefähr vor 1½ Jahren, als genannter Herr Christoph von Salzburg gekommen war, befand ich mich im Hause der Brentegana, d. h. der Elisabeth, welche das Weib des Gratiadei sel. von Villa war. Ich war von dieser Dominica in ihre Wohnung gerufen worden. Hier fand ich auch Maria Mercuria. Ich sah, daß sie eine Büchse von der Größe des Sand-

fasses des Herrn Gerichtsschreibers hatte, die auf einer Kiste neben dem Bette lag. Menega sagte mir nun — mische auch du ein wenig in dieses Büchschen —, ich mischte und fragte sie, was sie machen wollten. Sie antworteten mir beide, sie wollten zum Christoph gehen, um ihn auf die Festtage übel zuzurichten. Ich sagte ihnen: O Frauen, wenn es jemand erfahren sollte, dann wehe uns! — Sie erwiderten mir: Du dummes Ding, wer soll es denn erfahren? — Drauf zogen sie sich aus. Weil ich mich nicht entkleiden wollte, packten sie mich bei der Nase und ich mußte mich unverzüglich ausziehen. Nun wurde ich ganz klein und bekam die Gestalt einer Katze. Wir gingen sodann in das Haus Sparamani's, in welches wir unten beim Stalle eintraten. Voran ging immer die Menega, welche die Büchse trug. Dort angekommen, wo genannter Christoph allein im Bette lag und schlief, fing sie an, ihn zu salben, wobei Mercuria ihr fortwährend behülflich war. Sie begannen beim Kopf und salbten ihn bis zu den Füßen, ohne daß er sich in seinem Schlafe rührte oder ich ihnen half. Sie hießen mich aber, mit in die Höhe gehobener und nach rückwärts gekehrter Hand bei ihnen stehen. Als wir fertig waren — es hatte ungefähr eine halbe Stunde gedauert — entfernten wir uns wieder und kehrten in Dominica's Haus zurück. Sie fingen nun an zu lachen und zogen Brot und Käse und eine Flasche Wein hervor, worauf wir denn aßen und tranken."

Die Ungereimtheit dieser Erzählung scheint dem Richter selbst aufgefallen zu sein. Um Erläuterungen befragt, erwiderte sie: „Wir aßen, sobald wir wieder angezogen waren; denn kaum zurückgekehrt, befand ich mich wieder in meinen Kleidern. Es schien mir, als habe jemand sie mir umgeworfen. Es war auch jemand in

Mannsgestalt im Hause der Dominica zugegen; mir schien es Antonio Gratiadei zu sein; allein Mercuria sagte mir, es sei der Teufel. Er war auch zugegen, als wir zu Sparamani gingen. Vorher hatte genannter Teufel die Mercuria und Dominica umarmt, mich aber nicht.“ Dieser Mangel an Galanterie von Seiten des Teufels schien dem Richter merkwürdig. Er fragte daher Lucia, ob sie darauf beharre, nie von ihm umarmt worden zu sein. Sie antwortete: „Er könnte in Gestalt meines Mannes gekommen sein.“ Gefragt, ob sie auch den Zusammenkünften der Hexen beigewohnt habe, gab sie die Antwort: „Ich bin mehreremale in Gesellschaft Mercuria's und Dominica's bei diesen Zusammenkünften gewesen. Einigemale kam auch meine Mutter und Morandina von Maran mit dem Teufel in Mannsgestalt. Er umarmte Alle. Drauf gingen wir spazieren, hielten Feste und tanzten, denn der Teufel führte immer Musikanten mit sich, und einer aus ihrer Mitte sang. Dominica behexte ein Kind zu Roveredo, ich erinnere mich nicht mehr, was für eines. Ja, die Genannte hat sogar auch eure Frau, Herr Gerichtsschreiber, behext.“

Das Manuscript verräth bei diesem Anlasse die Erregung, die sich des armen Schreibers bemächtigte. Seine Feder, die sonst so sicher lief, machte diesmal einen Fehlzug, und es ist auch ganz natürlich, daß bei dieser unerwarteten Kunde eine quälende Ueberraschung ihn ergriff. Er hat auf dem Rande das Zeichen des Notabene (NB.) dreimal wiederholt, um die Aufmerksamkeit auf diese Stelle zu lenken. Am Ende der Seite, auf welcher es sich um einen den Gerichtsschreiber unmittelbar betreffenden Fall handelte, setzte der Richter Ropele seine eigene Unterschrift bei, wie dies auch bei gleichen Anlässen weiterhin geschah.

Lucia fährt in ihrer Aussage fort, wie folgt:

„Und eines Tages, als ihr zum Nachtessen fortgegangen waret, war ich zugegen. Sie befand sich in der Küche der Frau Gerichtsschreiberin, am Feuer; es mag ungefähr vor $1\frac{1}{2}$ Jahren gewesen sein. Sie hielt etwas Besonderes in der Hand, das sie ihr zum Riechen gab. Ueberdies hat genannte Dominica den Bruder des Doctors Scudellari von Roveredo verhext, welcher zu Trient studirte. Infolge dieser Verhexung ist er gestorben. Dies hat mir Dominica gesagt, wie wir einmal miteinander spazieren gingen."

Das Verhör wird fortgesetzt, ohne daß wir auf Anzeichen von Anwendung der Folter stoßen, und dennoch scheint sie massenhaft angewendet worden zu sein, da die Verhöre von Tollheiten und Widersprüchen strotzen. Die Anklagen, welche Lucia noch vervielfacht, sind ebenso ungerecht, als lächerlich, weil sie absurd sind. Aus den Worten und dem Gebaren dieses gemeinen, niederträchtigen Weibes fühlt man die Gewalt heraus, die man bei ihr angewendet, weswegen sie auch vor Schrecken in Krämpfe fiel. Schauderhaft ist die an sie gerichtete Frage, auf welche die Unglückliche antwortet: „Ja, auch meine Mutter ist eine förmliche Hexe, denn auch sie ist in Gesellschaft mit uns gewesen." Gefragt, ob ihr nächtliches Herumschweifen ihrem Manne bekannt sei, antwortete sie verneinend. Hierauf wurde das Verhör geschlossen und der Richter erließ den Befehl zur Verhaftung der Dominica, Witwe des weiland Gratiadei, da man gegen sie beschwerendere Indicien erhalten habe.

Die folgende Seite des Manuscripts ist höchst merkwürdig. Statt der Verhöre treffen wir auf derselben Folgendes:

Heute Sonntag, den 2. December. Es erschien Jo-

seph Goriziano, der Gefängnißwärter dieses Gerichtshofes, und meldete, in Vollziehung des Befehls Sr. Gnaden, daß er die Dominica ins Gefängniß geführt und hinter Schloß und Riegel verwahrt habe.

Als der Herr Richter diesen Bericht des Gefängnißwärters vernommen hatte, ordnete er für alle Fälle die Aufnahme des Inventars über die Effecten genannter Dominica und inzwischen die sorgsame Verwahrung derselben an. Vorbenannter Gefängnißwärter erklärte, daß er im Hause der genannten Dominica bei deren Verhaftung folgende Gegenstände angetroffen habe: Ein großes Messer ohne Heft für den Hexenmeister. Ein kleines Weizenbrötchen, chizzolo genannt; ein hölzernes Büchschen mit Münzen (il dentro m. 22). Dann hat er auch einen Korb voll Büchschen, Töpfchen und Pulver, untermischt mit verschiedenen Körnern, und Stärkemehl, ebenso Hülsenfrüchte und mancherlei Arten Kräuter gezeigt, welche in mehrern mit Linnenstückchen überzogenen Päcken zusammengebunden waren. Dies Alles ist im Hause der genannten Meneghina in Schränken und unter ihrem Bette gefunden worden. Man glaubt, es seien Gegenstände, welche zu Behexungen und verschiedenen bösen Dingen gebraucht werden.

Am 2. Dec. fand auch das dritte Verhör der Lucia statt. Zuerst wurden ihr die frühern Verhöre vorgelesen, welche sie bestätigte. Gefragt, ob sie etwas hinzuzufügen habe, antwortete sie: „Wenn Euer Gnaden mir es befehlen werden, so werd' ich sagen, was ich weiß; ums Himmels willen aber lassen Sie mich nicht auf die Folter spannen!" Diese Worte bekräftigen unsere Vermuthung, daß die Folterqualen bei dieser Unglücklichen im vorigen Verhöre in reichem Maße angewendet worden, obschon darüber nichts ausdrücklich vorkommt. Hier ergeht sich

Lucia in andern Erzählungen, die wir übergehen, weil sie keine neue Person compromittirten. Wir finden darin die Ingredientien verzeichnet, welche zur Bereitung der Salbe gedient haben sollten, mit welcher die vor kurzem verstorbene Frau des Gerichtsschreibers Frisinghello angeblich verhext worden war, als: „gewöhnliches Oel, gestampfter Fenchel, Rettig, Knoblauch, pulverisirte Todtenknochen; diese Dinge wurden untereinander gemengt und der Teufel gab noch ein gewisses Pulver dazu."

Den 3. Dec. wurde Dominica (die Menegota oder Tomaseta, Mutter Lucia's) wieder vors Verhör gezogen. Auf die Frage, ob sie gewillt sei, die Wahrheit besser zu sagen, als es von ihr am 27. Nov. geschehen sei, gab sie zur Antwort: „Ja, ich habe mich entschlossen, die Wahrheit zu sagen: Euer Gnaden mögen zu fragen anfangen; ich werde gerne sagen, was ich weiß." Wahrscheinlich wurde diese Alte während der Woche, die sie im Kerker zubrachte, dergestalt mishandelt, daß sie auf ihren Verneinungen zu beharren Muth und Kraft verlor. Daher mag es gekommen sein, daß wir sie jetzt, wir sagen nicht zur Erdichtung, zu der es ihr an Erfindungsgabe fehlte, aber zur Bestätigung dessen, was sie zu bekennen aufgefordert wird, bereit finden.

Ueber die Behexung Christoph's befragt, behauptete sie, keinen Theil daran gehabt zu haben, und beharrte dabei, auch nachdem ihr die Geständnisse Mercuria's und ihrer eignen Tochter mitgetheilt worden. Sodann wurde Lucia zum Behufe einer Confrontirung mit ihrer eigenen Mutter gerufen, zu welcher sie sagte: „Ja, du warst zugegen, als die Salbe im Hause der Dominica Gratiadei zubereitet wurde, und du kamst auch mit uns, als wir den Christoph behexten. Erinnere dich wohl, an jenem Abende hatte Dominica Kohl bei sich, wovon sie dir

zu essen gab." Die Alte dachte darüber nach und antwortete: „Jetzt erinnere ich mich; es ist wahr." Sie bestätigte nun die Aussagen Lucia's und fügte noch allerlei nichtige Zuthat bei. Gefragt, ob sie bei diabolischen Zusammenkünften gewesen sei, antwortete sie: „Ja, ich bin dabei erschienen und besonders in einer Nacht, ungefähr um 11 Uhr, im Hause des Franz Delaiti, es mag beiläufig 12 Jahr her sein. Wir waren in Weiberkleidern. Ich trug ein Stück Tuch umgeworfen, nach Art der Zigeunerinnen. Auch ein Mann in Priesterkleidung war bei uns und er schien just Don Rinaldo zu sein; denn seine Gestalt sah vollkommen diesem ähnlich; allein es war der Teufel."

Wol mag es in jenen Zeiten vorgekommen sein, daß Bösewichter sich den Aberglauben und die Leichtgläubigkeit solcher Weiber zu Nutze machten, indem sie ihnen vorspiegelten, der Teufel habe ihre Gestalt angenommen, sodaß, wenn diese Betteln erklärten, es mit dem Teufel in Gestalt dieses oder jenes ihrer Bekannten zu thun gehabt zu haben, sie es in der That mit Letztern zu thun gehabt hatten.

Dominica Gratiadei muß sich am 4. December dem Verhör unterziehen. Ueber die Verhexung Christoph's befragt, leugnete sie anfangs; es wurden ihr sodann die Aussagen der Mitschuldigen vorgelesen, worauf sie mit zitternder Stimme und erblassend (tremula voce et pallido colore) sagte: „Nein, es ist nicht wahr! Lucia und die Andern mögen hierher kommen und es mir sagen." Sie erschienen und Lucia beharrte ihr gegenüber auf der Anklage. „Ich bin wegen Euch da, Dominica; und als ich ins Gefängniß geführt wurde, lachtet Ihr[1])..."

---

[1]) Daher vielleicht die rachsüchtige Anzeige.

Es wurden viele Gefäße und Büchsen auf den Tisch gestellt und Lucia fuhr fort: „In diesem machtet Ihr die Salbe, um den Christoph zu behexen.“ Dominica antwortete: „Ich bin mit Unrecht angeschuldigt; macht, was ihr wollt; wenn ihr mich tödten laßt, so bin ich ungerechter Weise verurtheilt.“ Es wurden ihr die Geständnisse der Mercuria vorgelesen, worauf sie sagte: „Wenn Jene ja sagen, so will auch ich mich dazu verstehen.“ Als man bei ihr auf eine kategorische Antwort drang, rief sie aus: „Euer Gnaden mögen hinschreiben, ich habe es gethan; ich bin mir jedoch nicht bewußt, es gethan zu haben.“ Der Richter befahl sodann, sie dem strengen Verhöre zu unterziehen. Unter der Folter bekannte nun die Unglückliche, im Widerspruche mit ihren frühern Aussagen, die tödtliche Salbe bereitet zu haben. Gefragt, welches die Ingredientien dazu gewesen seien, gab sie die sehr bezeichnende Antwort: „Wenn Sie es mir sagen, will auch ich es sagen....“

Es ist klar, daß sie nunmehr bereit war, allem beizustimmen, was ihr in den Mund gelegt werden würde. Nun wurde sie wieder ins Gefängniß gebracht; jedoch Tags darauf (5. Dec.) herausgeholt und verhört, wobei sie behauptete, daß die Büchschen, welche in ihrem Hause gefunden worden, für unschädliche Zwecke bestimmt gewesen seien. Lucia beschuldigte sie der Lüge und sagte, ihr ein gewisses Mehl zeigend, „Dies ist das Pulver, das gebraucht wurde, um die Frau des Herrn Gerichtsschreibers zu behexen.“ Dominica antwortete: „Es ist Mehl; nicht aber ist es wahr, daß ich die Frau des Herrn Gerichtsschreibers zu Grunde gerichtet. Ich bin auch nie in ihrer Küche gewesen. Diese andern Körner verwende ich theils zum Essen, theils für die Hühner.“ Lucia wiederholt, es seien Ingredientien zu Hexereien.

Die beiden Weiber gerathen dadurch in das giftigste Gezänk. Dann folgt wieder eine dunkle Partie oder vielmehr jenes Unbestimmte der Fassung, das nach darunter verborgener Folter riecht. In der That gesteht Dominica ex abrupto, die Salbe bereitet zu haben und in Katzengestalt bei Verhexung Christoph's zugegen gewesen zu sein, die Sakramente abgeschworen, mit dem Teufel getanzt und Schlimmeres gethan zu haben. Sie durchläuft sofort nicht nur den ganzen Kreis der abergläubischen Albernheiten damaliger Zeit, als wäre sie deren Zeuge und Mitschuldige gewesen, sondern vervielfacht noch sogar die Anklagen, infolge dessen die folgende Vorladung erlassen wurde:

Mit Gegenwärtigem sind vor Gericht gerufen die Endesunterzeichneten, welche persönlich in der Kanzlei dieses Amtes vor Sr. Gnaden zu erscheinen haben, um eidlich Geständniß abzulegen über alles, was sie wissen, worüber sie werden befragt werden, unter Strafe von d. 25 für jede Person, im Falle des Dawiderhandelns: Frau Cäcilia Sparamani; Frau Maria, ihre Tochter; Herr Santo Peterlino, und Herr Gratiadei, sein Sohn, beide Schmiede zu Villa; Donato Beltrami, Knecht der Sparamani; Zuan Battista delli maistri di Pederzano und Katharina, sein Weib.

So gewinnt nun der schauerliche Proceß eine größere Ausdehnung, nachdem er mit den freiwilligen Anklagen der Mercuria begonnen und die erzwungenen Geständnisse der Menegota, Lucia und Dominica ihn in Gang gebracht haben.

Cäcilia Sparamani, den 6. Dec. vor Gericht gezogen, erklärte, daß ihr Sohn Christoph an epileptischen Zufällen leide; vergebens habe sie die Aerzte consultirt, damit sie ihn von diesem Uebel befreiten. Sie fuhr fort:

„Als hierauf von vielen Ordensmännern, nämlich von den hochw. P. Kapuzinern oder Barfüßern, sowie auch von unserm Kaplan zu Villa erklärt worden war, dieser Knabe sei behext, so entschloß ich mich, ihn zum heil. Antonius von Padua zu schicken. Weil man uns aber sagte, die Straßen seien kothig und schlecht, führten wir ihn nach Brondolo zu einem Bischof, von welchem der Zauber gebrochen wurde. Drauf habe ich den Knaben nach Trient zum Pat. Macarius bringen lassen, damit er ihm einige Zettel gegen die Hexereien gebe. Jetzt befindet er sich in Trient.“ Sie schloß, indem sie sagte, sie habe auf niemand bestimmten Verdacht.

Es erschien sodann Joh. Anton Ferrari zubenannt Scarambea und sagte: „Schon vor mehreren Jahren verreckten mir einige Stiere, eine Kuh und ein Rind, wodurch ich starken Schaden litt. Dennoch aber habe ich auf niemand Verdacht geworfen. Mein Weib erzählte mir gestern, daß Lucia Caveden, die sich jetzt hier in Haft befindet, einmal in mein Haus gekommen sei, um sie zu bitten, ihr ein Kind aus der Taufe zu heben; geschähe dies, so werde mir kein Vieh mehr umkommen.“

Gratiadei Peterlino, den 7. Dec. über die Verhexung Christoph's befragt, erwiderte: „Oft kamen Katzen ins Haus und geberdeten sich garstig und heulten; obgleich ich sie mehrmals mit Stöcken zu verjagen suchte, hörten sie deshalb noch nicht auf.“

Den nämlichen 7. Dec. wurde Dominica Gratiadei zum dritten male vor Verhör gezogen. Ueber die Art und Weise der Verhexung Christoph's befragt, antwortete sie, sie wisse es nicht. Von Benvenuta Consola, ihrer eigenen verstorbenen Mutter, sagte sie, dieselbe sei eine ausgemachte Hexe (strega di cartello) gewesen. Endlich gestand sie, der Mercuria den Apfel gegeben zu

haben, welcher die Marquise Bevilacqua zu Grunde richten sollte. Den 13. Dec. legte Lucia folgendes Geständniß ab: „Dominica hat mir vertraut, daß ihr der Teufel einen Ring als Zeichen des Pactes gegeben; sie hat mir ihn gezeigt; er trägt einige Buchstaben. Ueberdies hatte sie noch einen andern Ring ohne Gepräge (senza preda), mit welchem sie mich besiegelte."

Es wurden ihr zwei Ringe gezeigt, welche im Hause der Dominica gefunden worden waren; sie erklärte, daß diese es seien. Ueber die Behexung der Rinder Scarambea's befragt, beschrieb sie die Art und Weise, in welcher dieselbe vor sich gegangen; man habe nämlich die Krippen beschmiert.

Den 7. Dec. bekannte Lucia, daß der nun verstorbenen Elisabeth, der Tochter des Gerichtsschreibers Frisinghello, ein Salat zugeschickt worden sei, um sie zu Grunde zu richten; und in der That sei das Kind kurz nachher gestorben. Hier tritt zum erstenmal Benvenuta, die Tochter der Dominica Gratiadei, auf, ein Mädchen von 17 Jahren. Lucia legte über sie folgendes Geständniß ab:

„Sie hat in ihrem eigenen Hause der Taufe entsagt in Gegenwart ihrer Mutter und unser Aller und des Teufels in Gestalt eines jungen Menschen. Sie wurde besiegelt. Der Teufel umarmte sie, und zum Zeichen dessen waren immer Bälle und Feste in ihrem Hause. Ja, noch mehr, soviel mir genanntes Mädchen vertraut hat, hat ihr der Teufel Geschenke gebracht. Sie zeigte mir ein Paar schöne umgebogene Schuhe (scarpe reverse), indem sie sagte, — diese habe ich gestern Abend gewonnen." —

Dominica Gratiadei, befragt, wie sie ihre Tochter zur Hexenversammlung führte, antwortete: „Es sind ungefähr

acht Jahr her, seit Alle mir riethen, meine Tochter der Versammlung vorzustellen. Ich munterte sie endlich auf, bis sie sich bewegen ließ, der Taufe und der Beichte zu entsagen, was denn auch in unserer Gegenwart geschah, sowie in derjenigen des Teufels in Gestalt eines Jünglings, der sie sehr liebte."

Hierauf folgen zwei lange Erzählungen über den der Elisabeth Frisinghello zugeschickten Salat, sowie über die Verhexung des Jünglings Valentin zu Villa, welche durch die Mutter der Lucia bewirkt worden sein sollte.

Am 18. Dec. besteht Lucia das sechste Verhör. Dies scheint uns so charakteristisch, daß wir es der Mühe werth halten, es genau zu copiren.

Lucia Caveden, abermals vor Verhör gezogen, aus ihrer Haft genommen, dem Eide aufs Evangelium, über welches sie die Hand legte, unterworfen, gefragt: ob ihr zu dem, was sie in den frühern Verhören bereits gesagt, etwas Weiteres beigefallen sei, gab zur Antwort: „Ich wüßte nichts Anderes zu sagen." Auf die Frage, ob sie ihre Aussagen auch auf der Folter [1]) behaupten würde: daß nämlich Benvenuta Consola eine Hexe sei, und daß sie bei der Bereitung der Salbe, mit welcher später das Vieh Scarambea's umgebracht worden, zugezogen gewesen; item bei der Zurüstung des Salats, welcher der Elisabeth, des Gerichtsschreibers Tochter, zugeschickt worden; item bei den Zusammenkünften zu Nomi im Hause des M. Franz Damisel, wo eine von den Sparamani verheirathet sei; item beim Quandomeneghi; item bei den Sparamani, als sie den Christoph schlafend antrafen; item im Zimmer Sparamani's,

1) Vernünftiger wäre die Frage gewesen, wenn es geheißen hätte: auch ohne alle Folter.

und auch im Zimmer der obengenannten Consola; item bei M. Franz del Vili, antwortete sie: „Ja, Herr, es ist wahr, und ich bestätige es, und werde es auch auf der Folter behaupten,“ und fügte ungefragt hinzu: „Ich werde dies nicht nur gegen Consola behaupten, sondern auch gegen Benvenuta, Tochter der Dominica Gratiadei; denn auch dieses Mädchen ist zu den Hexenzusammenkünften gekommen und war zugegen, als der Salat für Eure Tochter zubereitet wurde; ja, sie hat sogar den Salat geholt, ihn getragen und wußte alles; denn Euer Gnaden müssen wissen, daß, was von Katzen stammt, auch Mäuse fängt, und wie die Mutter, so die Tochter. Ich werde auch behaupten, was ich gegen Isabella Brentegano und gegen Polonia, ihre Tochter, gesagt, daß sie nämlich Hexen sind, welche bei der Zusammenkunft waren.“ Auf die Frage: ob sie wisse, daß auch noch andere Personen zugegen gewesen seien, um dergleichen Hexenwerk zu treiben und den Versammlungen beizuwohnen, antwortete sie: „Ich erinnere mich, daß auch Santo Peterlini, der Schmied von Villa, mit uns hinaufgekommen, um zu sehen, wie das Vieh des Scarambea zu Grunde gerichtet wurde. Er war bei der Bereitung der Salbe zugegen, ebenfalls in Katzengestalt. Auch Delaito Cavaleri von Villa war anwesend, als wir uns zu Nomi im Hause Damisel's befanden, wo eine von den Sparamani verheirathet ist, und ich werde dies Alles behaupten hier und anderswo.“

Ungefragt fügte sie hinzu: „Der Witwe Gratiadei scheint es sonderbar, daß ihre bösen Streiche an den Tag gekommen; denn gestern abends, als der Gerichtsdiener sie ins Gefängniß führte, schrie sie fortwährend: ach Verräther! Mörder!“ Ungeachtet die Lucie in der That nur zu willig war, gegen sich und Andere zu bekennen,

was man von ihr verlangte, oder was sie selbst sich aussann, so drang man doch noch immer weiter in sie. Als man ihr sagte, sie solle die Wahrheit in Betreff der Hostie bekennen, welche sie der Mercuria gezeigt habe, gab sie zur Antwort: „Dies ist nicht wahr." Statt ihr wenigstens dies zu glauben, vermahnte der Richter die Angeklagte zunächst in Güte, daß sie aufhören solle, zu leugnen, bevor er sie einem strengen Verhöre unterwerfe. Sie antwortete: „Ich habe die Wahrheit gesagt und weiß nichts Anderes zu sagen." Ungefragt fügte sie hinzu: „Es scheint mir, ich habe in einem meiner Verhöre ausgesagt, daß jener Ring, welcher der Dominica gehört, vom Teufel gebracht worden sei; allein meine Mutter hat mir gesagt, daß der Teufel ihn der Mutter des seligen Valentin Gratiadei, der Schwiegermutter (madona) genannter Dominica, gebracht habe, denn auch sie soll bei ihren Lebzeiten eine Hexe gewesen sein. Was nun den andern Ring ohne Gepräge betrifft, so bediente man sich seiner zur Befestigung der Besiegelung oder Anbringung des Males, welches der Teufel machte. Auf ähnliche Weise hat er auch mich besiegelt."

Als sie nach vielen Fragen und Ermahnungen fortwährend leugnete, und man die Widersprüche, die aus ihren Verhören hervorgingen, wahrnahm, und die Indicien in Betracht zog, die wider sie zeugten, als man nicht minder sorgsam Verwahr eingelegt hatte, daß das, was nun weiter geschehe oder verfügt werde, den bereits erworbenen Rechten des Fiscus keinen Eintrag thue, sodann auch um eine kategorische Antwort zu erhalten, beschloß der Richter, die Inquisitin einem strengen (peinlichen) Verhör zu unterwerfen, d. h. der Strickfolter. Zu diesem Behufe befahl er den Bütteln, sie an den gewohnten Ort zu bringen, zu binden und in die Höhe

zu ziehen. Als sie in die Folterkammer gebracht, dort ausgezogen und an den Strick gebunden war, wurde sie noch einmal in Güte aufgefordert, die Wahrheit zu sagen. Hierauf antwortete sie: „Ich habe die Wahrheit gesagt, und weiß nichts Anderes zu sagen.“ Dann befahl der Richter sie in die Höhe zu ziehen. Als dies geschehen war, begann sie zu schreien: „Jesus Maria, meine Hände! o Gott! o Muttergottes vom Rosenkranz! ich habe die Wahrheit gesagt; ich weiß nichts Anderes: o weh, laßt mich! o Gott, ich sterbe! laßt mich los! ...“ [1])

Als man ihr sagte, sie solle in Wahrheit bekennen, ob außer den im Processe angezeigten andere Gefährten oder Gefährtinnen mit ihr bei den Hexenzusammenkünften gewesen, erwiderte sie: „Nein, blos diejenigen, die ich genannt habe.“ Gefragt, antwortete sie: „Ich habe keine geweihten Hostien gehabt und es ist nicht wahr, daß ich solche der Mercuria gezeigt! ... o Gott! laßt mich los! Barmherzigkeit!“ Gefragt, ob Santo Peterlino der Taufe abgeschworen, gab sie zur Antwort: „Ich weiß es nicht; allein niemand kann mit dem Teufel an diese Orte kommen, der sich nicht davon losgesagt hat ... o Gott! ich weiß nichts Anderes, laßt mich los! Die Consola willigte auch ein in die Verhexung der Tochter des Herrn Gerichtsschreibers hier.“ Nachdem sie ungefähr eine halbe Viertelstunde auf der Folter gewesen, verordnete der Richter, die Gefolterte behutsam herunterzulassen, loszubinden, ihre Arme in die gehörige Lage zu bringen, sie wieder anzukleiden und in das Gefängniß zu bringen. Nachdem er sie vorher noch gefragt, ob sie, losgelassen, dasjenige bestätigen wolle, was sie auf der Folter ausgesagt,

---

1) Alle diese Schmerzensrufe einer unmenschlich Gemarterten wurden gleichmüthig protokollirt!

antwortete sie: „Ja, ich will alles bestätigen, wie ich in Wahrheit sage, daß alles wahr ist, was ich, am Stricke emporgezogen, eingestanden habe.“ Alles dies geschah in Gegenwart des erlauchten Herrn Antonio Pizzini von Nogaredo und des Herrn Franz del Villi von Villa in Eigenschaft von Ehrenmännern und angenommen als Assessoren gemäß Kap. 17 der Civilstatuten u. s. w., nachdem ihnen der Eid abgenommen war, darüber Stillschweigen zu beobachten.

Diesen 18. Dec. gab es im Gerichtshause zu Nogaredo viel zu thun. Auch Dominica Gratiadei wurde vor Verhör gezogen und gefoltert, und wir hören sie protestiren, bekennen, wehklagen, heulen, auf die nämliche Weise wie oben. Der Salat, an welchem Frisinghello's Tochter gestorben sein sollte, taucht nun wieder auf, und man darf wol befürchten, daß dieses Uebermaß von Folterqualen von Seiten Madernino's und des Commissars Ropele den Zweck hatte, dem anwesenden Gerichtsschreiber Genugthuung zu schaffen, in Betreff dessen diese Weiber unumwunden erklärt hatten, sein Weib und seine Tochter meuchlings umgebracht zu haben. Wir bemerken, daß die Gratiadei viermal so oft gefoltert wurde als Lucia, sodaß ihre Tortur eine halbe Stunde gedauert hatte.

Das Verhör vom 20. Dec. zeigt uns eine neue Persönlichkeit, welche interessanter ist, als alle vorhergehenden, weil es nicht um verheirathete und meist schon alte Weiber, sondern um ein Mädchen sich handelt, das die erste Jugend kaum zurückgelegt hatte.

Benvenuta Gratiadei, gefragt, was für eine Meinung sie von ihrer Mutter habe, antwortete: „Ich habe sie immer für eine rechtschaffene Frau gehalten.“ Auf die Frage, ob sie mit Menegota und Lucia auf vertrautem

Fuße gestanden habe, antwortete sie: „Sie borgten dann und wann etwas von uns, wie z. B. den Bettwärmer.“ Auf die Frage, ob ihr die Behexung der Rinder des Scarambea bekannt sei, antwortete sie verneinend; dann fügte sie ängstlich hinzu: „wenn nicht meine Mutter mir etwas gethan hat, damit ich mich nicht mehr daran erinnere.“ Es wurden ihr die Verhöre Lucia's vom 15. und 17. vorgelesen. „Ich bin mir nicht bewußt, es gethan zu haben, es müßte denn sein, daß ich von ihnen gesalbt worden, und daß mir alles wie ein Traum erschienen wäre; denn mir kam es vor, als befinde ich mich in Gesellschaft von Mädchen und lache und tanze.“ Abermals und unter Drohungen gefragt, antwortete sie: „Wohl ist es wahr, daß in unserm Hause einigemale ein junger Mensch erschien, der wie ein Fremder aussah, daß dieser mich liebkoste, daß Spielleute kamen und daß man tanzte.“ Ueber diesen Jüngling befragt, antwortete sie: „Es war derjenige, der mir auf einer Schulter mit einem glühenden Eisen ein Mal eingebrannt hat; meine Mutter setzte den Ring ohne Gepräge darauf und sagte mir, dieser junge Mensch sei der Teufel; ich solle nicht daran zweifeln, daß er mir immer helfen würde; allein es sind einige Jahre her, und ich kann mich dessen nicht gut erinnern; denn damals hatte ich meinen Verstand noch nicht ganz. Mir scheint auch, er habe mir Pfennige (quattrini) gegeben; ich könnte jedoch nicht sagen, wie viele; ich gab sie meiner Mutter, welche eine Verrätherin gewesen ist, weil sie eines ihrer Kinder auf diese Weise getödtet hat.“ Auf die Frage, ob sie den Hexenzusammenkünften beigewohnt habe, antwortete sie: „Alles kommt mir, wie gesagt, wie ein Traum vor, und es schien mir, der Teufel sei immer zugegen gewesen in Gestalt jenes jungen Menschen.“ Gefragt, ob sie den bewußten

Salat getragen habe, antwortete sie: „Ja, im Auftrage meiner Mutter; Lucia ging hinter mir her, um zu sehen, ob diese Eure Tochter ihn esse, und sie kehrte zurück, indem sie sagte, sie habe sie denselben essen sehen. Dann fingen wir alle zu lachen an. Menegota und Mercuria waren zugegen und schrien — sie hat ihn gegessen! — sie hat ihn gegessen!" Gefragt, wie der in sie verliebte Teufel heiße, antwortete sie, dessen erinnere sie sich nicht. Gefragt, ob sie an ihrem eigenen Leibe irgend ein diabolisches Zeichen trage, antwortete sie: „Ja, Sie können es sehen." Als der Richter dies gehört, befahl er, sie zu entblößen, damit er dieses diabolische Zeichen sehen könne. Nachdem sie entblößt und untersucht worden war, sah man das Zeichen auf der linken Schulter; es war von der Größe eines Linsenkornes.

(Unten auf dieser Seite im Mscrpt. S. 137 ist zu lesen: „Bis hieher ein Summarium nach Salzburg geschickt.")

Da die Geständnisse des Mädchens Benvenuta die Mitschuld der Brentegana von Villa sowie ihrer Tochter Polonia bestätigten, war man im Begriff, einen Verhaftsbefehl gegen sie ergehen zu lassen. Da ließ der oft erwähnte Gefängnißwärter Folgendes zu Protokoll nehmen:

„Joseph Goriziano, Angestellter des Gerichtshofes, erklärt, daß das untere Gefängniß unsicher und ohne Schloß ist: deshalb verwahrt er sich, daß, im Falle der Dominica Gratiadei, die im genannten Gefängnisse sich befindet, etwas begegne, es ihm zur Last gelegt werde. Die übrigen Gefängnisse oberhalb seien von den in den Proceß Verwickelten besetzt. Ueberdies erklärt er, daß Isabella Gratiadei, zubenannt die Brentegana, und Polonia ihre Tochter, sich nicht zu Villa befänden, und daß er gehört habe, sie hätten sich entfernt und seien nach Verona gegangen."

Den 23. Dec. erscheint Benvenuta zu einem zweiten Verhör, von welchem nur zu bemerken ist, daß sie sagt, sie habe sich erinnert, der Teufel, ihr Buhle, heiße Martinello, und daß sie als Mitschuldige an der Verhexung der Rinder Scarambea's die Zenevra (Ginevra) Chemola von Castellano und die Frau jenes Mannes denuncirt, welcher eine Narbe im Gesicht habe und Augustin Fitola heiße.

Den 24. Dec. erklärt Lucia Magdalenen, das Weib des Antonio Andrei, zubenannt die „Philosophin", für eine Mitschuldige. Sie bestätigt, daß Santo Peterlino nicht nur ein Zauberer, sondern sogar ein Hexenmeister gewesen, weshalb er Häuptling (caporale) genannt worden; sie gibt die Worte der Dominica Gratiadei an, welche diese gesprochen habe, während sie die zur Verhexung Christoph's bestimmte Salbe bereitete, und welche in einem verbrecherischen Fluchgebete bestehen; sie bekennt, Augustin Agostini gesalbt zu haben, um sich an ihm zu rächen, und gibt neue Mitschuldige an.

Hier stoßen wir auf ein Gesuch des Santo Peterlino, der, auf sein Alter von 70 Jahren und seine allbekannte Rechtschaffenheit hinweisend, aus der Haft befreit zu werden verlangt, in welche er wenige Tage vorher, zufolge eines Verhaftsbefehls, gebracht worden war. Ein zweiter Verhaftsbefehl kommt hier gegen die Philosophin vor; derselbe ist vom Protokolle über ihre Verhaftung begleitet.

Am 2. Jan. 1647 legt Dominica Gratiadei folgendes Geständniß ab: „Die Ordnung, welche wir einhielten, wenn wir zu den Spielen gingen, war folgende: Alle Genannten erschienen. Ich ging mit Santo voran; die Andern folgten uns, sämmtlich in Katzengestalt; der

Teufel war immer an der Spitze. Bisweilen hatte es den Anschein, als wären wir bei großen Gastereien, Schauspielen, Bällen, Musiken und Gesängen, und dann stand der Teufel in Bocksgestalt aufrecht auf einem Gerüste; kaum kommt man in seine Nähe, so geht man tanzend auf ihn zu und macht vor ihm eine Verbeugung; dann geht man zu Tische, wo es den Schein hat, als gebe es viele Speisen; voran an der Spitze sind die «Caporale»."

Gefragt, wo sie diese Zusammenkünfte halten und wie lange sie dauern, antwortete sie: „Man kann solche Zusammenkünfte halten, wo man will. Man beobachtet jedoch diese Ceremonie nur einmal im Jahre. Wir nahmen sie auf den Wiesen vor, wo man gegen Piazza geht; allein sie erschienen nicht wie Wiesen, sondern vielmehr wie eine palastähnliche Wohnung mit einem großen Saale. Die Gastereien dauern kurze Zeit, und dennoch scheint es, man verweile lange dabei. Bisweilen hatte es den Anschein, als sitze der Teufel auf einem schönen Sessel und als sei er ein großer Herr, auf welchen wir zugingen, um — — zu küssen."

Den 7. Jan. antwortet Santo Peterlino auf die Fragen, die an ihn gestellt werden, und zugleich auf die Vorlesung der ihn anklagenden Geständnisse nichts Anderes als: „Es ist nichts wahr, ich weiß nichts, ich will deshalb nicht belästigt werden, ich bin frei davon wie das Vaterunser; ich weiß von diesem läppischen Zeug (baje) nichts."

Er wird mit Lucia confrontirt, und wir vernehmen ein wüthendes Durcheinander von — Ja, es ist wahr! — Nein, es ist nicht wahr! —

Den 10. Jan. wird die „Philosophin" (eine seltsame Person, welche, wie wir sehen werden, zu schnell ver-

schwindet) zum Verhör gezogen. Anfangs leugnet sie alles; dann bekennt sie mehr, als um was man sie fragt. Der Taufe zu entsagen will sie von der Brentegana bewogen worden sein. „Der Teufel in Gestalt eines schönen Mannes war dabei zugegen. Er erschien als Hauptmann in rother Uniform; sein Schnurrbart war schwarz, und während Santo mir das Wasser über den Kopf goß und die Worte der Enttaufung aussprach, brüllte er wie ein Stier und schnob gleich einem Blasbalg." Gefragt über die Verrichtungen, zu denen sie sich als Hexe verpflichtet, antwortete sie: „Man muß den Teufel anbeten. Wenn man communicirt, muß man die Hostie aus dem Munde speien; man nimmt sie auch mit sich, um Hexereien (furfanterie) damit zu treiben." Gefragt über die Mischung der Salbe, mit welcher sie sich beschmierten, ehe sie zu den Zusammenkünften gingen, antwortete sie: „Man nimmt Theile der heiligen Hostie, etwas Blut von kleinen Kindern, Weihwasser, Fett von gestorbenen Kindern, mischt dann alles untereinander und spricht die geheimen Fluchworte darüber."

Auf die Frage, wie sie ihre Zusammenkünfte abhielten, bestätigt sie die uns bereits bekannten Geständnisse der Dominica Gratiadei und fügt noch bei, sie (die Philosophin?) habe die Leichname einiger Kinder, deren Väter sie nennt, an den Ort der Versammlung gebracht. „Wir nahmen zur Nachtzeit einen (Leichnam) bei dem großen Thore und einen auf der Seite der Kapelle heraus, die und deren Kränze gleichfalls noch frisch waren. Bei diesem Spiele schneidet man ihnen zuerst den Kopf, dann Arme, Hände, Füße und die Knie weg; darauf nimmt man ihnen das Fett heraus, zur Bereitung der Salbe. Dies geschieht alles in der Synagoge (dem Versammlungsorte) der Hexen. Dort legt man diese

Stücke in Pfannen, siedet sie, hernach bringt man sie auf den Tisch und ißt davon; Einiges davon wird auch gebraten." Im weitern Verhör denuncirt sie andere Hexen, deren Verhaftung wir bald erfolgen sehen, und schließt mit der Beschreibung der Hexenkünste, deren sich die Hexen zur Erregung von Ungewittern bedienten. Den 13. Jan. widerruft die „Philosophin" und erklärt alles das für falsch, was sie am 10. bekannt hatte. Der Richter dringt unter Androhung der Folter in sie, sie solle erklären, wer ihr zu dieser Ausflucht gerathen; sie antwortet: „Ich habe darüber nachgedacht und in Betracht gezogen, daß ich aus Ueberraschung und Furcht so viel Albernes geschwatzt; gewiß, ich habe gesehen, daß ich unrecht gethan, Euch jene Dinge zu sagen; denn wenn ich die Wahrheit gesagt hätte, so hättet ihr mich nun befreit und ich würde nach Hause kehren können. Statt dessen bin ich ein dummes Geschöpf gewesen, daß ich Euch Dinge gesagt, die nicht wahr sind." Der Richter hält Wort und unterwirft sie der Folter, wo sie denn, in die Höhe gezogen, richtig ausruft: „O heiliger Gott! es ist alles wahr, was ich in meinem ersten Verhöre gesagt habe; ich bestätige es, daß ich eine Hexe bin; aber laßt mich los um Gottes willen!" Man ließ sie herunter, und während man ihr die Gebeine zurechtrückte, hörte sie nicht auf, zu jammern: „O Jesus! langsam, langsam! o meine Arme! o meine Hände! wie sind sie schwarz geworden! ..."

Im Verhör der Dominica Gratiadei am 18. Jan. finden wir Einzelheiten von abstoßender Obscönität, in denen wir nicht die geringste Beziehung zur Sache selbst und zu ihren Umständen erblicken. Es genüge, zu bemerken, daß dies alles nur danach angethan ist, uns in der Meinung immer mehr zu bestärken, daß diese ekel-

haften Weiber, von Schrecken übermannt, sich bestimmen ließen, was immer für ruchlose Ausschweifungen einzubekennen, die die Einbildungskraft ihnen eingab, in der Hoffnung, dadurch der Folter zu entgehen und den Richter sich geneigt zu machen.

Den 25. Jan. wird bei Santo Peterlino die Folter gebraucht; er verharrt jedoch ungebeugt bei seinem Verneinen.

Den 27. erklärt die junge Benvenuta, daß alles, was sie vorher bekannt, falsch und durch Ueberraschung ihr entlockt sei. Um eine Vorstellung von der Angst zu geben, von welcher die Angeklagten sich überwältigt fühlten, wodurch sie zu Geständnissen getrieben wurden, über die sie sich nachher selbst kaum Rechenschaft zu geben vermochten, wollen wir hier eine Seite dieses Verhörs anführen. Benvenuta gefragt, ob sie sich dessen erinnere, was sie vorher eingestanden, antwortet: „Ich weiß wohl daß ich etwas gesagt; es ist jedoch nichts Wahres daran; wenn ich es auch g e s a g t h a b e, habe ich es deshalb noch n i c h t g e t h a n." Als man ihr vorstellte, wie sie es wagen könne, das zurückzunehmen, was sie in ihren vorhergehenden Verhören, die man ihr vorgelesen, welche sie vernommen und denen sie, einem nach dem andern, aufmerksam zugehört habe, frei bekannt hätte, antwortete sie: „Wenngleich ich es gesagt habe, hab' ich solches dennoch nicht gethan; ich habe es erzählt, weil ich es so habe sagen hören." Gefragt, wer sie dazu bewogen habe, das bereits Eingestandene wieder zurückzunehmen, antwortete sie: „Ich bin nicht eines Andern belehrt worden, sondern ich nehme es zurück, weil es nicht wahr ist." Auf die Frage, warum sie nicht von Anfang an so gesprochen habe, gab sie zur Antwort: „Ich antwortete, jenachdem man mich fragte." Ermahnt, in Betreff der

Mitschuldigen die Wahrheit zu sagen, da der Fiscus durch die vorhergegangenen Bekenntnisse bereits Rechte erlangt habe, auf die der Richter nicht im geringsten verzichten wolle, antwortete sie: „Ich sage, daß dasjenige, was ich gesagt habe, nicht die Wahrheit ist; was wollt ihr, daß ich sage?“ Gefragt, ob sie je der Sparamani irgend ein Pulver gegeben, antwortete sie verneinend. Dann befahl der Richter, daß ihr das Verhör von gestern vorgelesen werde, in welchem Lucia Caveden erklärt hatte, der Benvenuta das Pulver gegeben zu haben, das der Maria Sparamani gereicht werden sollte. Als sie dies gehört, antwortete sie: „Nichts davon ist wahr.“ Sie wurde ermahnt, die Wahrheit zu sagen, und um sie besser der Lüge überführen zu können, verordnete der Richter, Lucia mit Benvenuta zu confrontiren. Als diese vorgeführt war, erfolgte ein Wortwechsel, der zu lang und zu widerlich ist, als daß man ihn ganz hier anführen könnte. Wir begnügen uns mit einer Probe davon. Lucia: „Ja, es ist wahr; in Deinem Hause vor der Weinlese hast Du es mir gesagt — weißt Du, Lucia, ich habe jene Pulver der Maria unter die Nase gegeben, allein ich glaube, ihr zu wenig gereicht zu haben, sodaß es keine Wirkung haben konnte.“ Benvenuta: „Es ist nicht wahr und wird nie wahr sein, Du lügst durch Deine lügnerische Kehle, Plaudermaul, das Du bist.“ Lucia: „Ja es ist wahr, Erzkupplerin, Galgenstrick von einer Hexe, und ich werde es Dir gegenüber behaupten wie bis hieher, und wär' es auch am Folterseile.“

Den 28. Jan. wurde Menegota gefoltert, blos um ihr die Namen anderer Mitschuldigen abzunöthigen, und in der That gab sie einige an. Die Folter bestand, aus Rücksicht auf ihr abgelebtes Alter, nicht im Strick. Man

wandte den Schraubenstock an. Auch hier hörte man die Gefolterte schreien: „O meine Hände! ich kann nichts Anderes sagen! ich weiß nichts Anderes! mein Gott!“ Eine ähnliche Scene erneuerte sich am Abend des nämlichen Tages auf Kosten der Dominica Gratiadei, deren Tortur jedoch nicht gemildert ward, vielmehr im Anziehen des Seiles bestand.

In Betreff der Folter muß man vermuthen, daß der Benvenuta ihre 17 Jahre zugute gekommen sind, d. h. daß sie ihrer Jugendlichkeit wegen vom strengen Verhör noch ausgenommen war.

Eine Bittschrift vom 28. Jan. verlangt die Freilassung Santo Peterlino's, in Betracht, daß er keine andern Indicien gegen sich habe, als die Denunciationen anerkannt ehrloser und unglaubwürdiger Weiber.

Den 29. wird Valentia, die Tochter der „Philosophin“, durch Goriziano verhaftet.

Am 7. Febr. erscheint Pasqua Bernardini freiwillig vor dem Richter, um sich vom Makel der Hexerei zu reinigen, der ihr, wie sie sagt, von bösen Zungen angeworfen worden sei, und wird ins Gefängniß gebracht. Tags darauf überreicht der Advocat Noame dem Gerichte ihre Vertheidigung. Folgendes ist das Exordium davon:

„Der Brudermörder Kain traute keinem Orte und hielt sich nirgends für sicher, denn er kannte sein schlechtes Gewissen und wußte, daß er seinen eigenen Bruder Abel getödtet habe; allein Pasqua Bernardini, auf ihre Unschuld und auf die Reinheit ihres Gewissens vertrauend, hat nicht nur nicht das böse Gerede der Böswilligen gefürchtet, sondern sie hat sogar, damit der Gerechtigkeit und der Welt der Sachverhalt bekannt werde, keinen Anstand genommen, vor Gericht zu erscheinen, versichert, daß — cantabit vacuus coram latrone viator!“—

Doch Goriziano ist rührig; am 10. Febr. ergreift er Katharina Fitola oder Pedersina und führt sie ins Gefängniß, so wie Junipara (d. i. die jüngstgeborene) Chemola oder Zenevra. Es folgen lange Verhöre, aus denen wir nichts Neues entnehmen.

Pasqua wird ins Verhör gerufen. Man liest ihr Anzeigen vor, welche sie als Hexe bezeichnen. Sie läßt sich vom Zorn hinreißen. Gefragt, ob sie an ihrem Körper irgend ein verdächtiges Zeichen trage, antwortet sie: „Ich habe kein Zeichen von dieser Art, wenn es nicht Kanonen und Mörser sind, die mir ein Malzeichen zurückgelassen haben; auch ist mir einst ein Splitter zwischen den Arm und die linke Schulter geflogen ... Ha! verfluchte Mörderinnen, die ihr wol des Teufels seid, Gott wird euch nicht verzeihen, wenn ihr denen die Ehre nicht wiedergebt, denen ihr sie genommen, ihr Verrätherinnen!" Es liegt auch eine Confrontirung zwischen Pasqua und Lucia vor, ganz nach dem Geschmacke der oben erwähnten mit Benvenuta. Der Richter, überzeugt von der Unschuld der Bernardini, oder von dem Donner der biblischen Beredsamkeit des Advocaten Noame erschüttert, spricht sie los und setzt sie in Freiheit.

Goriziano überreicht das Inventar der Gegenstände, welche im Hause der verhafteten Fitola gefunden worden, Büchschen, Gefäße, Sämereien und namentlich „ein grünes irdenes Töpfchen mit Fett darin, einen Lärchenschwamm, ein Schnupftuch mit Salbe und ein kleines Fläschchen mit etwas wenig Festem darin."

Den 19. Febr. bekennt sich Katharina Fitola als eine Hexe. Sie habe der Taufe entsagt und der zum Nachtheil Augustin Agostini's vorgenommenen Salbung beigewohnt.

Den 20. Febr. bekennt auch Junipara oder Zenevra

nach langem Leugnen sich als Hexe. Es kommen hier verschiedene Verhöre, die sich auf Erregung von Ungewittern beziehen, welche von einer der Inquisitinnen bereitet worden sein sollen.

Den 1. März verkündigt Frisinghello der Dominica Camello, der Lucia Caveden und der „Philosophin“ den Beschluß vom 26. Febr., welcher sie als überwiesen und schuldig erklärt, und die Frage an sie stellt, ob sie sich zu vertheidigen gedächten. Dominica und Lucia antworteten: „Wir sind hier und wissen nicht, was thun; wir thäten es gerne, wissen aber nicht, wie. Im Falle uns jedoch von Amtswegen ein Vertheidiger zugewiesen werden sollte, wäre uns der Herr Dr. Passerini am genehmsten, zu dem wir Vertrauen haben.“ Die „Philosophin“ sagte: „Ich weiß nicht, um was für eine Vertheidigung es sich handelt, und wer soll mich denn vertheidigen? welcher Doctor wird meine Sache gut vertreten?“

Den 9. März erklärte Goriziano, daß er die „Philosophin“, als er bei Sonnenaufgang, wie gewöhnlich, ins Gefängniß hinabgestiegen sei, darin todt angetroffen habe; Frisinghello erschien ebenfalls und bezeugte, daß die Todte auf dem Boden ausgestreckt liege und schon kalt sei. Wie hierauf der Erzpriester von Villa, Dr. Johann Bragliardi, wegen starken Verdachts stattgefundenen Selbstmordes der „Philosophin“, die kirchliche Bestattung derselben verweigerte, befahl der Richter, sie im Sande zu verscharren.

Den 13. März, als Dominica Gratiadei und Benvenuta ihre Tochter befragt wurden, ob sie sich einen Vertheidiger wählen wollten, antworteten sie: „Wir werfen uns in die Arme der guten Gerechtigkeit, im Vertrauen, es werde uns kein Unrecht geschehen.“ Ebenfalls am

13. März erklärte Katharina Fitola: „Die Ursache meines Verderbens war Don Rinaldo, der mich immer verfolgte, seit er mich genöthigt hatte, nach Villa zu gehen und 14 Tage bei Antonia, meiner Tochter, in seinem Hause zu bleiben."

Hier springt das Verhör, mit seltsamer Uebergehung, zu andern Gegenständen über, ohne in die Sache tiefer einzudringen. Fast möchte man annehmen, die Rücksicht des Richters für diesen Don Rinaldo sei so weit gegangen, daß er es unterließ, auf Erläuterungen zu dringen, die denselben hätten compromittiren können.

Der Sohn des alten Santo Peterlino richtet eine Bittschrift in Form eines Briefes an den Grafen Paris von Lodron, Fürsterzbischof von Salzburg, damit er den Vater in Freiheit setzen lasse. Dieser Erzbischof war der Lehensherr, in dessen Namen die Criminalgerichtsbehörde von Nogaredo handelte.

Den 14. März bestanden Katharina Fitola und Zenevra die Tortur, ohne jedoch etwas zu ihren frühern Aussagen hinzuzufügen. Zum Vertheidiger wurde für diese beiden und für alle Uebrigen insgesammt der Advocat Bertelli gewählt, den man die Abschriften der Verhöre übersandte.

Den 18. März verlangte der Advocat zum Behufe der Vertheidigung eine Fristverlängerung, damit er den ihm überschickten voluminösen Actenstoß studiren könne. Auch gab man ihm die Erlaubniß, mit den Gefangenen zu sprechen.

Die Doctoren der Medicin, Betta und Bosini, welche gerichtlich um ihre Meinung in Betreff der an den Leibern verschiedener Inquirirten gefundenen Zeichen befragt wurden, gaben ihr Gutachten dahin ab, daß sie natürliche sein könnten. Gefragt, ob sie glaubten, daß der

Teufel Mädchen der Jungfrauschaft zu berauben vermöge, antworteten sie, daß es sich hierbei um einen Lebensact handle und daß das Leben eine Mischung von Seele und Körper sei. Da nun aber die Engel keine Körper hätten, folge daraus, daß die Zeugungsfähigkeit beim Teufel nicht vorhanden sei, weil er ein gefallener Engel sei; den Fall ausgenommen, daß er vom Leibe eines Verstorbenen Besitz nehme und sich desselben bediene, jenes entsetzliche Wesen, Alp [1]) genannt, zu erzeugen. Auf dem Blatte, das mit dergleichen medicinisch-theologischen Erörterungen bedeckt ist, finden wir ein fliegendes Billet angefügt, auf welchem zu lesen ist: „Für die Mühwaltung bei Erstattung des Gutachtens über Beschaffenheit und Wesen der Zeichen, sowie über andere Zweifel der Verhafteten, wie aus dem bereits gegebenen Rathschlage erhellt, fordern wir 2 Dukatoni für die Person, ohne dabei die Schwierigkeit der uns vorgelegten Materie in Anschlag gebracht zu haben."

Die Verhöre sind geschlossen; wir sind endlich bei der Vertheidigung angelangt. Sie umfaßt im Mscpt. 36 Seiten und ist niedlich geschrieben. Der Text ist mit endlosen Citaten, Gesetzparagraphen, Bibelstellen, philosophischen und literarischen Sentenzen gespickt, was dem Advocaten Bertelli sonder Zweifel große Ehre gemacht haben wird. Wir wissen ihm bessern Dank ob des gesunden Sinnes und Muthes, durch den er sich ausgezeichnet hat.

---

1) Folgendes ist der Anfang dieses sonderbaren Theiles der Erklärung obengenannter Aerzte: „Remanet jam videndum utrum daemones possint virgines deflorare ut petitum in cap. V. instructionis nobis latae. Etiamsi hoc potius theologis quam physicis incumbat, attamen ut petitioni inserviamus, breviter quod nobis videtur exponebimus (?) (statt exponemus) etc. — bis — deflorare."

Er schickt einige Sätze voraus: 1) Er habe nicht Muße gehabt, sich vorzubereiten und die Vertheidigung hinlänglich zu studiren — impossibilium nulla datur obligatio. 2) Es seien ihm nicht genügende Mittheilungen gemacht worden, — sicuti non entis nullae dicuntur qualitates. 3) Viele von den Fragen, welche an die Verhörten gestellt worden, seien augenscheinlich Suggestivfragen gewesen. 4) Die ihnen zugeschriebenen Antworten seien der Art, daß sie im Munde ganz ungebildeter Leute ganz sonderbar klängen; weshalb sie ihn auf den Gedanken gebracht hätten, daß, was er in dem ihm mitgetheilten Processe gelesen, früher geschrieben als gesprochen worden sei. 5) Er könne, trotz der zwischen ihm und dem Gerichtsschreiber Frisinghello bestehenden Freundschaft, nicht verschweigen, daß ersterer gegen Weiber, denen man den Tod seiner Frau und seiner Tochter zugeschrieben, von Haß und Argwohn nicht gänzlich frei gewesen sein möchte. Er hätte mithin jedenfalls seiner thätigen Mitwirkung bei diesem Processe sich enthalten sollen, in Gemäßheit des Rechtsgrundsatzes — judex debet abstinere a judicando in causa propria. 6) In den Bekenntnissen der Inquirirten würde er, wenn ihm nicht die Zeit fehlte, bedeutenden und vielfachen Stoff finden, die Nichtigkeit des Processes darzuthun. 7) Er begreife nicht, wie jene Elenden, die ja wegen derselben Verbrechen angeklagt wären, auf gesetzmäßige Weise wechselseitig gegeneinander zu Zeugen aufgerufen werden könnten, indem das römische Recht verbiete, den Aussagen solcher Zeugen Gültigkeit beizulegen. 8) Die Gesetze räumten den Richtern zwar in ausgedehntem Maße die Befugniß ein, auch peinliche Verhöre vorzunehmen; jedoch sei diese Vollmacht, die Folter anzuwenden, nicht gänzlich ihrer Willkür anheimgegeben, wie im gegenwärtigen

Processe der Fall gewesen, sondern sie sei dem Gesetz gemäß und im Einklang mit dem eigenen Gewissen vorzunehmen. 9) Wenn die Richter im Interesse des Fiscus vorgingen, so wollten die Rechtsformen, welche die Inquirirten schützen, mit um so größerer Sorgfalt beobachtet sein. 10) Im vorliegenden Falle, wo das Verbrechen nicht evident gewesen, habe der Richter die Gesetze und Statuten nicht gehörig beobachtet, indem er ein Rechtsverfahren eingeschlagen habe, welches blos in Fällen der Evidenz des Verbrechens angewendet werden dürfe. 11) Es sei ein allgemein gültiger Rechtsgrundsatz, daß man, um zu verurtheilen, wenn daraus ein unersetzlicher Schaden hervorgehe, klarere Beweise haben müsse als der Mittag. 12) Der Richter müsse den Vorwurf der Strenge vermeiden, denn, wie die Barmherzigkeit zu Gott erhebe, so stürze die Strenge in die Hölle.

Nachdem der Vertheidiger diese allgemeinen Bemerkungen vorausgeschickt, beginnt er mit der Anführung, wie dieses ganze Zaubergebäude einer ins Unerhörte gehenden Untersuchung einzig und allein auf der Grundlage der Denunciationen Mercuria's gegen Menegota und Lucia beruhe, und fügt bei, daß, wenn der Magistrat den Worten eines böswilligen Weibes die Geltung beigelegt hätte, welche sie verdienten, dieser Spuk nicht die ganze Provinz in Schrecken versetzt haben würde. Nichtsdestoweniger stellt er folgende Punkte auf: 1) Die Untersuchung, um die es sich hier handele, sei null und nichtig wegen Unzuständigkeit; sie sei nämlich von einem weltlichen Richter eröffnet und geleitet worden in Dingen, welche wegen beständig vorkommender Entheiligung von Sakramenten durchaus geistlicher Natur seien. 2) Vorhergegangene heftige Lästerung genüge an und für sich, um eine Untersuchung nichtig zu machen, da eine solche

die angerufenen Zeugenschaften zu Ungunsten der Inquirirten präjudicire. 3) Das Weib, das zuerst allein Zeugniß abgelegt habe, hätte nicht zugelassen werden sollen, weil sie häretisch, ehrlos, niederträchtig und meineidig sei, lauter Eigenschaften, die der Proceß erhärtet habe; dann weil sie Mitgenossin im Anklagezustand gewesen und sich selbst für eine persönliche Feindin der Angeklagten erklärt hätte. Passend sei dieses Weib Mercuria genannt worden — conveniunt rebus nomina saepe suis — da Mercur der Gott aller Ränke und Lügen sei. 4) Damit ein vor Gericht gemachtes Geständniß Gültigkeit habe, müsse es von vorhergegangenen rechtmäßigen Indicien hervorgerufen und ebenso vor dem zuständigen Richter abgelegt worden sein; die Worte der Mercuria lieferten aber keineswegs solche Indicien, und daß der Richter unzuständig gewesen, sei bereits dargethan worden. 5) Damit das Geständniß gültig und glaubwürdig sei, werde erfordert, daß es nicht während der Folter, oder etwa um derselben zu entgehen, gemacht werde; daß es sodann von allen begleitenden Umständen unterstützt werde; daß der Richter sich vor allem mit der Untersuchung befasse, ob es wahrscheinlich oder ob es absurd sei; daß dem Verhörten die Antworten vom Verhörenden nicht untergelegt (suggerirt) würden; und endlich, daß der Angeklagte mit aller Freiheit und ohne irgend einer Drohung ausgesetzt zu sein, das bereits gemachte Bekenntniß bestätige. Nun sucht der Vertheidiger, zu zeigen, wie im vorliegenden Falle alle diese Gesetzesvorschriften verletzt und ein großer Theil dieser wechselseitigen Anklagen durch nichts Anderes, als durch Furcht und Verwirrung, erzwungen worden sei. Denn sobald das Gemüth wieder ruhig geworden, seien sie widerrufen worden. Ein wichtiger Punkt, sage der heilige Thomas,

seien die Suggestionen in Kriminalsachen, und furchtbar ihre Folgen, wo sich diese mit Schrecken verbänden und bei leichtsinnigen und einfältigen Weibern angewendet würden. 6) Man dürfe auf die Zeichen, welche nach Angabe jener Unglücklichen vom Teufel ihren Leibern eingedrückt worden sein sollen, kein großes Gewicht legen, denn da sie, wie die Aerzte erklären, natürliche sein könnten, so sei es nicht recht, sie als diabolische zu bezeichnen. 7) Es sei offenbar gesetzwidrig, in einer Sache, wo es sich um das Leben handele, die Tochter gegen die Mutter, das Weib gegen den Gatten, Schwester gegen Schwester zur Zeugschaft aufzurufen. 8) Alle ausgesagten Dinge seien durchaus unwahrscheinlich. 9) Gesetzt, aber nicht zugegeben, daß die Inquirirten schuldig gewesen seien, so walte doch kein Zweifel darüber ob, daß die Schuld durch die Schwäche des Geschlechts, die Ohnmacht des Geistes, den Drang der Armuth und durch natürliche Leichtgläubigkeit der Weiber bedeutend gemildert werde. – 10) Wenn zur Eröffnung einer peinlichen Untersuchung auch leichte Indicien hinreichend seien, so müßten doch zur Einkerkerung gegründete, zur Folter dringende, zur Verurtheilung sonnenklare Indicien vorhanden sein. Jeder von den obigen Punkten ist von zahlreichen Erweiterungen, Erklärungen und Citaten behufs seiner Bekräftigung begleitet.

Als ein widerliches Gegenstück zu dieser edeln und geistvollen Vertheidigung erscheint das nachfolgende peinliche Urtel.

Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit.

„Wir Paris Madernino, bevollmächtigter Richter der Gerichtsbarkeit zu Castellano, sowol in Rechts- als in peinlichen Angelegenheiten, im Namen des gnädigsten, hochwürdigsten Monsignor Paris, Fürsterzbischofs von Salzburg, und der erlauchten Herren Christoph

und Gebrüder Grafen von Lodron und Castel-Romano, Herren der genannten Gerichtsbarkeit. In der Absicht und im Vorhaben, zur Bereinigung dieses peinlichen Processes zu gelangen, welcher vor diesem Gerichtshof eingeleitet wurde, auf Grundlage der Indicien, die uns die Obrigkeit der Gerichtsbarkeit zu Castelnuovo zuschickte, und welche dem von diesem Gerichte gegen die verstorbene Maria Salvatori von Nogaredo, zubenannt die «Mercuria», aufgenommenen peinlichen Processe, da sie als Hexe dort eingekerkert wurde, entnommen sind, gegen Dominica, des seligen Thomas Camelli Witwe, Lucia ihre Tochter, Gattin des Antonio Caveden, Dominica, des seligen Valentin Gratiadei Witwe, Elisabeth, des seligen Gratiadei Witwe, Polonia, ihre Tochter, zubenannt die «Brentegana», Magdalena, Frau des Antonio Andrei, zubenannt die «Philosophin», und Valentina, ihre Tochter, alle von Villa, Katharina, Ehefrau des Augustin Baroni, genannt «Fitola», und Zinevra, des seligen Valentin Chemola Witwe, beide von Castellano, Hexen, die zum Theil in diesem Gerichtshause in Haft gehalten wurden, theils abwesend sind; in diesem, von diesem, und über dieses, da sie weder Gott noch die Gebote der heiligen Mutter Kirche vor Augen hatten, sondern vom höllischen Geist verführt waren und wie im Processe, aus welchem klar hervorgeht, daß sie und jedwede von ihnen unsern allmächtigen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, den Dreieinigen verleugnet haben; indem sie sich vom Sakramente der Taufe losgesagt und diese Lossagung vor dem Teufel in Menschengestalt vollzogen, indem eine die andere zu diesem Vergehen verführte, und indem sie zur größern Verdammniß ihrer Seelen sich voneinander in Gegenwart des Teufels, welcher bei diesem Acte immer gleich einem Löwen brüllend zugegen war, durch Begießung des Kopfes mit Wasser wiedertaufen ließen, und ihren wahren Namen, den sie in ihrer ersten Taufe erhalten, in einen erdichteten umänderten, mit welchem sie genannt zu werden wünschten, sowie vom Teufel an irgend einem Theile des Körpers mit einem glühenden Eisen bezeichnet zu werden begehrten, indem sie ihm hinwiederum beziehungsweise als Zeichen ihrer Treue gegen ihn ein Stück ihres eigenen Kleides gaben, damit sie ausgestrichen würden aus dem Buche des ewigen Lebens und eingeschrieben in das der ewigen Verdammniß, da sie zu so großer Treulosigkeit, Unmenschlichkeit und Gottlosigkeit gelangten, daß sie nicht nur sich selbst dem Teufel geweiht, sondern auch andere Personen und sogar ihre eigenen Töchter verleitet

haben, sich vom genannten Sakramente der Taufe loszusagen und ihm versprachen, daß diese demselben Teufel, dem Vater der Lüge, geweiht sein sollten; da sie unter erdichteten und eiteln Versprechungen, die er ihnen machte, in jeder Noth zu ihrer Hülfe zu kommen, in welcher sie seiner begehrten, sie sammt und sonders sich dem Band und Gehorsam gegen einen solchen Feind des Menschengeschlechts unterworfen und sich verpflichtet haben, auf seinen Befehl jede Art von Sünde und Verbrechen zu begehen, was sie auch wirklich thaten; da sie mit fluchwürdiger Salbe auf Befehl desselben Teufels an einem Theil des Körpers zu geeigneter Stunde sich beschmierten und dem Bösen geneigt, vom Teufel unsichtbarer Weise durch die Luft getragen und beziehungsweise an Orte und Stätten (synagoge) gebracht wurden, wo Zusammenkünfte verschiedener Personen des nämlichen Gelichters und eine Masse von Verzauberungen, Zeichendeutereien, bestialischen Spielen und ketzerischen Verhexungen zur Ehre und zum Dienst des leibhaften Belzebu, des Fürsten aller Teufel, stattfanden; da sie in genannte Stätten und verfluchte Zusammenkünfte Leichen von kleinen Kindern brachten, die sie zur Nachtzeit heimlich auf den Friedhöfen ausgruben, und da sie vor dem Teufel, ihrem Herrn, der in Gestalt eines Bockes auf erhöhtem Throne saß, jubilirten und tanzten, und sich vor ihm auf die Knie zur Erde warfen und ihn anbeteten, und da sie ihm in aller Ehrfurcht und Ergebenheit genannte Leichen darbrachten .... da sie ihn unter dem wahren Namen ihres Gottes anriefen und ihn baten, er möge ihnen gegen jede Person seine Rachehülfe gewähren, und so verführt zu allem Hexenwerk und zu jeder Art von Zauberei, Vergaukelung, Verfluchung, Verwünschung, Meuchelei und ketzerischer Gotteslästerung und zu vielen andern Lasterthaten, diese Greuel und Unmenschlichkeiten sowol an Menschen selbst, als auch an unvernünftigen Wesen mit Tödtung von Personen verübten; überdies nach Art heißhungriger Wölfe Kinderleichen verzehrten und aßen, welche sie heimlich aus geweihter Stätte ausgruben und dem Teufel in ihren verfluchten Sammelplätzen darbrachten, theils gesotten, theils gebraten, zur größeren Verhöhnung des hochheiligen Gottes; einiges Fett und gewisse Kopftheile zur Verrichtung von Gewaltthaten, Vergiftungen und Verheerungen behielten, und damit endlosen Schaden und unheilbare Krankheiten verursachten, welche von den besten Aerzten, trotz Anwendung aller möglichen Sorgfalt und Heilmittel, nicht erkannt werden können; hierdurch auch

Verlust an Geld und Geldeswerth, ja sogar den Untergang von Personen und Sachen verursachten, während sie Feste und Lustbarkeiten, verbunden mit allen erdenklichen Greueln, begingen; da sie mit ihren sacrilegischen und ketzerischen Zungen den heiligen Namen Gottes, der heil. immer unbefleckten Jungfrau Maria und aller Heiligen des Himmels verfluchten, sooft sie die diabolischen Salben zu Verhexungen und die Pulver zu ähnlichen Greueln bereiteten, wobei sie verschiedene Kräuter, Fettarten und andere Dinge mit dem allerheiligsten Sakramente des Altars vermischten, welches sie mit gottesräuberischen Händen aus dem Munde genommen hatten, wenn sie in der heil. Kirche Gottes unwürdiger Weise unter dem äußern Scheine der Frömmigkeit und Reinheit, aber im Innern als reißende Wölfe sich ihm näherten; da sie diabolische Zusammenkünfte und Berathungen hielten, dabei mitsammen bei Tag und bei Nacht, unsichtbar, bald an diesen, bald an jenen Ort in Thiersgestalt sich begaben und Thiere und Menschen beschädigten und verschiedene Feldfrüchte durch Zauberei, Ungewitter und Stürme zu Grunde richteten; da sie auch verschiedenen Personen heimlich eine Masse Wein und Speisevorrath raubten und verzehrten; da sie Feste, Lustbarkeiten und Bälle vor den Kirchen zur Verhöhnung von Gottes großer und heiliger Majestät und dem Teufel, ihrem Herrn, zu Ehren hielten; da sie immer Verbrechen auf Verbrechen häuften, Hurerei und beziehungsweise Sodomiterei sogar mit dem Teufel selbst trieben, der in menschlicher Gestalt und Form auf jeden, auch den geringsten Wink ihnen erschien; alles dieses, wie es klarer zu Tage liegt im Processe und in den Bekenntnissen besonders von... (hier folgen der Reihe nach die Namen der oben bezeichneten Verurtheilten und jedem zur Seite das Register der Sünden, deren sie der Proceß auf Grundlage ihres eigenen Geständnisses oder der Aussagen von Seiten der Uebrigen überführt zu haben wähnte); da sie diese und ähnliche Dinge unter Mitwirkung Anderer, von denen man für diesmal schweigt, wissentlich, geflissentlich und vorbedacht, gegen göttliches und menschliches Gesetz, begangen haben, auch durch gegenseitige Hülfeleistung und Unterstützung Personen und Gut und Blut anderer diabolisch verfolgten, da wir hierüber sorgsame Untersuchung gepflogen und sowol aus den de plano abgelegten Bekenntnissen, welche durch die Mitschuldigungen in tormentis bestätigt wurden, als auch aus der Untersuchung der Gegenstände, deren sie sich zur Ausübung ihrer Greuel bedienten,

ihre Missethaten erkannt haben, so wie sie vorgefallen sind; da wir den Proceß nebst den Zeugnissen der Verhörten in Betracht gezogen haben, in welchem das corpus der verschiedenen von ihnen begangenen delicta erwiesen wird, und wie weitläufiger aus dem Processe erhellt; da wir überdies genannten Angeklagten eine angemessene Frist zur Vertheidigung eingeräumt und Elisabeth Gratiadei und Polonia, ihre Tochter, sowie auch Valentina Andrei, die abwesend waren, vor Gericht geladen und vorgerufen hatten, sie sollten erscheinen und sich reinigen, sie aber nicht erschienen und in ihrer Hartnäckigkeit verharrten, ein Umstand, welcher sie in ihren Verbrechen noch strafwürdiger macht; da wir in Betracht gezogen hatten die sehr gelehrten Vertheidigungen sammt den von den Genannten gemachten Bemerkungen, und endlich nach Erwägung aller Dinge, die in Betracht zu ziehen sind, und nach Berücksichtigung alles dessen, was zu berücksichtigen ist: haben wir — nach vorher eingeholtem Gutachten und entschiedenem Gutheißen vieler angesehener und berühmter Herren — Johann Ropele, Commissär dieser Gerichtsbarkeit, und Johann Baptista Partini von Roverè, Abgeordneter der erlauchten Schutzherren, beide Doctoren beider Rechte; nach wiederholter Anrufung der allerheiligsten Dreifaltigkeit, von welcher jedes rechte und gerechte Urtel ausgeht; von diesem Richterstuhl aus, auf daß sie sich nimmermehr ihrer gottlosen Werke rühmen, sowie Andern zum lehrreichen Exempel, durch dieses unser endgültiges Urtel verurtheilt, und verurtheilen und verdammen wir die genannten Dominica Camella, Lucia Cavedena, Dominica Gratiadei, Katharina Baroni, Zinevra Chemola, Elisabeth und Polonia Gratiadei und Valentina Andrei, daß ihnen durch den Diener der Gerechtigkeit sammt und sonders auf den „Giarre", einem hierzu bestimmten Orte, der Kopf vom Rumpfe getrennt werde, dergestalt, daß sie sterben und ihre Seelen von den Körpern sich trennen; überdies daß die Leichen verbrannt und die Ueberreste bei genannten „Giarre" vergraben werden; da Magdalena Andrei, zubenannt die „Philosophin", eine andere Mitschuldige in genannten Verbrechen, unbußfertig in diesem Kerker gestorben und bereits „alle Giarre" als Hexe vergraben worden ist: so verdammen wir, damit der Welt keine Spur von ihren Missethaten mehr übrig bleibe, ihren Namen sammt ihrem Gedächtniß und verordnen, daß ihre Güter, die in dieser Gerichtsbarkeit liegen, sammt und sonders als confiscirt dem Fiscus zu Castellano angehören sollen. Und in Be-

treff der Flucht, welche von Elisabeth und Polonia Gratiadei, sowie von Valentina Andrei ergriffen wurde, verbannen wir diese auf ewige Zeiten aus dieser Gerichtsbarkeit und auf 15 italienische Meilen in der Runde, unter den gesetzlichen und statutarischen [1]) Strafen, sodaß sie im Falle Dawiderhandelns ungestraft von Jedermann ergriffen und getödtet werden dürfen, und verurtheilen sie in die Gerichtskosten in solidum. Und zwar mit dem Vorbehalte, gegen andere Mitschuldige gerichtlich Verhör und Proceß einzuleiten an seinem Ort und zu seiner Zeit, nach Recht und Gesetz: und so sagen, urtheilen und verdammen wir, und auf jede andere beste Weise.

Paris Maderniuo,
bevollmächtigter Richter."

Dieses vom Hrn. Paris Madernino vom Tribunal aus gesprochene Urtel wurde von mir Gerichtsschreiber unterschrieben, gelesen und bekanntgemacht auf der Stiege des Gerichtshauses von Nogaredo, nachdem zuvor, wie üblich, die Glocken geläutet worden; zugegen waren die Herren Anton dè Benvenuti, und Bernard und Philipp auch dè Benvenuti, sowie die Herren Jakob Pizzini von Nogaredo und Anton dè Benvenuti von Villa als taugliche Zeugen, und mit ihnen eine große Schar ebendort zusammengeströmten Volkes.

Endlich — es ist wol an der Zeit — sind wir bei der Katastrophe angelangt. Der unvermeidliche Goriziano, der die Scene eröffnet, thut die Wirkung des Chores in der griechischen Tragödie als der unerbittliche Repräsentant des Schicksals. Diesmal hat er keine Verhaftungen zu Protokoll zu bringen, sondern einfach den Scharfrichter hereinzuführen und vorzustellen, welcher zu thun verlangt, was seines Amtes ist. Den 14. April 1647 erschien der Gefängnißwart Joseph Goriziano mit Leonhard Oberdorfer, Scharfrichter von Meran, der sich zur Vollstreckung des vorn aufgeführten Todesurtheils gegen Dominica Chemola, Lucia Cavedena, Dominica

1) statuarie; oder vielleicht statarie (standrechtliche Strafen)?

Gratiadei, Katharina Fitola und Junipara Chemola, in Allem und Jedem nach dem Wortlaute des genannten Urtels erbot. Das Urtel wird ohne Verschub vollzogen; der Scharfrichter, welcher mit geringen Kosten aus der Ferne herberufen wurde, hat keine Zeit zu verlieren. Sein Gebaren ist blos gegen die Hexen brutal, und im Fürstenthum Salzburg hat er keine Mitarbeiter. Frisinghello verfaßt in Eile die Bekanntmachung, die nach dem sonntäglichen Hochamte auf dem Platze verkündet werden soll.

„Im Auftrag des erlauchten Herrn Dr. Johann Ropele, Commissärs der Gerichtsbarkeit zu Castellano, da durch die Scharfrichter das Todesurtheil vollzogen werden muß an Dominica Camella, Lucia Cavedena, Dominica Gratiadei, (hier treffen wir eine halbe Zeile durchgestrichen, unter welcher wir, wenn wir sie aufmerksam gegen das Licht halten, lesen = Benvenuta sua figlia = Die Arme ist glücklich davongekommen. Vielleicht daß ihr Alter von 17 Jahren, welches sie vor der Folter bewahrte, ihr nun auch den andern, noch wichtigern Dienst gethan, sie von dem letzten Gange nach den Giarre zu befreien. — Man schaudert bei dem Gedanken, daß ohne Radirung dieser Zeile ein sechster und zwar der jüngste Kopf von allen den im Processe Verurtheilten abgeschnitten sein würde) —, Katharina d'Agostin Baroni und Zenevra Chemola, Hexen, welche wegen Verübung von Missethaten in diesem Gefängnisse verhaftet sind, wie in dem bereits veröffentlichten Urtel schon erwähnt wurde. Mit dem Gegenwärtigen verordnet und befiehlt man allen der Gerichtsbarkeit von Castellano Unterworfenen, mit ihren Waffen zu erscheinen zum Beistand, zur Begleitung und zum Schutze der Gerechtigkeit, damit sie gegen genannte Uebelthäterinnen vollzogen werden könne, und zwar unter Strafe von 25 Dukaten für jeden Dawiderhandelnden, der nicht erscheinen, Schutz und Beistand leisten will, bis die Vollziehung des Urtels zu Ende sein wird. Ueberdies befiehlt und verordnet man, daß keiner, von welchem Stand oder Berufe er immer sei, gleichviel ob ein Fremder oder Einheimischer, auf irgend eine Weise es wagen solle, die Vollstrecker der Gerechtigkeit weder vor, noch nach der Vollziehung,

selbst wenn er (der Scharfrichter) einen Fehlstreich thun sollte, zu beleidigen, unter Strafe der Einziehung ihrer Güter und noch überdies unter anderen, dem freien Ermessen der erlauchten Schutzherren vorbehaltenen, selbst auch körperlichen Strafen.

Constantinus Frisinghellus."

Der Styl dieser Bekanntmachung zeigt Spuren einer Nachlässigkeit, an welche Gerichtsschreiber Frisinghellus uns noch nicht gewöhnt hat, vielleicht weil sie keine so strenge literarische Kritik, wie sonst üblich, über sich ergehen lassen zu müssen bestimmt war, da sie nur auf dem Platze ausgerufen werden sollte.

Die letzte Seite der Handschrift, welche gerade S. 880 des Bandes ist, läßt uns eine Art Stimme von jenseits des Grabes her vernehmen; sie lautet:

„Ueberreicht den 2. Mai 1647.

„Einem Jeden ꝛc.

„Nachdem vom gerechten Richter der Katharina Fitola gemeldet worden, daß sie durch Henkershände sterben müsse, zeigte sie sich innerlich gesammelt, ganz reumüthig und bereit, mit unerschütterlichem Gemüthe hinzunehmen, was gerechter Weise über sie verhängt worden. Um daher ihrem eigenen Gewissen um so eher genugthun zu können, ersuchte sie mich Gefertigten, der ich bei ihrem Ende ihr beistand, ich möchte in ihrem Namen für die Verletzung der Ehre und des guten Rufes, die sie sich ungerechter Weise gegen den hochwürdigen Don Rinaldo Rinaldi zu Schulden kommen lassen, Genugthuung leisten und jedes Geständniß, das von ihr gegen vorgenannten Don Rinaldo abgegeben worden sei, zurücknehmen und widerrufen; ja, sie erkläre sogar hiermit, daß sie ihn immer als einen ehrenwerthen Priester gekannt und auch für solchen gehalten habe und nichts anderes. Zur Bekräftigung dessen hab' ich auf Bitten der

obengenannten Katharina, die bereits, wie wir hoffen würden, in ein besseres Leben übergegangen ist, sowie nicht minder zur eigenen größern Beruhigung meines Gewissens diese Erklärung niedergeschrieben.

Jakob Gentili, Kaplan." [1])

Der Band des Manuscripts enthält noch viele unbeschriebene Seiten, als wäre er in der Erwartung weiterer Entwickelungen angelegt. An solchen hätte es auch nicht gemangelt, wäre nur der Procedur ihr freier, natürlicher Lauf gelassen worden. Es hätte genügt, die zuletzt Angezeigten zu verhaften, um weitere Denunciationen von ihnen zu erzwingen, und es würde schwer halten, sich einen Begriff davon zu machen, was für riesenhafte Dimensionen dies schaudervolle Schauspiel bei dem Einfluß und Antrieb eines unbeugsamen Willens hätte annehmen können. Vielleicht daß die Räder dieses verfluchten Wagens gehemmt wurden, sobald man zur Einsicht kam, daß er zu hastig davonrollen wollte. Ein geheimer, wahrscheinlich mündlicher Befehl von Seiten des Erzbischofs von Salzburg mag an den Richter Madernino gelangt sein, mit der Weisung, seinen inquisitorischen Ungestüm zu mäßigen. In einem Lande, wo es erleuchtete Männer gab, wie jener Rechtsgelehrte Bertelli, wäre es nicht räthlich gewesen, die Verfolgung noch weiter auszudehnen. Man bedenke, wie in der That die

---

1) Dieser nachträgliche Nothbehelf zur Ehrenrettung des Priesters Don Rinaldo Rinaldi, dessen Erwähnung schon im Verhöre dem Richter Schwierigkeiten verursachte und ihn zu einem sonderbaren Sprunge im Gang des Verhörs veranlaßte, mag wol weniger spontan von der Verurtheilten ausgegangen, als vom Herrn Kaplan, unter Zustimmung der Behörde, entweder ihr auf dem letzten Gange entlockt, oder gänzlich fingirt sein. Jedenfalls drängen sich hier dem Leser allerlei Bedenken auf.

Der Uebers.

Verurtheilten sich als höchst elende, verachtenswerthe, gefürchtete und verabscheute Betteln darstellten, denen es, neben dem Unsinn in ihrem Kopfe, sichtlich auch nicht an vielfacher Bosheit gebrach. Solange es sich nur um solchen Abschaum der Gesellschaft handelte, konnte man versichert sein, hinsichtlich des Verfahrens nur billigende Stimmen zu vernehmen. Allein man durfte den Bogen nicht zu straff spannen, sonst konnte er brechen. Hieran erinnerten sich jene Obrigkeiten und Würdenträger von Tirol noch bei Zeiten. Sie mögen wol, wie man mit Fug annehmen kann, die Flucht der Brentegane und der Tochter der „Philosophin“ begünstigt haben und ließen Santo Peterlino, Pasqua und Benvenuta frei. Die Anfänge des Processes und seine letzten Phasen zeigen bemerkenswerthe Ungleichheiten. Im Anfang unerbittlicher Ungestüm, gegen das Ende zu nachgiebige Schlaffheit, und doch war das Verfahren nicht lässiger geworden. Von den Verhören der Mercuria im November, bis zur Hinrichtung im April, waren nicht mehr als fünf Monate verflossen. Bei einer nähern Betrachtung der Bestandtheile der Untersuchung, deren Gang wir entwickelten, stellt sich heraus, daß zwei Anschuldigungen den ersten Platz darin einnehmen. Um sie herum vermehren sich die Verhöre dermaßen, daß sie beinahe die Hälfte des Bandes füllen. Jene Hauptanschuldigungen sind: die Behexung der Person Christoph's Sparamani und die der Rinder Scarambea's. Allein das Gewicht der Dinge läßt sich nicht nach ihrem Umfange bemessen und es gehört wol nicht gerade viel Scharfsinn dazu, um einzusehen, daß die Haupttriebfeder dieser ganzen diabolischen Maschine die von der Mercuria angezeigte Behexung war, welche die Abtreibung der Leibesfrucht der jungen Marquise Bevilacqua, der Gastfreun-

in des Lehngrafen von Lodron, bezweckt haben sollte. Diese Anzeige mußte in Betracht des Standes der Personen, denen man nachstellte, den Zorn des Lehnsherrn und den Eifer der Gerichtsbehörden rege machen. Die Procedur wurde mit dem Ungestüm eines persönlichen Hasses, mit der Hast eines zu erfüllenden Racheactes eröffnet. Kaum aber hatte man in das Wespennest gestochen, als die erbitternde Denunciation an Bedeutung verlor, secundär wurde, blos hier und da noch einen schwachen Nachhall fand und endlich in jenem Meere von Anklagen unterging, die sich bei jedem Verhör, bei jeder Anwendung der Folter vervielfältigten und verwickelten. Wir müssen jedoch eingestehen, daß im Hintergrunde alles dessen auch das Rechtsgefühl noch waltete, und daß jene infamen Weiber allerdings dringenden Verdacht auf sich luden, daß sie auf nichts Geringeres, als auf Meuchelmord ausgegangen waren, was sie, bei vollem Beweise, in der That ihres Schicksals würdig gemacht hätte. Die abscheulichste von allen ist die Dominica Gratiadei, welche ihre eigene Tochter, die kaum aus den Jahren der Kindheit herausgetreten ist, dem Verderben überlieferte, indem sie ihr vorspiegelte, daß diejenigen, denen sie sich preisgab, der Teufel seien, der die Gestalt bald dieses, bald jenes jungen Menschen angenommen habe. Sie ist die einzige, welche die Wirklichkeit dieses ganzen Hexenscandals in allen seinen ausschweifendsten Einzelheiten fortwährend behauptete. Die „Philosophin" gestand auf der Folter ähnliche Dinge; allein kaum von ihr befreit, nahm sie alsbald ihre Anklagen zurück. Kam sie wieder auf die Folter, so machte sie dieselben Geständnisse abermals, jedoch nur um sie von neuem zu widerrufen, ein Schwanken, dem sie durch Selbstmord ein Ende machte. Will man diese ganze Hexengeschichte vom

Standpunkt des Außerordentlichen und Wunderbaren betrachten, so erweist sie sich als eitel Traum und Hirngespinnst und weiter nichts. Die ekelhaften Weiber selbst scheinen jedoch zum Theil wirklich geglaubt zu haben, mit übernatürlicher Macht ausgestattet zu sein, und sich derselben zu den abscheulichsten Dingen zu bedienen gesucht zu haben, sei es um Geld zu gewinnen, sei es aus Rache oder um der infernalischen Freude willen, Böses, weil es eben bös ist, zu verüben. Traurige Verirrungen des menschlichen Geistes! und doch gibt es kein Land, das diesen unheilvollen Einflüssen nicht unterworfen gewesen wäre. Es ist eines der größten Verdienste der Naturwissenschaften um die geistige Cultur der Menschheit, daß sie vermöge der scharfen Klarheit ihres Lichtes diese Nachtgebilde einer im Wüsten und Grauenhaften lustwandelnden Phantasie aufgelöst und diesen Alp, der drückend auf dem Bewußtsein mehrerer Jahrhunderte gelegen, endlich bei allen civilisirten Völkern vernichtet haben. Mögen ähnliche dunkle Stellen in der Culturgeschichte der Völker nie und nimmermehr wiederkehren!

IV. Beßler-Orffyré.

Johann Ernst Elias Beßler wurde 1680 einem Landmann in der Gegend von Zittau geboren und zeigte früh so günstige Anlagen, daß sein Vater ihn auf das Gymnasium zu Zittau brachte, wo er durch seine glücklichen Erfolge und durch seine lebhafte Wißbegierde der Liebling des Rectors Christian Weise wurde, ungeachtet sein Leben ein so lockeres war, daß seine Ausschweifungen sich durch Krankheiten an ihm rächten. Schon auf der Schule zogen ihn vornehmlich die mathematischen Wissenschaften an, und namentlich mit der Mechanik beschäftigte er sich um so lieber, als er in ihr die Mittel zur Durchführung des Lebensplans erwartete, den er sich vorgezeichnet. Denn sei es, daß seine Mittel ihm für den Besuch einer Universität nicht ausreichend erschienen, oder daß sein unsteter Sinn ihn von jeder gebundenen Stellung abschreckte, er verließ die Schule nur, um ein wechselvolles, abenteuerndes, umherschweifendes Leben zu beginnen, und zunächst wie ein fahrender Schüler einer frühern Zeit durch die Länder zu wandern. Seinen Unterhalt suchte er durch die mannichfaltigsten Künste, wie Stein- und Glasschleifen, Schmelzen, Drechseln, Uhrmachen, Malen, Kupferstechen, Lackiren, Wachsbossiren, Musiciren, Feldmessen, Stern- seherei oder wol -deuterei,

Pulvermachen, Windbüchsenmachen u. s. w. Einst wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er in ein Kloster ging, sich Tonsur und Kutte gefallen ließ und nun ein ganz vergnügliches Leben führte, bis er als falscher Bruder erkannt wurde, oder sonst in Händel gerieth, und mit zerschlagenem Rücken sich wieder auf den Weg machte.

Es mag dies in Schlesien begegnet sein, denn sein weiterer Weg ging durch Böhmen, Mähren und Oesterreich. Mitgebracht mochte er nichts aus dem Kloster haben, auch nicht sofort eine Verwendung für seine vielfachen Kunstfertigkeiten finden, und gerieth bald in solche Noth, daß er sich nicht anders als durch Eintritt in das kaiserliche Heer zu helfen wußte. Hier behagte es ihm aber viel weniger, als im Kloster, und er entfloh dem Corporalstocke sehr bald wieder. Auf seiner Flucht soll es ihm begegnet sein, einem Manne, der in einen Brunnen gestürzt war, das Leben zu retten, und der Gerettete soll sich als ein Chemicus, oder wol Alchymist, ausgewiesen haben, der den für dergleichen empfänglichen und vorgebildeten jungen Mann aus Dankbarkeit seine geheimen Künste gelehrt habe.

Dies ward ein neuer Wendepunkt seines Lebens, für dessen äußeren Unterhalt er nun eine neue Quelle in Ausübung einer auf Geheimmittel gestützten Heilkunst fand, und dessen Strebungen sich nun zumeist auf Anwendung der technischen und chemischen Wissenschaften zu allerlei wahren oder scheinbaren Erfindungen, zu wunderbaren Entdeckungen und — imponirenden Täuschungen richteten. Jedenfalls trat er nun öfterer in höhere Kreise ein, verschaffte sich Ruf und zuweilen Geld, und mag wol um diese Zeit seinen schlichten Namen mit dem imponirenden vertauscht haben, den er weiterhin führte:

Orffyré, Orffyreus. Er soll nun zunächst einen reichen Cavalier nach Italien begleitet haben, wo ein sich scheinbar selbst bewegender Bratenwender, den er in einem Mönchskloster sah, ihn auf den Gedanken gebracht habe, das perpetuum mobile [1]) zu erfinden. Mit diesem Gedanken beschäftigte er sich mehrere Jahre in Augsburg, wohin er 1700 auf der Rückreise aus Italien kam, und arbeitete, in Verbindung mit einem Jesuiten und einem Rabbiner, zu dessen besserem Verständniß er Hebräisch lernte, eifrig an Ausführung seiner Idee, ohne doch, wie leicht zu denken, an sein Ziel zu kommen. Dann mag ihn wieder der Mangel fortgetrieben haben, und er findet sich 1703 in Dresden, wo er bei verschiedenen Mechanikern als Geselle arbeitete. Von da soll er nach Holland, England und Irland gewandert sein, sich bald auf diese, bald auf jene Weise, am öftersten als Uhrmacher und als Marktschreier nährend. Nach Deutschland zurückgekehrt, soll er unter eine Schatzgräberbande gerathen sein, wobei er jedoch keine Geschäfte gemacht und später das Schatzgraben mit Recht für Betrügerei erklärt hat.

Sein Hauptstreben war jedoch fortwährend auf das perpetuum mobile gerichtet, und es scheint dies so ernstlich gewesen zu sein, daß, wenn wir später sehen, wie er es doch nur zu einer Täuschung brachte und damit jahrelang die Leute äffte und immer wieder an der Sache arbeitete und ihr Opfer brachte, wir doch meinen möch-

1) Damals noch zu den acht geheimen Zimmern des Naturgebäudes gerechnet, welche aus dem lapis philosophorum, dem liquor Alkahest, der Kunst, das Glas weich zu machen, dem ewigen Lichte, der linea Hyperbole im Brennspiegel, der longitudo maris, der quadratura circuli und dem perpetuum mobile bestanden (S. Curiositäten, III, 57).

ten: er habe sich erst nach vielen fehlgeschlagenen Versuchen zu der Täuschung entschlossen und an dieser nicht blos des materiellen Interesses halber festgehalten, sondern gewissermaßen selbst an das Werk seiner Täuschung geglaubt, mindestens halb am Ziele zu sein gemeint, wenn er nur eine Maschine herstellte, die sich selbst zu bewegen schien, mochte sie auch, wie ihm wohl bewußt war, durch verborgene Kraft gelenkt sein. — Er muß, trotz seines unsteten Lebens, von Zeit zu Zeit mit seiner Heimat und Familie verkehrt haben; denn er fand in seiner Verwandtschaft einen jungen Orgelbauer, den er zu sich nahm und bei dem er förmlich in die Lehre ging, hatte auch später einen Bruder bei sich. Seine Lage war, seinem Leben gemäß, unsicher und wechselvoll, bald Ueberfluß, bald gänzliche Entblößung. Sein Haupterwerbszweig bestand in Wundercuren, deren zuweilen misliche Erfolge ihn freilich öfters nöthigten, seinen Aufenthalt zu wechseln, heimlich zu flüchten, den Namen zu ändern u. s. w. Einst war er überdem durch Diebe seiner letzten Habe beraubt worden und reiste auf gut Glück in das sächsische Erzgebirge, und eben hier sollte er durch eine glückliche Cur einen Fond gewinnen, der es ihm möglich machte, mit stärkern Kräften für sein Project zu arbeiten. In Annaberg ward er, um das Jahr 1712, an das Krankenbett einer Jungfer Schumann berufen, welche schwer erkrankt gewesen sein muß, da ihr Vater[1]) — der dasige Bürgermeister und Stadtphysikus — selbst Arzt war und gleichwol einen nicht promovirten Wunderdoctor zu Hülfe rief. Was

---

1) Er kommt auch in einer fabelhaften annaberger Krankengeschichte vor, die sich zuletzt auch in Betrug auflöste und worüber v. Weber: „Aus vier Jahrhunderten", II, 117 fg., berichtet.

immer für Mittel Orffyré angewendet haben möge, oder wodurch immer es bewirkt worden sei, das Mädchen ward gesund, hatte mittlerweile seinen Arzt liebgewonnen und reichte ihm seine Hand. Er hatte nun eine Frau und Geld, machte seine Maschine fertig und stellte sie 1712 zu Gera öffentlich aus. Damals hatte sie 2½ leipziger Ellen im Durchmesser, war 4 Zoll dick und konnte einige Pfund heben. Sie ward auch besichtigt, von Manchen gepriesen und mit rühmenden Zeugnissen empfohlen, während Andere ihre Zweifel bewahrten und eigentlich niemand in jener Zeit recht wissen mochte, was das Ding wolle und solle. Im allgemeinen scheint man jedoch bei jener kleinen Maschine nicht eine wissentliche Täuschung geargwöhnt, sondern mehr gezweifelt zu haben, ob die Sache im Großen ausführbar sei. Orffyré vergrößerte sie nun bis zu 5 Ellen Höhe und 6 Zoll Dicke, wobei sie in einer Minute 50 mal umlief und 40 Pfund einige Klaftern in die Höhe hob. Dann zog er (1713) nach Draschwitz bei Zeitz, wobei man freilich nicht absieht, warum er nicht lieber in eine große Stadt ging. Möglich freilich, daß er dort weniger leicht Entdeckung fürchtete, daß auch seine Mittel versiegten und er einen wohlfeilen Wohnort suchte. Jedenfalls nährte ihn nicht seine Maschine, die er sogar bald in Stücke schlug, sondern fortwährend sein Curiren, und er blieb auch nicht lange zu Draschwitz, sondern zog erst nach Obergreislau bei Merseburg, dann nach Merseburg selbst.

Hier baute er eine neue und größere Maschine von 6 Ellen im Durchmesser, die er am 31. Oct. 1715 vor einer herzoglichen Commission und vielen Zeugen zuerst ihre Kraft zeigen ließ. Die schwerlich sachverständige Commission ertheilte ihm in der That ein günstiges Zeugniß. Dagegen kamen der Modellmeister Andreas

Gärtner, der einst selbst mit Dinglinger an dem perpetuum mobile gearbeitet, und der Müller Borlach, die mit einander der Maschine halber nach Merseburg gereist waren, nur auf die jedenfalls annähernd richtige Vermuthung, daß die Maschine durch einen Strick in Bewegung gesetzt werde. Christian Wagner, ein leipziger Advocat und Mathematicus, behauptete, es stecke ein verkleideter Bratenwender in der Maschine. Der meiningensche Küchenmeister Mahn, ein ehemaliger Uhrmacher, dem, wegen seiner jetzigen Amtirung, der Gedanke des Bratenwenders am nächsten gelegen hätte, argwöhnte zwar keine Täuschung, erhob aber einen Prioritätsstreit, indem er schon 20 Jahre an einer ähnlichen Maschine gearbeitet zu haben versicherte. Andere legten ihm verfängliche Fragen vor: ob er das Innere des Werkes schon irgend einem hohen Potentaten gezeigt habe? ob er dies auf Verlangen thun würde? ob er einen Theil seiner Maschine in ferne Gegenden zu senden bereit sei? ob sie große Kälte vertrage? ob er auch als Christ auf die Erfindung gekommen und sie ihm nicht durch böse Geister eingegeben worden sei? u. dgl. Der Zulauf war aber groß und es ward viel Geredes von der Sache gemacht. Er ließ denn auch, nachdem er die Maschine anfangs unentgeltlich gezeigt, eine Büchse anbringen, deren Ertrag, hinsichtlich dessen der Wohlthätigkeit keine Schranke gesetzt war, den Armen bestimmt sein sollte, füglich aber von ihm selbst angeeignet werden konnte, da er nur zu oft arm war. Der merseburger Magistrat faßte die Sache auch wesentlich von der Erwerbsseite auf und besteuerte die Maschine mit täglich 6 Pf. Accise, jedenfalls nach dem überhaupt für um Geld gezeigte Sehenswürdigkeiten geltenden Maßstabe. Orffyré ward aber über diese Maßregel, die ihn mit herumziehenden

Schaustellern in eine Kategorie warf, sehr aufgebracht und drohte, seine Maschine zu zerstören. Vorher hatte er jedoch einen „Gründlichen Bericht von dem glücklich inventirten Perpetuo ac per se mobili, nebst dessen accurater Abbildung" (Leipzig 1715, 4.), ausgehen lassen.

Da ging ihm plötzlich ein neuer Glücksstern auf, indem er 1716, vielleicht auf Anlaß der eben genannten Schrift, von dem Landgrafen Karl von Hessen-Kassel, bekanntlich einem großen Freunde der einschlagenden Wissenschaften, an seinen Hof berufen ward, wo er den Titel eines Commerzienrathes und die Erlaubniß erhielt, sein perpetuum mobile auf dem Schlosse Weißenstein aufzustellen. Hier und in Karlshafen, wohin er 1724 übersiedelte, lebte er nun längere Jahre in jedenfalls glänzenderen Umständen, als er bis dahin gekannt hatte, wenn auch wol niemals ohne Sorgen, Gefahr und Unruhe. Zunächst stellte er seine Maschine zu Weißenstein auf, wozu er über ein Jahr gebraucht zu haben scheint, worauf er (Leipzig 1718) eine Schrift unter folgendem Titel veröffentlichte: „Neue Nachricht von der curieusen und wohl-bestellten Lauff-Perle des Orffyreischen, auf dem Schlosse Weißenstein bey Cassel vom neuen erbauten Perpetui mobilis, welches seit dem 2. November 1717 bis jetziges 1718 Jahr acht Wochen lang in einem von Ihro Hochfürstlichen Durchlaucht dem Herrn Landgrafen von Hessen Cassel dem Herrn Orffyré dazu eingeräumten, auch sobald das Perpetuum mobile zu lauffen angefangen, verschlossenen und versiegelten, sodann mit Wachen von außen besetzten Gemach, mit großem Vergnügen des Herrn Landgrafens Hochfürstlicher Durchlaucht und aller Kunstliebenden vortrefflich gemacht, also, daß nunmehro denjenigen, welche aus Zweifel der Richtigkeit des Perpetui mobilis eine Wette von tausend Thalern ziemlich

höhnisch ausgeboten[1]), eine Wette von zehntausend Reichsthalern gegen zehntausend Reichsthaler angeboten wird." Auch 1719 gab er (Kassel, 4.) ein: „Triumphans perpetuum mobile" heraus. Ein Attestat des Landgrafen vom 27. Mai 1718 bezeugte in der That: der Landgraf habe, in seiner und seiner Minister Gegenwart, die Maschine zweimal sechs Wochen lang verschließen, Thüre und Fenster versiegeln lassen u. s. w., und die Maschine doch, bei Wiedereröffnung des Zimmers, immer noch in ihrem alten ununterbrochenen Motu befunden.

Nun, man hatte also ein Ding, das sich drehte, ohne daß jemand entdecken konnte, wie und wodurch das geschah. Damit war nun freilich nichts gewonnen, solange man nicht wußte, auf welchen Kräften und Gesetzen diese Bewegung beruhte, und solange die Maschine nicht mehr leistete, als daß sie sich drehte und zuweilen einige Pfund zur Probe ein Stück in die Höhe hob. Orffyré bemühte sich nicht um den Preis, welchen Zar Peter d. Gr. 1713 auf die Herstellung eines perpetui mobilis gesetzt hatte, denn er hätte alsdann sein Werk einer Untersuchung durch Sachverständige unterwerfen[2]), die Grundsätze, nach denen seine Maschine construirt war, die Kräfte, die in ihr wirkten, darlegen müssen, und das wollte und konnte er nicht. In Betreff einer weiteren Anwendung seiner Maschine hatte er stets die Ausrede, daß sie noch zu klein sei, und brachte es damit in der That dahin, daß der Landgraf ihm Haus und Hof zu Karlshafen schenkte, wo er ein wesentlich größeres perpetuum mobile, das zu mannichfaltigem

1) Dies hatte namentlich Andreas Gärtner gethan.

2) Einer solchen, wie überhaupt jeder näheren Untersuchung wich er überhaupt aus, und wenn er Nachricht erhielt, daß eine solche drohe, so zerlegte er seine Maschine, oder stellte sich krank.

Gebrauche tauglich sein sollte, zu errichten versprach, und wohin er übersiedelte, nachdem er seine zeitherige Maschine zerschlagen hatte. Es scheint jedoch nicht, daß er in Karlshafen ernstliche Anstalten gemacht, in der Unternehmung vorzugehen, die bis dahin das Hauptglied seiner trügerischen Bestrebungen gewesen. Man findet nur, daß er an einem Tractat über sein perpetuum mobile gearbeitet und Holzstiche dazu fertig hatte, welche auch auf der kasseler Bibliothek liegen, und seiner Versicherung nach, „lauter demonstrationes wegen der Möglich- oder Unmöglichkeit des mobilis perpetui“ sein sollten, aus denen jedoch höchstens „ein penetranter Verstand“ etwas entnehmen könne, während er diejenigen Formen, welche die Möglichkeit wirklich demonstrirt hätten, am 1. Mai 1733 verbrannt habe.

Bald nach seiner Uebersiedelung nach Karlshafen kamen nämlich die Täuschungen, die er sich bei seiner Maschine erlaubt hatte, nach und nach an den Tag. Sein perpetuum mobile war von Anfang an durch Menschenhand bewegt worden, und in der That nichts Merkwürdiges daran, als die List, mit der er dies den Blicken so vieler Beobachter so lange verborgen, wie denn das Geheimniß keineswegs durch den Scharfblick Dritter entdeckt, sondern von Mitwissenden ausgeplaudert worden ist. Bald er selbst, bald sein Bruder Gottfried, bald seine Frau, bald eine Magd, Anne Rosine Mauersberger aus Drehbach bei Wolkenstein, die seit 1711 bei ihm diente, hatten die Maschine, mittels geheimer Verbindung aus Nebenzimmern, gedreht, wobei der Bruder und die Magd für die Drehstunde zwei Groschen bekommen hatten. Orffyré hatte dabei durch allerlei verabredete Zeichen die Drehenden instruirt. Die Arbeit war freilich beschwerlich, da sie, wenigstens zu manchen Zei-

ten, Tag und Nacht fortgesetzt werden mußte, damit ja kein unerwarteter Besuch ein Stillstehen der Maschine verrathe. In Weißenstein war das Drehen in Orffyré's Schlafkammer, hinter seinem Bette, besorgt worden, und zwar einmal acht Wochen lang, mitten im Winter, wo die Magd nur mit Mühe durch große Versprechungen bei der Sache gehalten worden. Der Bruder Gottfried bekam das Ding am ersten satt, oder traute dem Landfrieden nicht, und machte sich, wie er sich ein Sümmchen Geldes erdreht hatte, aus dem Staube, nach England. Außer der Magd und Orffyré's Familie, sollen noch sechs Personen um die Sache gewußt haben. Diese alle, wie die Frau und Magd, soll er durch schauerliche Eidschwüre, dergleichen die Frau nicht weniger als fünf geleistet, zur Verschwiegenheit verpflichtet haben. Die Magd hatte folgenden Eid geschworen:

„Ich Anna Rosine Mauersbergerin, die ich hier stehe, ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen diesen leiblichen Eid an Euch meinen angehörigen Herrn, Johann Elias Orffyré, schwöre theuer und mit gutem Vorbedacht bei dem dreieinigen Gott, daß ich von dieser Stunde an bis in meinen Tod, ja in Ewigkeit, von Euch, meinem bisherigen Herrn, der Ihr hier vor mir steht, nichts Böses reden, schreiben und zeigen, und zu einiger Creatur, sie lebe oder lebe nicht, von Eurem Thun und Lassen, Künsten und Geheimnissen etwas [1]) entdecken, offenbaren, reden oder schreiben, sondern alles und jedes, was ich weiß, und bei Euch geheimes gesehen oder gehöret, ich in mir verschwiegen und verborgen halten will, so wie Ihr von mir begehret oder verlanget. Ja ich schwöre hoch und theuer, ein vor allemal zu Gott, daß ich auch sonst zu keinem Menschen von Euren Sachen, machinen und Geheimnissen etwas gesaget oder gezeiget, als blos und allein zu der Mademoiselle..... [2])

1) „Nichts" hätte es heißen sollen.

2) Dies soll eine vertraute Bekannte Orffyré's und vielleicht mehr gewesen sein. Die Plauderei mit ihr mag wol zu diesem Eide, der vielleicht nicht der erste war, Anlaß gegeben haben.

und reuet mich von Herzen, daß ich es gethan habe, weil ich doch nichts rechtes und gewisses davon zu sagen gewußt. Darum vergebt mir's, es soll nicht mehr geschehen, und ich will vor Gott und Menschen, vor zeitlichem und ewigem Gericht zeitlich und ewig verflucht, verdammt und verloren sein, wofern ich mit Vorsatz, Wissen und Willen von Euch und Euren Geheimnissen, Künsten und Sachen gegen Jemanden etwas offenbare, sage und entdecke, oder Euch in Schande oder Unglück zu bringen suche, oder Euren Namen, Ehre und Leben verletze, oder wenn ich von Euch etwas Böses mehr sage, schreibe, oder zeige, oder sonsten Jemanden Ursache gebe, Euch zum Schaden oder Verderben; sondern ich will und werde bei aller Gelegenheit das Beste von Euch reden, schreiben und zeugen, Gott gebe, ich bin bei Euch oder sonstwo. Und wofern ich diesen Eid nicht halte, oder solchen aus Arglist anders deute, oder auf einige Art zu verdrehen, oder etwa geringe und nichtig zu halten suche, so lasse Gott meine Seele des ewigen Todes sterben und nehme mich nimmermehr zu Gnaden an, sondern lasse mich ein unseliges Kind ewiger Vermaledeiung sein und bleiben. Amen. Verflucht bin ich, wenn ich diesen Eidschwur breche, selig, wenn ich diesen Eidschwur halte und nimmer breche. Ich schwöre, daß ich ihn halten und nicht brechen will. Dieses sei mit gutem Bedachte geschworen, versiegelt und fest versprochen mit Mund, Hand und Herzen, frei und ungezwungen, aus lauterlichem Muthe von mir Anna Rosine Mauersbergerin an Euch Johann Elias Orffyré, meinen angehörigen Herrn. Amen. Amen."

Dieser Eid genügte ihm aber noch nicht. Als nach einiger Zeit die Magd seinen Dienst verließ, führte er sie in eine Hinterstube, verriegelte die Thüre, legte ein Paar geladene Pistolen auf den Tisch und drohte, sie sofort zu erschießen, wenn sie sich weigere, einen nochmaligen Verschwiegenheitseid, den er ihr vorlegte, zu leisten. Die Magd scheint anfangs Schwierigkeiten gemacht zu haben. Sie machte ihm bemerklich, daß, wenn er sie erschieße, er selbst den Tod eines Mörders leiden müsse; er erwiderte aber: das schade nichts, er müsse einmal sterben. (Auch seine Frau, die wol früh ge-

merkt hat, daß sie sich mit ihrer Liebe zu ihm getäuscht habe, soll ihn als einen desperaten Menschen bezeichnet haben, der sich um nichts kümmere.) Die Magd berief sich weiter darauf, daß sie ja bereits geschworen. Er entgegnete aber: er merke wohl, daß sie an ihm zur Verrätherin werden wolle; sie möge aber ja nicht auf ihre Wissenschaft pochen; das Geheimniß, um das sie wisse, sei nicht der Rede werth, weil er das Drehen nur angewendet habe, um die Maschine zu schonen. (Man sieht, womit er sich im Nothfalle herauszureden gedachte.) Läge aber in dem heimlichen Drehen etwas Unrechtes, so habe sie sich ja dadurch selbst straffällig gemacht und sei um so mehr zur Verschwiegenheit veranlaßt. Nun, diese wenig schlüssigen Vorstellungen wirkten, im Zusammenhang mit der ganzen Scene, allerdings soweit, daß die Magd den abermaligen Eid leistete, worauf sie, mit einer strengen Vermahnung, ihn auch zu halten, entlassen ward, konnten aber gegen den Druck des auf ihr lastenden Geheimnisses, das die weibliche Zunge zum Ausplaudern reizte, nicht lange vorhalten. Vielleicht auch, daß neugierige Fragen spürender Dritter Anlaß und versteckten Anreiz boten, daß auch Groll gegen ihren Herrn, von dem sie sich schwerlich in Friede und Freundschaft getrennt hat, mitgewirkt, sie entdeckte schließlich alles, was sie wußte, worauf denn auch andere Mitwisser zum Reden gebracht wurden. Im Ganzen scheint man jedoch weiter nichts erfahren zu haben, als daß und wie Orffyré seine Maschine durch verborgene Verbindungen in Bewegung setzen oder im Gange erhalten ließ, sowie daß er stets geweihte Hostien und Gift bei sich getragen habe, letzteres wahrscheinlich auf einen eventuellen Selbstmord berechnet.

Daß ihm aus diesen Enthüllungen besonderer Nach-

theil erwachsen, außer sofern er seine Maschine nun aufgeben mußte, findet man doch nicht. Solange Landgraf Karl lebte, den er auch fleißig mit Beglückwünschungsgedichten anfang, scheint er eine gewisse Gunst und Unterstützung desselben genossen zu haben. Orffyré konnte und wußte denn doch so manches, und noch mehr wußte er den Schein zu erwecken, daß viel hinter ihm stecke. Auch mag die hessische Regierung damals keine Lust gehabt haben, es zu publik zu machen, wie sehr sie sich mit dem perpetuum mobile hinters Licht führen lassen. Die Frau des Orffyré soll schon früher einmal einem Beamten das ganze Geheimniß entdeckt haben, von diesem aber deshalb hart angelassen und zu fernerer Geheimhaltung ermahnt worden sein. Nach dem Tode des Landgrafen (1730) mögen zunächst die Unterstützungen aufgehört haben, und scheint auch, daß um das Jahr 1733 eine Untersuchung gegen Orffyré und eine Verhaftung desselben vorgenommen worden. Er muß sich aber wieder herausgewickelt haben, denn man findet ihn noch lange, zwar in abnehmenden Glücksumständen, doch in Freiheit, an dem Wohnorte, den ihm Landgraf Karl geboten, und unablässig mit Entwürfen und deren marktschreierischem Ausposaunen beschäftigt. So kündigte er 1738 drei neue Kunstwerke an: eine aus stillem Wasser unaufhörlich springende Fontaine, eine große selbstspielende Thurmorgel, und das Orffyréische Schiff, hinsichtlich dessen er 1739 ein Octavblatt unter dem Titel: „Der durch allmächtigste Wundermacht ohnmächtig gemachte Neptunus“, herausgab, worin er behauptete: mit Hülfe dieser Maschine könne er sich augenblicklich im Meere verbergen, sogar bis auf den Grund fahren und Stunden, ja tagelang daselbst verweilen. Man könne in derselben nicht blos auch unter dem Meere nothdürftig sehen, son-

dern auch lesen, essen, trinken, stehen, gehen, sitzen, liegen, ruhen, schlafen, nach Belieben hervorkommen und wieder untertauchen, im Wasser ungesehen herumschwimmen. Diese „unverbesserliche Conservationsmaschine" sollte besonders zur Rettung verunglückter Schiffe, Menschen und Güter, aber auch zum Schutz gegen Seeräuber, Stürme und sonstige Seegefahren dienen. Er wollte aber sein Project nur „Kaisern, Königen und großen Seemächten unter raisonnablem Accord eröffnen."

Da nun wahrscheinlich weder eine Land- noch eine Seemacht eine raisonnable Offerte machte, so versuchte sich Orffyré in einem andern Gebiete, in dem sich fast noch leichter schwindeln läßt, als in dem des materiellen Lebens, und in dem er schon früher einmal gepfuscht hatte. Schon 1723 und 1724 hatte er mit an dem damals von einigen besseren und gescheidteren Männern, als er war, betriebenen Religions-Vereinigungswerke gearbeitet und zwei Schriften darüber erscheinen lassen, davon die eine: „Der Rechtgläubige Orffyréer, oder die einige Vereinigung der uneinigen Christen in Glaubenssachen, sie nennen sich gleich Evangelisch-Lutherisch, Evangelisch-Reformirt, Römisch-Katholisch oder Papistisch" (Kassel 1723, 4.), die andere: „Kurz verfaßter und unumstößlicher Inbegriff der alten, reinsten Christen-Religion" (1724, 4.) betitelt war. Später wollte er zu Karlshafen eine Tugend- oder Weisheitsschule stiften, die er „Gottesburg" nannte, und worin Menschen aller Confessionen, auch Nichtchristen, wenn sie nur wenigstens an einen Gott glaubten, aufgenommen werden sollten. Wie auch hieraus nichts wurde, wendete er sich wieder der Industrie zu, und wollte 1743 im Braunschweigischen eine Marmorplatten-, Juchten- und Saffianfabrik gründen, Windmühlen nach neuer Construction bauen u. s. w.

Indeß er fand keinen Credit mehr; das Zeitalter der Actienunternehmungen, für die er herrliche Programme entworfen haben dürfte, war für Deutschland noch nicht gekommen, und so gerieth er in immer mislichere Umstände, bis er am 30. Nov. 1745 zu Fürstenberg durch den Tod allen irdischen Entwürfen, Sorgen und Nöthen entrückt ward. Seine Leiche wurde nach Karlshafen geschafft, wo er sich zur Zeit seines Glückes ein Erbbegräbniß errichtet hatte.

Seine Frau war ihm längst im Tode vorausgegangen, nachdem sie vier Töchter geboren. Von diesen war Katharine Elisabeth mit dem Schlosser Johann Adam Crone verheirathet, der ein geschickter Mann gewesen sein soll, dessen Orffyre sich bei seinen Arbeiten bedient und den er zum Erben seiner mechanischen Geheimnisse eingesetzt habe. Dies wol die einzige Erbschaft, die er ihm hinterließ, und auch die höchstens in den Händen eines Charlatans etwas werth. Eine andere Tochter, Dorothea Christine Sophie, verehelichte sich 1748 mit dem Schulhalter C. L. Wolf zu Kassel. Eine dritte ist mit dem Steinmetzmeister J. G. Musi in Hofgeismar, und eine vierte mit dem Prediger Gerber zu Boßzen im Braunschweigischen verheirathet gewesen.[1])

---

1) Wir sind bei diesem Aufsatze hauptsächlich einer Mittheilung von Richard Roos (Engelhard) in den „Curiositäten“ (III, 53 fg.) gefolgt.

V. Ferdinand Stücker.

(Ein Lebensbild aus den Revolutionskriegen.)

Die Geschichte der Kriege, auch wo sie nicht vom rein militärischen Standpunkte aus geschrieben wird, pflegt nur das Verhältniß der streitenden Heere zu einander, ihre Züge, ihre Bewegungen, ihre Gefechte, Schlachten, Belagerungen ins Auge zu fassen, und nur die Thaten vorragender Befehlshaber ans Licht zu stellen. Selten, daß sie auch einzelne Züge des Heldenmuthes Untergeordneter zu erwähnen sich herabläßt. Seltener noch, daß sie der Leiden und Drangsale der friedlichen Bevölkerung und des Verfahrens der Soldateska dieser gegenüber, überhaupt oder anders, als mit einer flüchtigen Bemerkung, gedenkt. Man kann viele umfassende Schriften über die französischen Rheinfeldzüge der neunziger Jahre durchlesen, deutsche und französische, ohne eine Ahnung davon zu bekommen, daß die Franzosen seit 1795 kaum geringere Drangsale über die Rheinlande verhängten, als der Dreißigjährige Krieg über so viele deutsche Lande gebracht hat, daß es nicht bei schamloser Erpressung, bei unerschwinglichen Contributionen und Privatergötzlichkeiten für die hohen Befehlshaber blieb, sondern daß in einer Weise geplündert, gebrannt, ge-

foltert, gemishandelt, geschändet, gemordet wurde, wie man es nur in den verwildertsten Zeiten einer rohen Vergangenheit zu suchen gewohnt ist. Das Unmaß der Ausschweifung und Bedrückung war so groß, daß es selbst das friedliche Landvolk jener Gegenden zur Selbsthülfe aufreizte, die denn manche kräftige That der Abwehr und Rache hervorgerufen, manchen kräftigen Charakter gezeigt und entwickelt hat. Es ist jedoch nicht unsere Absicht, eine Uebersicht solcher Vorgänge zu geben, und wir verweisen in dieser Beziehung auf ein Büchlein, das, für das Volk berechnet, das alles recht detaillirt und lebensvoll schildert und, unter dem Titel: „Die Helden der Republik und Bürger und Bauern am Niederrhein in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts, aus dem Munde von Augenzeugen und aus handschriftlichen Nachrichten und Urkunden, zusammengestellt von dem Verfasser der deutschen Kokarde", zu Elberfeld 1851 erschienen ist. Dasselbe enthält, allerdings nicht in der übersichtlichsten Ordnung und mit etwas zu viel Nutzanwendungen untermischt, eine Menge Züge, die auch unsere Leser interessiren würden und deren Beherzigung für alle Zeit ihren Nutzen haben dürfte. Wir denken jedoch, jener Schrift nur das in demselben enthaltene, aber nicht im Zusammenhang geschilderte, Leben eines Mannes zu entnehmen, der sich unter jenen Vorgängen zu hoher Auszeichnung erhoben hat. Außerdem wollen wir, um auch an unserm Theile dazu beizutragen, daß dem Guten seine verdiente Anerkennung wird, hervorheben, daß der Verfasser von dem Vorwurfe des Eigennutzes, den er allen französischen Generalen macht, dreie ausdrücklich ausnimmt: Richepanse, Bernadotte und Hoche. Doch zu unserm deutschen Helden.

Ferdinand Stücker war am 24. September 1772 zu

Weyerhoff bei Bensberg geboren, unter sieben Geschwistern der zweite Sohn des Oberamtsgerichts-Advocaten Mathias Liborius Stücker, eines geborenen Paderborners, und der Juliane Mambou, der Tochter eines Landwirths zu Weyerhoff. Der Vater war ein wegen strenger Rechtlichkeit und biedern deutschen Charakters überaus geachteter Mann, der sich um die Landwirthe der Umgegend das besondere Verdienst erworben hatte, den bitteren Klagen derselben über das Uebermaß des Wildstandes in dem Königs- und Frankenforste bei Bensberg, um deren Abhülfe man sich durch viele Jahre vergeblich bemüht hatte, durch unmittelbare Vorstellung bei dem Kurfürsten Karl Theodor ein Ende gemacht zu haben. Er hatte nämlich im Herbst 1789 einen landesfürstlichen Befehl von München mitgebracht, wonach zwischen Idelsfeld und Troisdorf 6000 Stück Hirsche weggeschossen werden sollten. Die Bauern segneten ihn; aber die Jäger grollten noch lange, und sollen sich später, bei einer noch zu besprechenden Gelegenheit, gerächt haben.

Die Kinder wurden sorgfältig erzogen. Der älteste Sohn, Anton, war ein geachteter Arzt in Wipperfurth. Unser Ferdinand studirte die Rechte und wurde, nach Vollendung seiner Studien, von seinem Vater in die Praxis eingeführt. „Er war ein hochgewachsener, schöner Jüngling. Sein blondes Haar, sein kräftiger Wuchs und treue, blaue Augen sprachen von altsächsischer Art. Mit ungemeiner Lebenskraft gerüstet, gesellte er zu einem lebhaften, fast ungestümen Wesen die äußerste Strenge des sittlichen Wandels, mit welcher die sorgfältige Erziehung alle jene Geschwister ausgezeichnet hatte. Dazu kamen Anmuth und rückhaltlose Aufrichtigkeit, wodurch er die Achtung Aller erwarb, mit denen er verkehrte. In Leibesübungen sowol als in Wissenschaften hatte er

sich hervorgethan, und besonders noch besaß er die Gabe der Rede, mit welcher er zu dem, was ihn bewegte, hinriß." Er soll Neigung gehabt haben, Soldat zu werden, wovon ihn nur der entschiedene Wille der Aeltern abgehalten. Wie der Krieg sich näher zog, übte er sich viel in Reiten, Fechten und sonstiger Waffenlust, wozu ihm namentlich kaiserliche Offiziere, besonders ein ungarischer Rittmeister L. v. Grysar, von Barko Husaren, behülflich waren. Sonst hatte sich auch Ferdinand, in der ersten Zeit der französischen Revolution, wie so viele edle und reine Gemüther, ihren Ideen begeistert hingegeben und war dabei zu einer Idealisirung, wie der französischen Strebungen, so des französischen Volkes, hingerissen worden, welche zu manchem heftigen Tischstreit zwischen Vater und Sohn und manchem Schweigegebote des Ersteren führte. Daß der Vater recht gehabt, sollte nur zu bald Bestätigung finden und auch die Stimmung des Sohnes zeitig in ihr Gegentheil umschlagen. Noch hatte er sich bei den ersten Nachrichten von den Greueln der Revolutionshelden mit der Annahme getröstet, daß dieselben von der Hefe des Volks verübt seien. Aber bald sollte er in bitterer Erfahrung anderer Ansicht werden.

Am 10. September 1795 kamen die ersten französischen Truppen nach Bensberg, welche, indem sie mit Brennen drohten, 150 Louisdor forderten. Zwar begnügten sie sich schließlich, außer einiger Naturalplünderung, mit 24 Kronenthalern. Als jedoch der Bürgermeister Ferdinand Hammelrath diese bezahlt hatte, wurde er von einem Husarenoffizier „um zwölf fernere Kronenthaler angegriffen und, da er solche nicht gehabt, in das Schloß geschleppt", wo er dieselben von dem Gerichtschreiber Schatte borgte. Da die Gelderpressung, Bedrohung und

Mishandlung fortdauerte, so bestimmten die Gemeinde-eingesessenen den jungen Stücker und den Notar Hauck, nach Mühlheim zu gehen, um dort beim General Lefebvre eine Schutzwache zu erwirken. Die Gefahr nicht scheuend, machten sie sich in der Nacht auf den Weg, wurden aber, bevor sie bei Lefebvre angekommen, fünf mal[1]) von begegnenden Soldaten, unter den Augen der Offiziere, angehalten, durchsucht und ausgeplündert, sodaß Stücker nicht nur die zu zahlende Schutzgebühr, sondern auch noch Kleidungsstücke bei dem Posthalter Kremerius zu Mühlheim leihen mußte. Für die seinem Geburtsorte auszuwirkende Schutzwache mußte er zunächst dem General Lefebvre zwei Carolin Douceur zahlen, brachte aber dafür zwei Husaren mit[2]), die binnen acht Tagen an Verpflegung und Douceur 45 Thlr. 40 Stüber kosteten, aber durchaus nicht hinderten, daß schon am 11. der ganze Ort ausgeplündert und Stücker selbst als Geisel mit fortgeschleppt wurde. Er blieb nun bis zum 21. October im französischen Hauptquartier, wo er sich zwar einigen Offizieren vortheilhaft bekannt machte und einige wenige Ehrenmänner kennen lernte, im Ganzen aber gegen das französische Wesen einen gründlichen Abscheu gewann und seinen früheren Ansichten vollständig entsagte.

In seiner Heimat hatte es inzwischen besondere Vorgänge gegeben. Es waren französische Dragoner daselbst liegen geblieben, welche die fortdauernden Lieferungen überwachen sollten. Als nun das siegreiche Herandrängen Clairfait's es wahrscheinlich machte, daß die

---

1) So heißt es a. a. O. S. 65, dagegen S. 91 gar: „mehr als 50 mal".

2) Stücker und Hauck liquidirten für ihren Gang und die dabei erlittenen Verluste 37 Thlr., erließen sie aber der Gemeinde sofort.

Franzosen das Land bald würden räumen müssen, drängten die Dragoner auf Einzahlung der Brandschatzgelder und Fortschaffung der Vorräthe. Da kam der Oberschultheiß des Amtes Porz, Daniels, auf den Gedanken, das aufgeschüttete Getreide seinen Gemeinden für den Winter zu retten. Er versammelte die beherztesten und kräftigsten Männer der Umgegend und stellte ihnen vor, daß des Bleibens der Franzosen nicht lange mehr sein könne, daß die Kaiserlichen als Retter herbeikämen, daß es nur darauf ankomme, sich eine kurze Zeit zu halten, um das schöne Getreide dem Lande zu erhalten und den welschen Räubern und Mordbrennern aus den Klauen zu reißen. Die Rede fand Anklang; die Männer versprachen, sich bewaffnen und um das Magazin zur Vertheidigung scharen zu wollen, und zu den kühnsten Wildschützen und verwegensten Raufbolden wurden Boten geschickt. Einstweilen hielt man die Dragoner, welche die zum Spanndienst aufgebotenen Leute zum Aufladen und Wegfahren des Getreides antreiben wollten, durch allerlei Verstellung hin. Man heuchelte den größten Eifer, brachte aber nichts zu Stande. Was die Einen aufluden, warfen die Andern herunter; neue Säcke bekamen Löcher, daß das Getreide herauslief; die Karren fuhren einander in die Räder, daß die Geschirre brachen; Pferde, denen man Zunder in die Ohren gelegt, wurden wie rasend und gingen mit den Karren davon. Endlich fingen sich die sämmtlichen Fuhrleute zu raufen an, und die Dragoner, die den Tag vorher rücksichtslos dreingeschlagen haben würden, sahen dem tollen Treiben wie schüchtern zu, weil sie die Kaiserlichen in der Nähe glaubten und die Bauern sich immer dichter um sie scharten. Als nun vollends ein Bauer sich den Scherz machte, hinter der Ecke hervor ungarische Flüche erschallen zu

lassen, stürzten die Dragoner den Berg herunter, und wenn sie auch an dessen Fuße halten blieben und ihren Irrthum erkannten, so getrauten sie sich doch nicht wieder den Berg hinauf, wo die Bauern bereits eine drohende Haltung angenommen hatten. Aber auch unten wurden sie bald von allen Seiten von bewaffneten Landleuten umringt, angefallen und dergestalt bearbeitet, daß nur Einer nach Mühlheim zu entkommen vermochte. Von allen Seiten strömten Vertheidiger herbei. Viele brachten, trotz der stattgefundenen Entwaffnung des Landes, Flinten und andere Waffen mit, und wer keine hatte, konnte sie sich im Schlosse, wohin sie aus dem ganzen Lande geschafft worden, nach Belieben wählen. Gleich nach Mitternacht rief die Sturmglocke die Kämpfer zusammen und früh um 4 Uhr, den 21. October, ertheilte Pastor Körner, in feierlichem Hochamte, den Streitern die Absolution. Es waren an 500 Männer, die sich zu beiden Seiten der Straße hinter Bäumen und Gebüschen aufstellten, und es befanden sich viele tüchtige Schützen darunter. Der Vicar zu Offermannsheide in Kürten, Johann Peter Ommerborn[1]), der Seminarist Herkenrath[2]) und jener Notar Hauck galten als Anführer. In der That möchte es ihnen, ungeachtet an 1200 Reiter und zwei Compagnien Fußvolk gegen sie anrückten, gelungen sein, die Franzosen, deren Schüsse nur Baumstämme trafen, während kein Wildschütz seine Kugel vergeblich entsendete, und die nur spärlich mit Munition versehen waren, abzutreiben, wenn sie nicht ver-

---

1) Geb. zu Ommer bei Lindlar 1760, später kaiserlicher Feldprediger, dann Pfarrer zu Freilingsdorf, seit 1826 zu Sand bei Bensberg, wo er 10. Febr. 1837 †, bis zuletzt martialisch und ein verwegener Reiter.

2) Später Pfarrer in Flittart.

säumt hätten, ihre Flanken zu decken, und wenn ihre Stellung nicht zu umgehen gewesen wäre. Der Feind sendete das Fußvolk durch den Wald in den Rücken der Schützen, und wie diese dies erkannten, wurden sie von panischem Schrecken ergriffen und nahmen sämmtlich die Flucht. Daß die Gefahr noch nicht eine äüßerste war, ergab sich daraus, daß Alle, bis auf Einen, Wilhelm Ferrari aus Bensheim, der durch eine Kugel getroffen und dann vollends niedergehauen ward, glücklich davonkamen. Nun wurde freilich nicht blos das Getreide fortgeschafft, sondern auch an dem Orte und einem Theile seiner Bewohner eine Rache genommen, die, wie gewöhnlich, nicht die Schuldigen traf, im Kriege aber zur Unterdrückung solcher Versuche der Selbsthülfe zuweilen nothwendig erscheinen mag. Denn alle die zahlreichen Milderungen, die das neuere Völkerrecht in die Kriegsmanier eingeführt hat, stehen unter der Bedingung, daß die kriegerischen Handlungen auf die Heere beschränkt bleiben, und die Bürger genießen die Schonung, die ihnen zu Theil wird, nur unter der Voraussetzung, daß sie sich friedlich verhalten. Indeß kann man ein entgegengesetztes Verfahren wol mit Strenge ahnden, ohne in Grausamkeit zu verfallen, wie das letztere freilich nur zu häufig begegnet. Die Franzosen verbrannten damals ein einzelnstehendes Haus, aus welchem niemand mitgefochten, mit seinen Bewohnern, die sie, wenn sie entfliehen wollten, gebunden in die Flammen warfen. Nur einem Knaben gelang es, sich im Keller zu retten. [1]) In dem übrigen Orte, dessen meiste Bewohner zum Glück

1) Er lebte 1851 noch, hieß Hermanns und war Briefbote zu Odenthal.

noch in den Wald entkommen waren, wurde geplündert und geschändet. Das gänzliche Niederbrennen des Ortes verhinderten zuletzt noch die Vorstellungen des Hauptmanns von Nagels, der die kleine, aus pfälzischen Invaliden bestehende Schloßwache befehligte und dem Führer der Franzosen, dem Generaladjutanten Richepanse, die Versicherung gab, daß nur auswärtiges Gesindel den Handstreich ausgeführt habe, und vor allem das Fürwort der Tochter des Schloßvogtes Moreau, die zum Glück eine Verwandte des Generals Moreau war.

An eben diesem 21. October war nun Ferdinand Stücker aus dem Lager zu Deutz entlassen worden und hatte seinen Heimweg angetreten, den er als Jäger zurücklegen wollte und deshalb eine Jagdflinte erkauft hatte. Plötzlich, als eben der Kampf bei Bensberg begann, wurde er von Carmagnolen umringt, mit Kolbenstößen begrüßt, entwaffnet und sollte erschossen werden, da man jedenfalls in der Meinung stand, er sei ein Zuzügler zu den Bensbergern. Da kamen zum Glück zwei Offiziere dazu, die ihn im Lager kennen gelernt hatten. Selbst ihrer Verwendung gelang es nur, einen Aufschub des von dem Major erlassenen Befehls zu erwirken, bis Lefebvre entschieden habe. Einstweilen wurde Stücker als Gefangener von zwei Sansculotten nach Bensberg in sein älterliches Haus geführt, wo er zusehen mußte, wie ringsumher geplündert, zerstört, gemishandelt, wie seine Bücher und Papiere verbrannt wurden, wo er selbst seiner Kleider beraubt, mit Lumpen bedeckt und als général des paysans verhöhnt wurde. General Lefebvre war allerdings höchst entrüstet, wie ihm der junge Mann, den er achten gelernt und der ihn am Morgen munter und wohlgekleidet verlassen hatte, jetzt in dem Anzuge

eines Carmagnolen, verwundet und beraubt, vorgeführt wurde, und versprach Ersatz und Genugthuung, als er ihn aus Mühlheim, wohin Stücker gebracht worden, zum zweiten male entließ. In Stücker aber war der Entschluß der Rache unerschütterlich gereift. Zudem waren in Bensberg neue Greuel verübt worden. Oberst Müller vom Ney'schen Corps, der eine Brandschatzung in Schloß Homburg bei Nümbrecht erheben sollte, war von den verzweifelten Bewohnern der Thäler der Wiehl und der Sieg in die Flucht geschlagen worden, hatte aber dann von dem Siege der Franzosen bei Bensberg gehört, und eilte nun dorthin, um auch mit zu plündern. Er kam erst an, als die ersten Plünderer bereits abgezogen und viele Einwohner in die ausgeleerten Wohnungen zurückgekehrt waren. So mußte sich seine Schar auf Mishandlung, Schändung und Zerstörung beschränken, welche Greuel die ganze Nacht währten, bis am Morgen des 22. die Annäherung kaiserlicher Husaren die Franzosen zu eiligem Rückzug vermochte.

Die kaiserliche Armee gewährte jedoch jener Gegend ihren Schutz nur kurze Zeit, und als sie zu weiteren Siegen gezogen war, drangen wieder französische Scharen in das Bergerland ein, nicht um Kriegsthaten zu verrichten, sondern wesentlich nur um zu plündern und zu zerstören. In der Zwischenzeit hatte Stücker mit Eifer und Umsicht für das Befreiungswerk, das er im Sinne trug, geworben. Er hatte achtbare Männer in der Umgegend zu seinen Vertrauten gewonnen, mit denen er sich, ohne daß die Seinen etwas ahnten, auf einsamen Heideplätzen im Königsforst berieth und übte, und durch die er auf die Stimmung des Volkes vorbereitend wirkte. Am 9. Nov. 1795 zogen die Kaiserlichen aus Bensberg ab und sofort die Franzosen ein. Generaladjutant Riche-

panse [1]), von der Division Lefebvre, schlug hinter dem neuen Schlosse ein von 800 Mann Fußvolk und 400 Reitern besetztes Lager auf, nahm aber selbst sein Quartier bei den Aeltern Stücker's, den er liebgewonnen hatte und dem er in Freundschaft zugethan blieb, auch nachdem dieser die ihm mehrmals angebotene Offiziersstelle ausgeschlagen und offen erklärt hatte, daß er nur für die deutsche Sache fechten könne.

Während nun Stücker in Einem Hause mit dem ihm befreundeten französischen Befehlshaber wohnte und freundlich mit demselben verkehrte, entfernte er sich oftmals, unter dem Vorwande der Jagd, durchstreifte mit seinen berittenen Genossen die abgelegenen Weiler die Sülz und Acher entlang, verjagte die Plünderer, nahm ihnen Raub und Waffen und schützte die Einwohner. Kühner noch wurde die verbrüderte Schar, als der Oberst von Barko am 13. Nov. mit seinen Husaren und dem münsterschen Contingente in Siegen und ins Oberbergische einrückte, um die linke Flanke der Franzosen zu bedrohen und ihr Plünderungswerk zu beschränken, und als der mit Stücker befreundete Rittmeister Grysar die Vorwache zu Marialinden bezog. Stücker setzte sich sofort mit den Kaiserlichen in Verbindung, unter deren Schutze er zu Marienberghausen, wo die Waffen und Rosse der Seinen auf einsamen Gehöften verwahrt wurden, seinen Waffenplatz aufschlug. Ein besonders thätiger Helfer, im Kundschaften, Werben und Streiten, war ihm der Vicar Ommerborn, derselbe, der schon bei Bensberg gefochten. Am

---

1) Anton Richepanse, geb. 1770 zu Jean-Soleymieux, im Dep. Loire, 1791 Unterlieutenant, bei Altenkirchen Brigadier, nach Fossano Divisionsgeneral, bei Hohenlinden entscheidend, ward 1800 Gouverneur von Guadeloupe, wo er, bald nachdem er die Unruhen gedämpft, dem gelben Fieber erlag.

16. Nov. zählte Stücker schon mehr als 200 Genossen. An diesem Tage ritt er mit Ommerborn, beide in bürgerlichen Kleidern, und drei als Barkohusaren verkleideten Landleuten, einer Plündererschar entgegen, die aus einigen 20 Chasseurs bestand. Als sie dieselben bei Luttersiefen trafen, sprengte Ommerborn, ohne die bestellte Verstärkung abzuwarten, ohne weiteres unter den Feind; die Genossen eilten ihm nach, um ihn nicht im Stiche zu lassen, nachdem er schon zwei Feinde niedergehauen, und die Franzosen sprengten auseinander. Eilf davon setzten sich in einer Schlucht zur Wehre, wurden aber entwaffnet und, da inzwischen bewaffnete Landleute zu Hülfe gekommen waren, den kaiserlichen Vorposten überliefert. Auch der Offizier der Chasseurs ward von Stücker und Ommerborn bei Georghausen ereilt und gefangen. Zwei fliehende Chasseurs stießen auf zur Verstärkung herbeiziehende Landleute und wurden erschossen.

Doch man hatte Größeres im Sinne, als solche vereinzelte Handstreiche, die zunächst nur bestimmt waren, den Muth der Bevölkerung und ihr Vertrauen auf die Führer zu beleben. Geistliche, Beamte und andere einflußreiche Männer schürten überall den Entschluß des Widerstandes. Der 18. Nov. war zu einer allgemeinen Erhebung bestimmt. Die bewaffneten Landleute sollten sich zwischen Much und Marialinden scharen und mit den Husaren der kaiserlichen Vorhut plötzlich gegen Bensberg heranbrechen. Man hoffte, ein Ueberfall der vereinzelten Posten der Feinde werde Lefebvre zum Rückzug vermögen, dies aber eine Erhebung des ganzen Landes und eine schließliche gänzliche Verdrängung der Franzosen zur Folge haben. Da das Unternehmen jedoch nur zwischen Stücker und Grysar verabredet gewesen zu sein scheint, und sich gar nichts ergibt, woraus man abneh-

men könnte, daß es eine nachdrückliche Unterstützung von seiten des kaiserlichen Heeres zu erwarten gehabt hätte, so mag man billig zweifeln, ob es die vorausgesetzten Resultate gehabt haben dürfte, wenn es auch von vornherein nach den Wünschen der Urheber gegangen wäre. Doch auch dies war nicht der Fall; denn der ganze Plan war den Franzosen verrathen worden, und zwar sollen die Forstleute die Verräther gewesen sein, welche sich bei dieser Gelegenheit an der Familie Stücker für die einst, auf Betrieb des Vaters Stücker, geopferten Hirsche hätten rächen wollen. Richepanse richtete am Mittag des 17. verfängliche Fragen an seinen jungen Freund und warnte ihn vor jeder Theilnahme an meuterischen Unternehmungen. Sie kamen dabei heftig aneinander und Stücker erklärte offen, daß er als Deutscher sich verpflichtet halte, zu jeder auf Befreiung des Vaterlandes gerichteten Bewegung die Hand zu bieten, ja daß er bereits zur kaiserlichen Fahne geschworen habe und blos der Aeltern wegen keine Uniform trage. Richepanse schwieg und entfernte sich, während Stücker nach Ruppichteroth eilte, um hier seine Genossen, die berittenen Landleute, zu erwarten.

Schon am Abend des 17. brannten die Lärmfeuer auf den Höhen diesseit und jenseit der oberen Acher; die Nacht hindurch klangen die Sturmglocken, und in der Frühe des 18., noch vor Tagesanbruch, eilten von allen Seiten bewaffnete Männer gegen Much hin, wo sich das Fußvolk versammeln sollte. Ein bei Much begüterter Advocat der düsseldorfer Hofkammer sollte es führen und hielt eben von seinem Rosse herab eine begeisterte Anrede an die sich sammelnden Scharen, über deren Haupte die mucher Kirchenfahne mit dem Bilde des h. Martin wehte. Da hörte man Hufschlag und

rief den dadurch verkündeten Reitern, die man für kaiserliche Husaren oder für die Stückersche Freischar hielt, freudige Grüße entgegen. Als aber die Reiter um die Waldecke bogen und man in ihnen französische Schwadronen erkannte, blieb dem Redner das Wort im Munde stecken und er sprengte eilends davon, welches Beispiel des Anführers auch seine Leute zum sofortigen Auseinanderlaufen vermochte. Der Waldwege kundig, entkamen sie den Verfolgern glücklich. Nur der Träger der Martinsfahne, den das Banner, das er nicht wegwerfen mochte, im Fliehen hinderte, ward ereilt und gefangen, und sollte nachher gehenkt werden. Schon war der Galgen aufgerichtet, der Gefangene auf die Richtstätte geführt und der Strick befestigt, als der Verurtheilte, unter den Zuschauern nur mitleidige Befreundete erblickend, plötzlich seine Henker von sich stieß und glücklich durch das Getümmel entkam.

Während jener Vorgänge bei Much waren Rittmeister von Grysar mit 36 Barkohusaren, sowie Stücker mit etwa 10 seiner Genossen, von Ruppichteroth den übrigen erwarteten Theilnehmern entgegengeritten, erfuhren aber schon am Fuße des Honsberges, aus dem Gewehrfeuer und von fliehenden Landleuten, daß das Unternehmen gescheitert sei, und lenkten eilends um. Ehe sie jedoch den Ausgang des Hohlweges erreicht hatten, fanden sie sich von 200 Chasseurs und 400 Grenadieren umzingelt. Obschon sie nur paarweise reiten konnten, der Rittmeister und ein Lieutenant voran, dann Stücker mit den Seinen, dann die Husaren, beschlossen sie doch, ein Durchbrechen zu versuchen. Schon waren sie dem Ende des Hohlweges nahe, als das Pferd des Rittmeisters, von einer Kugel getroffen, stürzte. Der Lieutenant überließ ihm darauf das seine, schlüpfte die Wand des Hohlweges

hinauf durch eine Hecke und entkam glücklich. Ebenso hieben sich der Rittmeister, die Landleute, außer Stücker und 9 Husaren, durch. 27 Husaren wurden getödtet, oder verwundet und gefangen. Stücker vertheidigte sich verzweifelt, fällte mehrere Feinde und hatte bereits einige Wunden davongetragen, als Richepanse sich ihm nahte und ihn aufforderte, sich zu ergeben. Stücker wollte aber als Krieger sterben, und wie er seine rechte Hand verwundet fühlte, focht er mit der linken hartnäckig fort. Die Chasseurs, erbittert über den Tod ihrer Kameraden, hörten nicht mehr auf Richepanse's Abmahnen und hieben heftiger auf den jugendlichen Helden ein, der, von einem Hiebe am Kopfe getroffen, wankte und sank. Auch da noch weigerte er sich, auf des vom Pferde gestiegenen Richepanse's abermaliges Andringen, sich zu ergeben. Der edle Franzose warf jetzt seinen Mantel auf den Gefallenen, und als auch das die Chasseurs nicht abhielt, stürzte er sich selbst über ihn und deckte ihn mit dem eigenen Leibe. Er ließ ihn darauf verbinden und durch zuverlässige elsasser Dragoner nach Overrath und folgenden Tages nach Bensberg bringen, wo er ihn fortwährend durch Elsasser gegen die Wuth der auf den Bauerngeneral erbitterten Carmagnolen bewachen ließ. Ommersborn hatte einen Versuch gemacht, seinen Freund in Overräth zu befreien, fand ihn aber nicht mehr, und nahm dafür einen Stabsoffizier und zwei Chasseurs gefangen, die als Geiseln für Stücker dienen sollten. Stücker hatte zwei lebensgefährliche Hiebwunden am Kopfe, eine an der rechten Hand, mehrere Stiche auf der Brust und noch im Hinstürzen eine fußlange Hiebwunde auf den Rücken erhalten, und schwebte lange in höchster Gefahr. Doch retteten ihn seine frische Jugendkraft, die Kunst seines Bruders des Arztes und

die treue Pflege des Aelternhauses. Nach wenigen Tagen drangen übrigens die Kaiserlichen vor, die Franzosen wichen zurück und nun zog auch Stücker's Wache ab und ließ den Verwundeten, dessen Zustand schon hinlänglichen Grund bot, ihn nicht mitzunehmen, in Freiheit zurück.

Es war über ein Monat seit jenem Treffen verflossen, ehe er, noch mit verbundenem Haupte, ins kaiserliche Hauptquartier wanken konnte, wohin ihn zunächst abermals eine Bedrängniß seiner Mitbürger führte. Auf Bensberg, wo schon Kaiser Valentinian ein Castell errichtet, wo die Frankenkönige und die Grafen von Berg Vesten gehabt und Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz 1705 ein prächtiges neues Schloß erbaut hatte, lagen jetzt kaiserliche Reiter, den weiten Luginsland zur Bewachung des Rheinthales zu benutzen. Sie wurden mehrmals gewechselt, bis im December 80 Husaren von der französischen Legion Bourbon, die mit Dumouriez übergetreten waren, das Wächteramt übernahmen. Ihr Führer war der Rittmeister du Colombier, der sich bei dem Oberschultheiß Daniels behaglich einrichtete. Den Wachtdienst sollen sie sich ziemlich bequem gemacht und in großer Sorglosigkeit gelebt haben, was ihnen denn am 17. Dec. 1795 einen fatalen Ueberfall zuzog, welchen zwei Schwadronen elsasser blauer Husaren, von der Division Lefebvre, in anbrechender Nacht ausführten und dabei die genaueste Ortskenntniß an den Tag legten. Der Rittmeister der Emigranten ließ nur am Tage Patrouillen ausgehen und Vorposten ausstellen, zog sie aber regelmäßig des Nachts ein, weil er behauptete, daß die Franzosen nichts bei Nacht unternähmen. Seine Reiter waren streng befehligt, ihre Pferde außer Dienst nicht gesattelt zu lassen. Er selbst saß, seinem Quartier im alten Schloß gegenüber, gemüthlich in der Weinschenke

des Amtschirurgen Bosen, wo er sich mit den Honoratioren des Ortes bei Wein und Spiel ergötzte. Auf einmal erscholl der Schreckensruf: „Die Franzosen kommen!“ Der Rittmeister sprang durchs Fenster und sah durch eine Gartenhecke zu, wie die Franzosen seine Pferde entführten. Auch die übrigen Gäste der Weinschenke kamen nicht schadlos davon, indem die Franzosen Flaschen und Taschen leerten.[1]) Ihr Hauptaugenmerk richteten sie jedoch natürlich auf die Pferde, deren die eine Schwadron sich sofort bemächtigte, während die Reiter derselben sich in Keller und Hecken verkrochen. Nur drei Barkohusaren, die dem Emigrantencorps zu Botendiensten beigegeben waren und, trotz des Befehls, ihre Pferde nicht abgesattelt hatten[2]), retteten dieselben glücklich. Die andere französische Schwadron blieb noch einige Zeit zurück, um den Abzug ihrer Kameraden zu decken und Beute und Gefangene zu machen. Einen Lieutenant griffen sie auf, wie er eben seiner Wirthin Rüben schälen half. Statt des Rittmeisters aber ergriffen sie den Oberschultheiß Daniels, den sie um so mehr für den Rittmeister hielten, da er eine große Schramme auf dem Backen trug, die ihm einst ein Affe gekratzt hatte. Trotz all seiner Proteste wurde er in Schlafrock und Pantoffeln auf ein Pferd gesetzt und in scharfem Trabe davongeführt. In Gladbach erkannte der Ortsvorsteher Kerp in der kläglichen Gestalt seinen hohen Vorgesetzten und fragte verwundert: „Wohin noch so spät abends, Herr Ober-

---

1) Der Gerichtschreiber Schatte kam bei dieser Gelegenheit um die goldene Uhr, die er aus allen früheren Plünderungen glücklich gerettet hatte.

2) Zweie hatten es aus Vorsicht nicht gethan, obwol sie mehrmals deshalb sogar bestraft worden waren. Der dritte kam eben vom Botenreiten zurück und stieß zwar auf die Franzosen, lockte sie aber in einen Sumpf und entkam.

schultheiß?" „Das ist Gott im Himmel allein bekannt!" erwiderte der Befragte in tiefster Betrübniß, und sein mitleidiger Untergebener konnte nichts weiter für ihn thun, als ihm die durch den Ritt hinaufgerutschten Beinkleider über die Schenkel herunterziehen. Erst in Paffrath überzeugten sich die Franzosen, aus den Reden des Ortsvorstehers Kierspel, daß sie sich vergriffen hatten, und gaben ihn, nach einigen Flüchen, gegen einige von Kierspel gespendete Kronenthaler los. Uhr und Börse behielten sie aber.

Die Franzosen hatten an Gefangenen 1 Lieutenant und 8 Gemeine, sowie 65 Pferde und einige Beute davongebracht. Dieser Handstreich gab aber auf beiden Seiten zu Schwindeleien Anlaß. Auf der einen Seite ließ sich die französische Legislative durch den Kriegsminister Aubert-Dubayet[1]) berichten: „ein abgesondertes Corps der Sambre- und Maas-Armee habe seine Stellung am rechten Ufer des Rheines wieder eingenommen und sei bis an die Sieg vorgedrungen; die Bravour und Unerschrockenheit der republikanischen Truppen habe auch diesmal die gewohnte Wirkung hervorgebracht, und der Schrecken in der österreichischen Linie sei so groß gewesen, daß die Husaren vom Regimente Barko[2]) in ihrer übereilten Flucht sogar die Pferde im Stiche gelassen hätten, und durch jenes kühne und des Generals Jourdan würdige Manöver alle Fouragemagazine in die Hände der Sieger gefallen seien."[3])

---

1) Er ging später als Gesandter nach Konstantinopel, wo er 12. Dec. 1797 †

2) Daß man diese besonders hervorhob, beweist nur, welchen Respect man vor ihnen hatte.

3) Als ein Zug des Volkswesens mag von diesem Handstreiche noch Folgendes erwähnt werden. Die Franzosen hatten einen Bauerssohn, Theodor Marx, den sie auf dem Felde trafen, genöthigt, ihnen

Die Emigranten, ihrer Pferde verlustig und sich unheimlich fühlend, zogen sich, wie die Franzosen fort waren, am nächsten Morgen zu Fuße ins Hauptquartier nach Hennef, wo sie natürlich nicht sehr gnädig empfangen wurden. Um nun die Schuld möglichst abzuwälzen, beschuldigte der Rittmeister die Einwohner von Bensberg des Verraths. Dieser Vorwurf erhielt eine scheinbare Bestätigung, als die Bensberger die von den Bourbonischen zurückgelassenen Sättel und Lederzeuge nicht, wie verabredet gewesen, ins Hauptquartier nachschickten. Sie thaten es nicht, theils weil es an Vorspann fehlte, indem, auf die Nachricht von dem französischen Streifzug, alles Vieh ins Gebirge geflüchtet worden, theils weil fast nur noch die Sättel übrig waren, indem alles übrige Zeug von den zuweilen in Bensberg einsprechenden Barkohusaren, dann auch von dem Beispiel folgenden Landleuten gegen abgenutztes umgetauscht worden war. Auf einmal kam das jedenfalls übertriebene Gerücht: Feldmarschall Kray habe erklärt, in Bensberg solle kein Stein über dem andern bleiben. Der Schloßvoigt Moreau, der ins Hauptquartier geschickt ward, wurde mit Drohungen abgewiesen, der Oberschultheiß gar nicht zugelassen. Da machte sich Ferdinand Stücker auf, ließ sich die Sättel auf einem Karren nachfahren und kam ins Hauptquartier, wo ihn alles mit Ehren und Freuden empfing. Er zeigte dem Feldmarschall, der ihm freundlich die Hand reichte, die Sättel und stellte vor: daß nach dem Kriegsbrauch auf Vorposten nur die Hälfte absatteln dürfe, daß aber, wenn die Bourbonischen dem gefolgt

---

als Führer zu dienen. Der Mann war wohlhabender Aeltern Sohn, ist aber später erblindet und zum Bettler worden. Da sagten die Leute, in freilich ungerechtem Urtheil, das sei die Strafe für jenen den Franzosen geleisteten Dienst.

wären, die Sättel nicht zurückgeblieben sein würden. Der Feldmarschall sah jetzt, wie die Sache stand, und wendete seinen Zorn gegen den Rittmeister, der sich jedoch noch rechtzeitig aus dem Staube machte und später als Major derselben blauen Husaren zurückkam, die ihm seine Pferde entführt hatten. Wieweit dadurch der Verdacht begründet worden, daß er selbst bei jenem Handstreich betheiligt gewesen, muß dahingestellt bleiben. Wahr mag es aber sein, daß die französischen Emigranten, unter denen denn doch gar mancher eine Gelegenheit, seinen Frieden mit den französischen Machthabern zu machen und sich die Rückkehr ins Vaterland zu erwirken, nicht von der Hand wies, sehr unzuverlässige Streitgenossen waren.

Stücker, über welchen an den Erzherzog Karl berichtet worden, wurde nach Wien berufen und empfing aus den Händen des Kaisers ein Lieutenantspatent und die vollständige Ausrüstung. Nun willigten auch die Aeltern ein, und er trat in die Schwadron seines Freundes Grysar. In dieser Stellung hatte er in der ersten Schlacht bei Altenkirchen (4. Juni 1796) Gelegenheit, seinem Retter Richepanse den geleisteten Dienst zu vergelten. Richepanse hatte, nächst den Fehlern, die der Führer der Kaiserlichen begangen, wesentlichen Antheil an dem Siege, welchen damals der General Kleber[1]) über den Prinzen

---

[1]) Wir erwähnen hier beiläufig eine abweichende Version über Kleber's frühere Geschichte. Nach den gewöhnlichen Angaben, die auch der sachkundige Rheinische Antiquarius (I, IV, 46 fg.) bis auf einen Punkt bestätigt, war Jean Baptiste Kleber am 6. März 1753 in Strasburg geboren, der Sohn eines Gartenarbeiters, hatte durch die Sorge seines Stiefvaters die Mittel bekommen, in Paris Baukunst zu studiren, hatte hier zwei bairischen Edelleuten bei einem Streite mit Franzosen beigestanden und war durch diese in die Militärschule zu München gekommen, wo ihn 1773 der österreichische General Kaunitz sah und ihm ein Lieutenantspatent gab. 1783 hätte er dann

Ferdinand von Würtemberg[1]) erfocht, und den nur wenige Monate später (19. Sept. 1796) der Erzherzog Karl an derselben Stelle durch einen Sieg über Jourdan rächte. Er hatte sich, an der Spitze seiner Reiter, bei Durchbrechung der kaiserlichen Linien ausgezeichnet, weshalb ihn Kleber auf dem Schlachtfeld zum Brigadegeneral ernannte. Im Eifer des Sieges war er mit nur einigen Dragonern den Seinen vorausgesprengt, als auf der Höhe von Weyerbusch eine Abtheilung Barkohusaren sich gegen ihn umkehrte. Eine Kugel traf sein Pferd; es stürzte und fesselte ihn an den Boden. Schon schwang ein Husar den Säbel über seinem Haupte, als Lieutenant Stücker sich dazwischenwarf, den toddrohenden Streich abwehrte und dem Gestürzten unter dem Pferde vorhalf. Das Getümmel des Kampfes, durch die zur Hülfe herbeisprengenden französischen Reiter vermehrt, trennte die Freunde wieder, die sich wol auf Erden nicht wiedergesehen haben. Gewiß aber war es für Stücker, nächst der reineren Freude, die er überhaupt über die Rettung

---

seinen Abschied genommen, entweder wegen langsamen Avancements, oder wegen einer drolligen Duellgeschichte, die der Rheinische Antiquarius (II, I, 710) erzählt, worauf er königlicher Bauinspector zu Béfort geworden, 1792 aber als Gemeiner in die Armee getreten wäre. Der Verf. der von uns benutzten Schrift läßt ihn dagegen (S. 175) erst im preußischen Dienst anfangen, dann Gardecapitän bei dem Bischof von Münster werden, der die Gewohnheit gehabt, sich mit allen seinen Offizieren herumzuschlagen, aber sehr ungnädig geworden sei, wenn ihm einer nicht den Sieg gelassen habe. Diesen Misgriff habe Kleber begangen. Es wird hier wol eine Verwechslung mit irgend einem andern französischen Befehlshaber im Spiele sein.

1) Geb. 22. October 1763, † 20. Jan. 1834. Er war ein Sohn Herzog Friedrich Eugen's und der Friederike von Brandenburg-Schwedt, ein Bruder des ersten, ein Oheim des jetzigen Königs, ist übrigens zweimal in kinderloser Ehe vermählt gewesen, das zweite mal mit einer Schwester des Fürsten von Metternich.

eines Freundes und eines edeln Menschen empfunden haben mag, eine hohe Genugthuung, auch diese Schuld getilgt zu haben.

Weiter hören wir von Stücker, daß er in der Nacht vom 7.—8. Dec. 1796, mit 12 Barkohusaren, 50 Rothmäntlern und etwa 30 bewaffneten Landleuten, den Vicar Ommerborn an deren Spitze, einen aus 200 Mann Fußvolk und einigen Reitern bestehenden Wachtposten zu Herweg bei Bechen aufhob und nach Much lieferte. Dies zugleich ein Zeichen, daß die von ihm begründete Freischar noch immer bestand und ihm treu und gewärtig war.

Stücker that sich auch sonst hervor, ward von General Werneck dem Erzherzog Karl nachdrücklich empfohlen und von diesem (25. Mai 1797) in sein Hauptquartier Schwetzingen berufen, wo der Erzherzog ihm rieth, in das Schwarzenbergische Uhlanenregiment überzutreten, wo er rascheres Avancement zu hoffen habe. Schon im Juni bewerkstelligte Stücker diesen Uebertritt, wozu ihm der Erzherzog die zur Ausrüstung erforderliche Summe und zwei schöne ungarische Pferde schickte. Von 1797—1799 hielt ihn der Friede in Böhmen zurück, wo er sich mit Einexerciren von Rekruten zu beschäftigen hatte. Doch schon im April 1799 ging es wieder an den Rhein. Stücker zeichnete sich bei Lauffen, Sinzheim, Wisloch, vor Manheim aus. Bei dem Sturme auf Neckarau (18. Sept.) trat er mit seinen Uhlanen freiwillig vor, um, in Ermangelung der Infanterie, von den Pferden absitzend, die feindlichen Tirailleurs aus einem Wäldchen zu vertreiben. Am 19. October vertheidigte er, mit seinem Zuge Uhlanen, die Neckarbrücke zu Heidelberg zwei Stunden lang gegen mehre Tausend Feinde, und am 16. Nov. hielt er bei Bruchsal die An-

griffe eines weit überlegenen Feindes von 8 Uhr des Morgens bis nachmittags 4 Uhr aus. Hier hatte er zuletzt die Schwadron zu befehligen, da alle ältere Offiziere verwundet waren. Endlich sprengte der heldenmüthige Fürst Johann Joseph von Liechtenstein (geb. 25. Juni 1760, † 20. April 1836), damals Oberst des Schwarzenbergischen Regimentes, mit drei Schwadronen zum Entsatz herbei. Da stürzte das Pferd des Fürsten und er kam in die Hände der Feinde. Stücker aber, dem fünf Pferde unter dem Leibe erschossen worden, hieb ihn heraus und trug ihn in Sicherheit, von da an immer entschiedener der Liebling des Fürsten, der ihn schon vorher werth gehalten hatte.

Stücker ward jetzt, obwol er der jüngste der Offiziere des Regiments war, fortdauernd die Führung einer Schwadron vertraut. Mit dieser focht er, vom 29. April bis 22. Mai 1800, während welcher Zeit das Regiment von 1600 Mann auf 400 schmolz, in 20 Reitergefechten ruhmvoll. „Der bergische Held", wie ihn Erzherzog Karl genannt hatte und wie er von da an in der Armee hieß, zeichnete sich namentlich bei Stockach (3. Mai) und Mößkirch (5. Mai) aus und wurde, mehrere Vorgänger überspringend, zum Oberlieutnant ernannt, sowie ihm auch von mehrern Regimentsinhabern Beförderungen angetragen wurden, die er aus Anhänglichkeit an Fürst Liechtenstein ausschlug. Im November 1800 that er sich wieder in der Vorhut der von Erzherzog Johann befehligten Armee hervor, und als ihm am 1. Dec. ein Streifzug zur Deckung der rechten Flanke übertragen war, gelang es ihm, ein feindliches Depot zu überfallen, wobei er 3 Offiziere mit 96 Mann und 43 Pferden wegnahm und eine Kriegskasse mit 500000 Livres erbeutete. Zwar war inzwischen das Heer des Erzherzogs bei

Hohenlinden geschlagen worden (3. Dec.), Stücker aber umging den Feind in Eilmärschen und brachte Gefangene und Beute glücklich ins Hauptquartier, wo man ihn schon verloren geglaubt hatte, wo aber jetzt der Erzherzog ihn vor dem ganzen Heere belobte und zum Theresienkreuz vorschlug.

Bei dem Rückzuge des kaiserlichen Heeres kämpfte Stücker in der äußersten Nachhut. Da ward in dem heftigen Gefecht bei Lampach (19. Dec.) sein Pferd von mehreren Kugeln getroffen und stürzte, während ihm selbst eine feindliche Kugel die rechte Schulter zerschmetterte. Fürst Liechtenstein, der seinem Retter vergelten wollte, hieb sich muthig zu ihm durch, wurde aber, nachdem auch sein Pferd gestürzt war, verwundet und gefangen. Dennoch gelang es Stücker, der jetzt zu Fuß und mit der linken Hand focht, sich durchzukämpfen, und er sank, vom Blutverlust erschöpft, erst nieder, als er bereits seine treuen Uhlanen um sich hatte, die ihn aus dem Getümmel forttrugen. Im Spital zu Wien traf er seinen Grysar, konnte es aber, glücklicher als dieser, im März 1801 geheilt verlassen, während Grysar invalid blieb.

Er kam nun nach Mähren zu liegen, besuchte aber zunächst seine Aeltern und die Heimat auf längere Zeit. Wie er 1802 nach Mähren zurückkehrte, fand er seine Ernennung zum Rittmeister vor, die ihm der Erzherzog Karl erwirkt hatte, sowie das Patent als Reichsfreiherr Stücker von Weyerhoff. Dergestalt ausgezeichnet, gewann er die Hand einer Gräfin Zeltetzky, die ihm die mährischen Herrschaften Wschechowitz [1]) und

1) Diese verkaufte Franz Hubert Stücker von Weyerhoff, wol ein Sohn unsers Helden, um 1836 an den k. k. Kämmerer und Rittmeister Grafen von Belrupt.

Prowodowitz im Prerauer Kreise, mit 18000 Morgen, zubrachte. Er lebte jetzt einige Jahre auf seinen Gütern, und wurde 1803 zum k. k. Rath und zum Geheimen Rath des Erzherzogs Rudolf, als damaligen Bischofs von Olmütz, ernannt. Wie aber 1805 der Krieg von neuem losbrach, eilte auch Stücker, dem seine Gattin inzwischen drei Kinder [1]) geboren hatte, wieder zum Heere. Wie damals Mack bei Ulm umzingelt ward und sich gefangen gab, Erzherzog Ferdinand aber den mannhaften Entschluß faßte, den Feind zu durchbrechen und wenigstens die Reiter und die Kriegskasse zu retten, führte Stücker mit seinen Uhlanen anfangs die beim Durchbrechen bedeutsame Vorhut, später die nun gefährlichere Nachhut auch dieses Unternehmens. Ihm folgten zwei Schwadronen Dragoner, dann zwei Schwadronen Kürassiere, dann der Erzherzog, Fürst Schwarzenberg und die Kriegskasse, dann wieder zwei Schwadronen Kürassiere, eine Schwadron leichte Reiter, zwei Schwadronen Kürassiere und eine Schwadron Husaren. So durchbrachen sie in der Nacht vom 14.—15. Oct. 1805 den Feind und gelangten, von Murat mit 12 Regimentern verfolgt und unablässig angegriffen, nach Böhmen [2]). Stücker

1) Die Freiin Karoline Stücker von Weyerhoff, die sich am 29. Juni 1842 mit Franz Karl Grafen von Zedtwitz (geb. 1830) vermählte, wird wol eine Enkelin von ihm sein.

2) Bei derselben Gelegenheit hatten auch die Obersten Graf Ferdinand Wartensleben (geb. 17. Jan. 1778, † als Feldmarschalllieutenant März 1821) und Graf Kinsky ihre Regimenter, Blankenstein Husaren und Kinsky Chevauxlegers, in gleicher Weise gerettet. Der Kaiser belobte sie dafür (1. December) ausdrücklich, ernannte Kinsky zum Generalmajor und stellte Wartensleben gleichfalls Beförderung in Aussicht. Da jedoch bei der Untersuchung gegen die Generale, welche die Capitulation unterzeichnet hatten, diese kühne That als eine Eigenmächtigkeit, welche die Lage erschwert habe, dargestellt worden war, so wurden sie noch 1807 vor ein Kriegsgericht gestellt und,

hatte aus Ulm fünf Offiziere, 18 Unteroffiziere und 440 Mann geführt und brachte drei Offiziere, zwei Unteroffiziere und 41 Mann nach Eger. Sein Mantel war von Hieben und Schüssen zerfetzt, er selbst aber nicht verwundet. Erzherzog Johann ernannte ihn zum Chef der Schwadron, die er so ruhmvoll geführt hatte, und nach dem Gefecht bei Iglau wurde er Major.

Nach dem Frieden zog er sich wieder nach Mähren zurück, führte aber 1809, zum Chef der mährischen Landwehrbrigade ernannt, dem Erzherzog Karl 2400 Reiter zu. Bei Wagram griff er siegreich mit seinen Reitern an, ward aber schwer verwundet und mußte die Schlacht verlassen. Wieder nach Mähren zurückgebracht und dem Heere entzogen, konnte er 1813 doch nicht ruhig bleiben, sondern rückte am 30. Juli, als Husarenoberst, von Mähren nach Dresden aus. Er kämpfte tapfer bei Dresden und Leipzig und ward nach letzterer Schlacht mit dem Auftrag beehrt, die Siegesbotschaft nach Wien zu bringen. Zum Heere zurückgeeilt, führte er bei Hanau die leichten Reiter Bubna's, sank aber dann, durch Wunden und Beschwerden entkräftet, aufs Krankenlager und mußte die häusliche Pflege suchen. Nie wieder völlig genesen, verschied er am 28. Dec. 1824.

---

wegen Ungehorsams, Graf Kinsky zu einjährigem Profosenarrest, Graf Wartensleben zu Dienstentlassung salvo honore verurtheilt! Er ahnete nichts davon, als ihn der Erzherzog Karl nach Wien beschied, ihm das Urtheil mittheilte, zugleich aber, als Generalissimus, dasselbe vernichtete, zerriß und zu Boden warf.

VI. Christian von Rother.

Bei Männern, die sich aus dunkeln Verhältnissen heraus zu weitreichendem Einflusse und glänzenden Stellungen emporgearbeitet haben, vielleicht dabei auch, in den verworrenen Zeiten großer Krisen, durch besondere Fügung und Gunst in überraschender Weise gefördert worden sind, findet man häufig und kann es sich wohl erklären, daß mancherlei widersprechende Angaben über ihre frühern Verhältnisse und die ersten Staffeln ihres Emporsteigens verbreitet werden, und daß je nach Stimmung und Tendenz bald schönfärberisch, bald schwarzfärberisch darüber berichtet, dort etwas verschwiegen, hier etwas zugesetzt oder entstellt wird. Auch sind die, denen das rasche Steigen eines Emporkömmlings aus irgend einem Grunde zuwider ist, selten geneigt, anzuerkennen, wieweit denn doch ein wahres Verdienst, ein innerer Beruf dieses Steigen gerechtfertigt, lieben es vielmehr, alles auf Gunst und Glück oder Schlimmeres zu schieben. Das alles hat der Minister Rother erfahren, hat aber auch das Glück gehabt, lange genug zu leben und zu wirken, um die Welt sich immer mehr an seine hohe Stellung gewöhnen, seine frühern Verhältnisse vergessen zu sehen, und durch rühmliche Erfolge seinen Beruf zu bedeutender Wirksamkeit zu

erhärten, in welchem Falle denn das Dunkel der frühern Verhältnisse dem Mann, der solche Ungunst rühmlich überwunden, nur zur Ehre gereichen, sowie es Andern zur Aufmunterung dienen kann, zu erfahren, wie ein wahrer Beruf auch aus den wenigst versprechenden Lagen zum Ziele aufzudringen vermag.

Christian Rother gehörte übrigens durch die Geburt noch keineswegs dem Proletariat, sondern dem Bauernstande an. Sein Vater, dem er am 14. Nov. 1778 geboren ward, war Freistellenbesitzer und Gerichtsschulz zu Ruppersdorf bei Strehlen. Der Knabe entwickelte frühzeitig Talent genug, um den Pfarrer des Ortes auf sich aufmerksam zu machen, der es dann vermittelte, daß er von dem Schullehrer in Privatunterricht auf eine Gelehrtenschule vorbereitet wurde, wie er denn in der That auf kurze Zeit in ein breslauer Gymnasium eintrat. Dies aber mußte er bald wieder verlassen, weil der Landrath, der wol wegen der Militärpflicht in die Sache zu reden hatte, nicht für gut fand, daß der Knabe zum Studium ermächtigt werde! Er sollte nun Schullehrer werden, zu welchem Zwecke ihm sein früherer Lehrer fortgesetzten Unterricht ertheilte. Dann aber fand dieser, daß Rother „wegen seines etwas heftigen Temperamentes und wegen nicht zureichenden musikalischen Gehörs“ zum Schullehrer und Organisten nicht geeignet sei. Nun kam der Knabe 1792 als Eleve in das Steueramt zu Neumarkt und verbrachte hier zwei Jahre unter äußerlich drückenden Verhältnissen und mannichfachen Beschwerden, aber nicht ohne Frucht für seine Zukunft, da er hier den ersten Grund zu Kenntniß des Kassen- und Rechnungswesens legte. Auch muß er sich brauchbar erwiesen haben; denn der Landrath, der sich soviel und so unerwünscht um den jungen Rother bekümmerte, requirirte ihn als

unbesoldeten Privatsecretär, und wie Rother auf solchen Antrag nicht eingehen wollte, drohte er, ihn unter die Soldaten zu stecken, was bekanntlich damals, der Jugend der untern Stände gegenüber, lediglich von der Willkür der Behörden abhing und ein gar wirksames Droh- und Zwangsmittel in ihren Händen war. Diesem Geschicke zu entgehen, wendete sich Rother nach Neustadt in Oberschlesien und ward hier Schreiber oder euphemistisch Secretär [1]) bei dem alten Kriegs- und Steuerrath Lonsert, der als Regimentsquartiermeister bei dem Mengdenschen, später Thieleschen Kürassierregimente fungirte. Es soll das ein tüchtiger Geschäftsmann und der Aufenthalt bei ihm eine gute Schule für Rother gewesen sein, der sich in jener Zeit auch durch den freundschaftlichen Umgang mit einem begabten jungen — Kapuziner wesentlich gebildet, sowie auch sonst jede Gelegenheit benutzt habe, seine Kenntnisse zu erweitern und seiner Thätigkeit eine wissenschaftliche Unterlage zu geben. Namentlich habe er in dem Archenholz'schen Journale alle Aufsätze, welche Finanzfragen betrafen, mit Eifer studirt. Nach Lonsert's baldigem Tode wurde er von dem Generallieutenant von Mengden, der mit seinem Stabe in Neustadt lag und die Brauchbarkeit des jungen Mannes kannte, mit der interimistischen Fortführung der Geschäfte des Verstorbenen beauftragt. Es ist auf der einen Seite mit Bestimmtheit geleugnet, auf anderer ebenfalls bestimmt behauptet worden, daß Rother Soldat gewesen sei. Gewiß ist, daß er erst am 5. Juli 1796, angeblich „wegen

---

1) Misgünstige Darstellungen lassen ihn zugleich Bedientenstelle versehen; ob bei Lonsert, oder später bei Mengden, oder bei beiden, bleibt ungewiß. Der Oberpräsident Sack bezeichnete ihn 1816, in einem allerdings feindseligen Briefe an Stein, als ehemaligen Bedienten in Warschau.

zum Militärdienste untauglicher Leibesconstitution", jedoch infolge besonderer Vermittelung Mengden's, vom Militärdienste „gänzlich entlassen" wurde. Möglich daher, daß er dem Militär wirklich zugetheilt war und in den Listen als Soldat figurirte, daß aber der General, welcher wußte, Rother sei zu andern Dingen zu benutzen, als zum Küraßtragen, ihn vom Dienste entband und mit jenen Geschäften betraute. Bald darauf rückte er mit dem Regimente nach Warschau, und als der General mit dem Stabe nachkam, wurde zwar die Regimentsquartiermeisterstelle einem Neffen Lonsert's übertragen, Rother aber Privatsecretär des Generals. Dieses Verhältniß dauerte nicht viel über ein Jahr, worauf der General, auf der Parade vom Schlage getroffen, plötzlich verstarb.

In dem damals preußischen Polen waren brauchbare Beamte gesucht, und so erhielt Rother (1797) bald eine Anstellung im Staatsdienste, die jedoch lange noch untergeordneter Natur blieb. Er wurde zunächst Assistent und seit 1803 Calculator bei der Kriegs- und Domänenkammer, trat aber aus dieser Wirksamkeit zum Stadtpolizeimagistrate über [1]), wo er 1806 als Kanzleiinspector und erster expedirender Secretär fungirte. Im Jahre 1800 schloß er seine erste Ehe. Seine Gattin soll Kammerjungfer bei der Generalin von Wagenfeld, einer geborenen Gräfin von Schlieben, gewesen und dieses Verhältniß in viel späterer Zeit dadurch an den Tag getreten sein, daß die in hohem Alter verstorbene Frau von Wagenfeld eben dieser ihrer vormaligen Kammer-

---

1) In dem „Neuen Nekrolog der Deutschen" (Jahrgang 1849, II, 813 fg.) wird das Verhältniß umgedreht, und läßt man ihn erst bei der Polizei und dann bei der Kammer angestellt sein.

jungfer ein kleines Legat ausgesetzt hatte, worauf denn die nöthigen Schritte zur Ermittelung der Legatarin gethan wurden und man dieselbe, zu nicht geringem Erstaunen, in der Frau Geheimeräthin Rother fand.

Die Bedrängnisse, welche die französische Occupation und die im Frieden von Tilsit bewirkte Abtrennung des preußisch-polnischen Gebietes von Preußen über die in den polnischen Provinzen angestellt gewesenen preußischen Beamten brachten, sind aus den damaligen Schicksalen z. B. Hoffmann's u. A. sattsam bekannt. In Polen konnten sie, bei dem Hasse der Polen gegen sie, nicht bleiben, und der so sehr reducirte preußische Staat hatte die Mittel nicht, sie sämmtlich zu versorgen, wozu noch kam, daß allerdings viele Personen dort ein Unterkommen gefunden hatten, die eben anderwärts nicht anzukommen gewußt hatten, und man bei den Anstellungen in Polen nicht wählerisch hatte verfahren können. Rother scheint jedoch im Anfang ein besseres Loos gezogen zu haben. Auch hier sind freilich die Nachrichten widersprechender Art. Nach dem Nekrolog im „Preußischen Staatsanzeiger" vom 15. und 16. Dec. 1849 wäre Rother „durch den Geheimen Finanzrath von Klewitz veranlaßt worden, einstweilen noch in Warschau zu bleiben, um mit seinen Kenntnissen der südpreußischen Verhältnisse den preußischen Commissarien bei den bevorstehenden Verhandlungen über die Auseinandersetzung mit dem Herzogthum Warschau behülflich sein zu können." Die „sehr vortheilhaften und ehrenvollen Anerbietungen, die ihm" der Justizminister des Herzogthums Warschau, Graf Lubienski, behufs einer höhern Anstellung in herzoglich warschauischen Diensten gemacht, „habe Rother standhaft und entschieden abgelehnt", wogegen er



dem Minister habe „bei der Organisation der Justizbehörden in seiner unabhängigen Stellung vielfach mit Rath und That behülflich sein“ können. Der Minister sei ihm dafür ein väterlicher Freund geworden und habe seiner noch 1847, als 90jähriger Greis, in aller Freundschaft gedacht und ihm seine kunstvoll gearbeitete Statuette übersendet. In dem „Neuen Nekrolog der Deutschen“ heißt es dagegen a. a. O. geradezu: Rother sei nach dem Tilsiter Frieden in das Bureau des Grafen Lubienski gekommen und habe sich dessen ganzes Vertrauen zu erwerben gewußt. Gewiß ist jedenfalls, daß Rother 1809 noch in Warschau war.

In welcher Stellung er nun auch so lange daselbst verharrt haben möge, mit Preußen blieb er in steter Verbindung und die Art und Tendenz derselben sollte ihm schwere Gefahr zuziehen. Er hatte die Bekanntschaft des damaligen Geheimen Finanzraths Stägemann gemacht, der in Geschäften nach Warschau gekommen war, und hatte auch dessen „Vertrauen bald erworben“, oder war von demselben als ein Mann erkannt worden, der auch in Warschau dem preußischen Staate gute Dienste leisten könne. Stägemann soll ihm Hoffnung auf baldige Berufung nach Königsberg gemacht haben, was jedoch damals nicht in Erfüllung gegangen sei, wogegen Stein einen Briefwechsel mit Rother begonnen habe, dessen Entdeckung demselben schwere Unannehmlichkeiten zugezogen. Entdeckt mag dieser Briefwechsel im Verlaufe des Krieges von 1809 worden sein, wo Warschau vorübergehend von den Oesterreichern besetzt wurde, dann aber wieder in den Besitz der Nationalpolen kam, und nun die Polen ihrem Ingrimme gegen die ehemaligen preußischen Beamten ungehemmter den Zügel schießen

lassen konnten [1]), woran sie bis dahin durch die milde und gerechte Regierung des Königs-Herzogs verhindert worden waren. Rother ward nach dem Abzug der Oesterreicher auf den Brückenkopf Praga gebracht, seine Papiere in Beschlag genommen und eine Untersuchung gegen ihn verhängt, bei der es sich um Leben und Tod gehandelt haben soll. Seine Freilassung wird der Verwendung und Bürgschaft des Grafen Lubienski zugeschrieben. Es ist uns jedoch eine Anekdote mitgetheilt worden, die noch einen andern Einfluß ins Feld führt. Hiernach hatte ihn damals ein Freund, dem er viele Gefälligkeiten erwiesen, im Gefängniß besucht und ihn gefragt, ob er ihm nicht vielleicht noch nützlich sein könne, da selbst sein Leben bedroht sei. Rother dankte ihm und ersuchte ihn, zu seiner Frau zu gehen und ihr zu sagen: sie möge sich — des Mopses erinnern. Der Freund mag dabei wol an Rother's Verstande irre geworden sein, theilte indeß die Aeußerung, wenn auch mit bedenklichem Kopfschütteln, der Frau Rother mit, welche sogleich freudig ausrief: „Mein Gott, warum habe ich doch nicht eher daran gedacht?" Auf Befragen erzählte sie ihm darauf Folgendes. Rother habe einen sehr niedlichen kleinen Mops besessen und sei mit demselben auf der Straße gewesen, als die Königin von Sachsen, bei ihrer Anwesenheit in Warschau, vorbeigefahren sei. Des Gedränges halber habe Rother das Thierchen auf den Arm genommen, wobei es der Königin in die Augen gefallen sei und sie zu dem Ausrufe vermocht habe: „Ach welch schönes

---

1) Umgekehrt, aber fälschlich läßt der „Neue Nekrolog der Deutschen" a. a. O. die preußischen Beamten durch die Oesterreicher verhaftet und durch eine Nationalcommission entlassen werden. Die Commission hat ihre Richtigkeit, war aber eben die Untersuchungscommission.

Möpschen!“ Rother habe sich hierauf bei der Königin melden lassen und dieselbe gebeten, das Hündchen, das ihr so gefallen, von ihm anzunehmen. Die Königin habe ihm diese Bitte gewährt, ihm vielmals für das angenehme Geschenk gedankt und dabei geäußert, daß sie es gern sehen würde, wenn er ihr Gelegenheit geben wolle, ihm einmal nützlich sein und sich dankbar beweisen zu können. Frau Rother wendete sich, wenn die Geschichte wahr ist, in der That an die Königin, setzte ihr die Verhältnisse auseinander und flehte sie um Rettung ihres Gatten an [1]), worauf denn die Königin sich namentlich bei Lubiensfi für Rother verwendete und dieser, statt der drohenden Hinrichtung, mit der ersehnten Landesverweisung davonkam.

Wie dem auch sei, Rother ward in Freiheit gesetzt, verließ aber, sei es gezwungen, oder freiwillig, Warschau unverzüglich und ging nach Königsberg, wo er dem Geheimenrath von Klewitz, für den König, eine Denkschrift über die Verhältnisse Preußens zu dem Herzogthum Warschau überreichte und sich damit zugleich zu Wiederanstellung empfahl. Die Arbeit bewies soviel Brauchbarkeit, daß Rother dem Finanzministerium zugetheilt und angewiesen ward, sich, da die obern Verwaltungsbehörden bald nach Berlin gehen würden, seiner Zeit daselbst bei dem Minister von Altenstein zu melden. Die Sache verzog sich jedoch noch einige Monate, während deren Rother von Stägemann beschäftigt wurde, der auch, neben dem Geheimen Staatsrath von Oelsen, im Ministerium sein Vorgesetzter blieb. Am 24. Dec. 1809 traf Rother in Berlin ein und meldete sich in den

---

[1]) Freilich müßte das schriftlich geschehen sein, da die Königin 1809 nicht nach Warschau kam.

ersten Stunden des folgenden Tages bei Altenstein in dessen Dienstwohnung, die, durch eine eigene Fügung, genau zehn Jahre später Rother's eigene Dienstwohnung werden sollte. Wer hätte es dem gewesenen Schreiber eines Regimentsquartiermeisters, der jetzt froh war, eine subalterne Stellung in einer Ministerialbehörde zu erlangen, voraussagen sollen, daß er nach nur zehn Jahren von der Dienstwohnung seines Ministers Besitz nehmen würde?

Mit Altenstein kam Rother in keine nähere Beziehung, ward aber von Stägemann sehr vielseitig beschäftigt, Oelsen fast unentbehrlich, von beiden mit den wichtigsten Arbeiten betraut, und bewährte sich immer mehr als ein ungemein geschickter und zuverlässiger Mann. Altenstein ward auch, weil er den Vorschlag gemacht, die ihm unerschwinglich erscheinenden französischen Geldforderungen durch Abtretung eines Theiles von Schlesien zu befriedigen, am 6. Juni 1810 entlassen, worauf der Staatskanzler Hardenberg die Oberleitung des Finanzministeriums selbst übernahm. Stägemann mußte demselben namentlich eine Uebersicht von der Lage des Staatshaushaltes vorlegen und nahm gewöhnlich Rother zu diesen Vorträgen mit, damit derselbe die nöthigen Erläuterungen über die Details gebe. Hier wurde nun der Staatskanzler auf Rother aufmerksam, erkannte seine eminente geschäftliche Brauchbarkeit und nahm ihn als Rechnungsrath in sein Bureau, wo ihm namentlich seit 1812 die wichtigsten Geschäfte übertragen wurden und wo er sich das ganze Vertrauen des Staatskanzlers erwarb, zu dessen ergebensten und bedeutsamsten Werkzeugen er gehörte.

So erhielt er, bevor über Preußens Stellung zu Frankreich in dem bevorstehenden russischen Feldzuge ent-

schieden war, mit Gneisenau und Stägemann, den das tiefste Geheimniß erfordernden und in der That gefährlichen Auftrag, in solchen Oderstädten, die sich zu dem Zwecke noch allenfalls eigneten, nachdem die Festungen von den Franzosen besetzt waren, Magazine anzulegen und Kriegsvorräthe anzusammeln, die für den äußersten Fall dienen sollten, daß man genöthigt wäre, schon damals den letzten Verzweiflungskampf gegen Frankreich zu wagen. Diese Operation war bei dem Mistrauen der Franzosen und ihrem Kundschaftersystem ungemein schwierig, und drohte bei einer Entdeckung nicht blos den Beauftragten, sondern auch dem Staatskanzler und wahrscheinlich dem ganzen Staate Verderben. Die große Umsicht und Verschwiegenheit der Beauftragten ließ es jedoch nicht zu einer Entdeckung kommen, und die Maßregel selbst ergab sich als überflüssig, als die Allianz zwischen Preußen und Frankreich gegen Rußland zu Stande kam (24. Febr. 1812), welche Preußen wieder einige Sicherheitsfrist vermittelte. Sowie dies entschieden war, trafen sich die drei Beauftragten zu Frankfurt a. d. O. in einem Wirthshaus und verbrannten daselbst die sämmtlichen auf die Operation bezüglichen Actenstücke.

Von Breslau aus, wohin Rother den Staatskanzler zu Anfang des Jahres 1813 begleitet hatte, wurde Rother in das russische Hauptquartier nach Königsberg gesendet, wo er abermals mit geheimen, wichtigen Aufträgen betraut war, welche Umsicht, Feinheit und Discretion erforderten. Er sollte unter der Hand für die Geldbedürfnisse der Yorkschen Truppen sorgen, damit diese nicht von den Russen abhängig wären. Er sollte den Zustand und die Absichten der Russen zu erkunden suchen, denen gegenüber ein gewisses Mistrauen noch immer gerechtfertigt war. Er sollte endlich mit Stein und

York in Verbindung treten und als Vermittler zwischen ihnen und dem Staatskanzler dienen. Stein war damals sehr auf einen Plan versessen, ein Papiergeld für das gesammte noch zu erobernde Deutschland zu gründen, das als finanzielle Basis zu dem Kriege gegen Napoleon dienen sollte. Dem erfahrenen Finanzier Rother kam dieser Gedanke allerdings sehr bedenklich und unpraktisch vor, was er auch keineswegs verschwieg. Da jedoch Stein an solchen einmal erfaßten Lieblingsideen mit Zähigkeit festzuhalten pflegte und für den nüchternen Einwand der Unausführbarkeit wenig empfänglich war, so mußte sich Rother dazu verstehen, einen Plan zu Ausführung der ihm verhaßten Idee auszuarbeiten. Bald darauf wurde er jedoch nach Breslau zurückberufen, wo er an Hardenberg einen Minister hatte, der zwar Stein an Kraft und Reinheit des Charakters, an Adel und Schwung des Geistes wesentlich nachstand, jedenfalls aber, bei ungleich größerer Milde des Wesens, die doch auch eine sittliche Tugend ist, ohne die leidenschaftliche Hitze Stein's, die doch auch ein sittliches Gebrechen ist, die für einen Staatsmann sehr ersprießliche Eigenschaft besaß, auf den Rath von Sachverständigen dankbar und fügsam zu hören. Rother wurde vornehmlich mit der Sorge für Beschaffung der Kriegsmittel, soweit es sich nicht um die Menschen handelte, beauftragt, und es war dies unter den damaligen Umständen eine Aufgabe der schwierigsten Art. Die preußischen Kassen waren gänzlich erschöpft; von Rußland war alles eher zu erlangen, als Geld, und zu einem Subsidienvertrag mit England war man noch nicht gediehen. Hardenberg ergriff daher die Stein'sche Papiergeldidee begierig als einen Nothanker, sah sich jedoch bald wieder durch

die Folgen des ersten Versuchs [1]) genöthigt, dieselbe wesentlich zu modificiren [2]), und ließ sie, den Gegenvorstellungen Stägemann's, Rother's, Scharnhorst's und Knesebeck's Gehör gebend, schließlich so gut wie ganz fallen. Man mußte sich daher zu dem Systeme der Requisitionen und der freiwilligen oder gezwungenen Anleihen entschließen. Bevor das aber in Gang kam und bevor sonstige Hülfsquellen sich im Fortgang des Krieges eröffneten, war die Verlegenheit manchmal äußerst groß und Rother hat in der That Unglaubliches geleistet.

Ein Beispiel ergibt sich aus einem in viel späterer Zeit (9. Febr. 1834) an Rother erlassenen Schreiben des Generals von dem Knesebeck, worin es heißt: „Am Tage als der verstorbene Scharnhorst von Breslau zur Blücherschen Armee abgegangen und mir die Leitung der höhern Militärangelegenheiten zugefallen war, überschlug ich unsern Vorrath an Gewehren, Pulver und Munition und gerieth in die größte Besorgniß, da ich sah, daß ein gänzlicher Mangel daran vorhanden war und der Vorrath nicht hinreichte, um für die Truppen in freiem Felde eine zweite Chargirung zu beschaffen, ohne den Bestand der nächsten, selbst nur dürftig versehenen Festungen anzugreifen. Ich fuhr deshalb noch denselben Abend, obgleich schon gegen 10 Uhr, zu dem Staatskanzler heraus, den ich an demselben Tage schon über Mangel an Geldmitteln hatte klagen hören, und der zu der Zeit mit mehrern mir nicht anwendbar noch zweckmäßig erscheinenden Mitteln und Ideen (als Creirung von Papiergeld, Verkauf der Klostergüter u. s. w.) beschäftigt war, um dies Geldbedürfniß herbeizuschaffen, und war ganz niedergeschlagen,

---

1) Verordnung vom 19. Jan. 1813.
2) Verordnung vom 6. März 1813.

wie dies alles werden würde. Der Staatskanzler war nicht da; ich fragte, wer diese Geschäfte zu besorgen habe? Mehrere Bureaux waren schon geschlossen; Sie arbeiteten noch; man wies mich zu Ihnen, ich kannte Sie noch gar nicht und war sehr zurückhaltend, rückte jedoch allmählich mit der Besorgniß heraus, die auf meinem Herzen ruhte. Sie stutzten und zweifelten; da wies ich Ihnen unsern Bestand, was wir hatten an Gewehren, Pulver und Munition, nach einer kurzen Notiz, die ich davon bei mir hatte, und öffnete mein Herz, wie ich nicht glaubte, daß es mit des Kanzlers Project, in jetziger Zeit Papiergeld zu schaffen, gehen würde, dennoch aber Pulver, Blei und Gewehre ganz unumgänglich nothwendig wären; wie ich aus dem Oesterreichischen käme und daselbst welche lägen, aber Geld — Geld u. s. w.

„Da sagten Sie mir: «Ich habe schon daran gedacht, und morgen sollen Maßregeln dazu genommen werden; verlassen Sie Sich auf mich.» Es war Mitternacht geworden und ich ging nach Hause. Wir brachen auf — und ich sah Sie nicht wieder, als nach der Schlacht von Bautzen — mich dünkt, es war in Lauban oder Görlitz im Zimmer bei Graf Lottum. Wir hatten zwei Schlachten geschlagen, wir waren fertig mit unserm Pulver — ich fragte hin und her — niemand wußte Rath — da traten Sie auf und sagten: «Ja, es ist alles besorgt — 4000 Ctr. sind contrahirt, 2000 schon unterweges nach Neiße.» Man muß die Sorgen jener Zeit getragen haben, wie wir sie trugen, um den Werth jener Worte fühlen, das Verdienst ganz schätzen zu können, das Sie Sich hierdurch errungen haben. Ich hatte — um den Rückzug von Bautzen möglich zu machen — den damaligen Befehlshaber der russischen Artillerie, General Jaschewyl, die sieben letzten Cartouchen ver-

feuern lassen, unter Zusage, ihm in Schweidnitz das Pulver zu erstatten, und wußte noch nicht, wie ich mein Wort, das ich ihm gegeben, lösen würde, und habe es nur möglich gemacht durch jene Ihre Hülfe. Nie habe ich Ihnen daher selbige vergessen, und wenn auch viele Jahre seitdem vergangen, mit Freuden und dankbar des großen Verdienstes, das Sie Sich dadurch um das Vaterland und die Sache errungen, die wir verfochten, erkenne ich diese Fürsorge noch zur Stunde mit der lebhaftesten Erkenntlichkeit.

„Möge Ihnen die Rückerinnerung daran in dem Cirkel der Ihrigen Freude gewähren, und wenn Sie ihnen erzählen, wie Sie in dem Chaos unserer Finanzen und unsers Schuldenwesens seit 1817 Licht geschaffen haben, so reihen Sie zu der Zahl dieser Ihrer Dienste dreist jene Pulverbeschaffung 1813, die uns aus großer Noth und Verlegenheit riß."

Rother war in der That, unter dem bescheidenen Titel eines Rechnungsrathes, der wahre preußische Finanzminister, in einer Zeit, wo ein solcher die schwerste Aufgabe zu lösen hatte: aus nichts Geld zu machen, und wo ebendeshalb niemand den Posten ambirte. Der Geheime Staatsrath von Heydebreck, dem er angetragen worden, lehnte ihn, anscheinend abgeschreckt durch die leeren Kriegskassen und die allerdings sehr spärlichen und dünnen Acten des Hauptquartiers, ab, und erst im December 1813, wo sich die Aussichten denn doch so mächtig gelichtet hatten, ward in Graf Bülow ein Finanzminister gefunden. Rother blieb aber immer noch einflußreich in diesem Verwaltungszweig, da der Staatskanzler sich die Oberaufsicht vorbehalten hatte und Rother fortwährend bei demselben im Hauptquartier blieb. Für die Verdienste, die er sich in so schwerer Zeit erworben

und die für den Sieg nicht minder bedeutsam waren, als die Kriegsthaten, erhielt er, als wohlbegründete Anerkennung, das eiserne Kreuz am weißen Bande.

Am 6. Mai 1815 wurde Rother zum geheimen Oberfinanzrath und Director des Centralbureaus im Finanzministerium ernannt, folgte aber auch jetzt noch dem Staatskanzler zum Wiener Congreß und später nach Paris. Hier soll er die Aussöhnung zwischen Hardenberg und dem über den Gang der Friedensverhandlungen grollenden [1]) Blücher vermittelt haben. Uebrigens war er damals bei den Verhandlungen über die Vertheilung der Kriegsentschädigungen, als preußischer Specialbevollmächtigter, thätig und erwarb sich dabei das besondere Vertrauen des Herzogs von Wellington. Er war auch keineswegs blos ein gefügiges Werkzeug des Staatskanzlers, dem er vielmehr auch abweichende Ansichten, selbst über Gegenstände, die nicht in seinen unmittelbaren Wirkungskreis gehörten, mit Wärme und Offenheit darlegte. So soll er, auf die erste Nachricht von der Möglichkeit einer Abtretung Ostfrieslands, einen Brief an den Staatskanzler geschrieben haben, in welchem er alle Gründe gegen diese Maßregel, wie sie sich aus preußischem Standpunkte darstellten, mit Entschiedenheit, Einsicht und Wärme entwickelt habe. Freilich vergeblich, da einmal damals England das entscheidende Wort sprach.

Der Staatskanzler wußte auch diesen Freimuth zu schätzen, da er wohl erkannte, daß derselbe nicht aus oppositioneller Richtung, sondern eben aus der Aufrichtkeit der Ergebenheit floß. Er behielt Rother, neben des-

---

1) Er grollte an sich wol mit Recht, mag aber darin unrecht gehabt haben, wenn er annahm, die preußische Diplomatie, oder auch Preußen überhaupt, hätte die Sache ändern können.

sen Stellung im Finanzministerium, auch fortdauernd in seinem eigenen Bureau beschäftigt, und zog ihn bei vielen wichtigen Angelegenheiten, namentlich auch bei der Reorganisation der Behörden, zu Rathe. Diese einflußreiche Gunststellung fand freilich in jener Zeit, wo zumal Rother's Verdienste doch nur den Wenigen, welche unmittelbar mit ihm in Geschäftsverkehr gestanden, bekannt sein konnten, ihre Tadler. So schrieb der Oberpräsident Geheimerath Sack im Januar 1816 an Stein: „Aber als der Staatskanzler die ganze Organisation des hiesigen Landes in die Hände des leichtsinnigen Herrn von B. und des R. gab, der sonst Bedienter in Warschau, als Calculator einer Kammer recht gut, aber mit allgemeinen Verwaltungsbegriffen gar nicht bekannt, Präsidentenstellen wie Botenstellen vergibt, da sah ich mein politisches Ende schon vorher." [1]) Auch ergab sich die Doppelstellung Rother's, als Berather des oberaufsehenden Staatskanzlers und Untergebener des beaufsichtigten Finanzministers, auf die Dauer nicht haltbar, ward aber, da Rother dem Staatskanzler immer unentbehrlicher ward, in der Weise erledigt, daß Rother am 29. März 1817 aus dem Finanzministerium gänzlich ausschied und ausschließlich zu dem Staatskanzleramte überging, wohin eben damit die eigentliche Entscheidung in allen Hauptfragen des Finanz-

---

1) Pertz, Leben des Ministers Freiherrn von Stein, V, 43. Daß unter R. Rother zu verstehen, ist klar. Das von B. könnte auf den Grafen Bülow, kann aber auch auf von Berger gedeutet werden, indem es a. a. O. S. 16, in einer ähnlichen Jeremiade, heißt: „Alles geht nach Willkür und die Hauptdisponenten des Staatsvermögens sind ein paar sehr subaltern gewesene, nun den Staatskanzler und den Finanzminister allein leitende Calculatoren, Rother und von Berger, gegen welche die Verwaltungen selbst mit ihren gegründetsten Vorstellungen gar nicht zur Sprache kommen können."

wesens kam. Rother arbeitete den ersten allgemeinen Finanzetat, der seit 1806 zu Stande gebracht worden, aus, und da derselbe, von einer besondern Commission berathen, wesentlich gegen die Ansichten des Grafen Bülow festgestellt war, vom Könige aber (3. Nov. 1817) genehmigt wurde, da ferner gleichzeitig die Bank und das Bergbauwesen von dem Finanzministerium abgetrennt, auch ein besonderes Schatzministerium, eine Generalcontrole und eine Staatsbuchhalterei errichtet wurden, so gab Graf Bülow am 2. Dec. 1817 das Portefeuille der Finanzen ab und zog sich auf das Ministerium für Handel, Gewerbe und Bauwesen zurück. Rother wurde zum wirklichen Geheimen Oberfinanzrath und Director in dem Schatzministerium ernannt, welches anfangs der Staatskanzler selbst, am 11. März 1819 aber der Graf von Lottum übernahm, und erhielt zugleich die Direction der Seehandlung und des Staatscreditwesens, in welcher letztern Eigenschaft er 1818 eine Anleihe im Auslande abschloß. Rother war auch schon 30. März 1817 einer besondern Commission des Staatsraths zugetheilt worden, zu welcher Männer wie Friese, Maaßen, Hoffmann gehörten, und welche eine neue Steuerverfassung entwerfen sollte. Aus den Berathungen dieser Commission und des Staatsraths gingen denn auch die hochwichtigen Gesetze hervor, auf welchen im wesentlichen noch heute das preußische Abgabensystem beruht. Die von dem Staatskanzleiamt allein vorbereiteten Verordnungen über das Staatsschuldenwesen, über die Reorganisation der Seehandlung, über die Aufhebung der kurmärkischen Landschaft sind ganz von Rother entworfen und von ihm dem Staatskanzler allein vorgelegt worden, der die königliche Sanction dafür erwirkte. Die Abgabengesetze jedoch, soweit sie noch nicht im Staatsrathe

berathen worden, mußten, nach dem Willen des Königs, der Prüfung dieser hohen Behörde, in welcher sich in der That die höchste staatliche Intelligenz des preußischen Volkes vertreten fand, unterworfen werden.

Am 17. Jan. 1820 wurde Rother zum Präsidenten der Hauptverwaltung der Staatsschulden und zum Chef der von nun an als ein selbständiges Institut bestehenden Seehandlung ernannt. Immer noch blieb er dabei der besondere Vertraute und Rathgeber des Staatskanzlers, von dem er noch 1822 in Italien Aufträge in Betreff der Umgestaltung und anderweiten Besetzung der obersten Verwaltungsstellen erhielt, mit denen er dem Staatskanzler nach Berlin vorauseilen und durch welche die Durchführung der innern Politik des Staatskanzlers gesichert werden sollte. Indeß kaum war Rother in Berlin angekommen, als auch die Nachricht nacheilte, daß der Staatskanzler in Genua gestorben sei (26. Nov. 1822). Rother mußte nun seine Aufträge in die Hände des Königs zurückgeben, und da in der nächsten Zeit Einflüsse Solcher, die mit der Politik des Staatskanzlers nicht einverstanden gewesen waren, zur Geltung kamen, so soll Rother eine Zeit lang selbst für seine persönliche Sicherheit besorgt gewesen sein. Indeß theils war die Schärfe des Systemwechsels nicht von Dauer und wurde vielmehr bald wieder in die frühere Bahn eingelenkt, theils mochte sich jeder leitende Staatsmann überzeugen, von welch eminenter Brauchbarkeit Rother jedenfalls für seine besondere Sphäre und wie hochwichtig diese für Preußen sei.

Wir möchten es dabei eher als einen günstigen Umstand für Rother betrachten, daß er seit dem Tode des Staatskanzlers dem schlüpfrigen Boden der Politik im engern Sinne des Wortes ferner gerückt und auf den-

jenigen Wirkungskreis beschränkt ward, für den er so vorwiegenden Beruf hatte: die Ordnung des Staatscreditwesens und die Leitung der Seehandlung. Es liegt dem Kreise unsers Werkes zu fern, ihn in dieser seiner ruhigen, aber ersprießlichen Thätigkeit specieller zu begleiten. Unverkennbar sind seine Verdienste um die Hebung des preußischen Staatscredits, wenn ihm auch dabei die Zeitumstände, die lange Dauer des Friedens und der innern Ruhe, der Zollverein und das Steigen des allgemeinen Wohlstandes zu Hülfe kamen. Die Seehandlung hat in ihrer ganzen Idee ihre Gegner gehabt, und dürfte jedenfalls dem Standpunkte der Wirthschaftspolitik Friedrich's II. verwandter sein, als den herrschenden Ansichten der Neuzeit. Auf dem Standpunkte jedoch, dem das Institut angehört, hätte es schwerlich einen umsichtigern Leiter finden können, als Rother, und hat dasselbe jedenfalls unter seiner Verwaltung gute Geschäfte gemacht.

Innerhalb der ihm angewiesenen Sphäre wurde übrigens der Wirkungskreis Rother's noch wesentlich erweitert. So wurden ihm (28. April 1834), als v. Brenn das Ministerium des Innern für die Gewerbeangelegenheiten übernahm, die Chausseebausachen überwiesen, und diesen noch, als Graf Alvensleben Finanzminister ward, die Handels-, Fabrik- und Bauangelegenheiten beigefügt. Doch trat er nach zwei Jahren (7. April 1837) diese ganze Branche, mit Einschluß des Chaussee- und Eisenbahnwesens, an das Finanzministerium ab, nachdem er am 24. Oct. 1836 zum Staatsminister und am 13. Febr. 1837, nach dem Tode des Geheimen Oberregierungsraths Friese († 4. Jan. 1837), zum Chef der königlichen Bank ernannt worden war. Schon vorher 8. Juni 1835) war er an die Spitze des von ihm entworfenen Creditinstituts für die schlesischen Gutsbesitzer

etreten, das er, in umsichtigem Zusammenwirken mit
er Seehandlung, gedeihlich zu entwickeln wußte, wie er
uch für die sichere und erweiterte Wirksamkeit der Bank
gar Wesentliches geleistet hat. Vorschläge für noch wei-
ere Ausbildung des letztern Instituts, die er vollständig
usgearbeitet hatte, kamen über den Stürmen der Revo-
ution von 1848 nicht zur Berathung.

Am 14. Nov. 1847 hatte er sein 50jähriges Dienst-
ubiläum gefeiert und bei dieser Gelegenheit von dem
Könige den Schwarzen Adlerorden, von der Stadt Ber-
lin das Ehrenbürgerrecht empfangen.[1]) Nach den März-
tagen 1848 zog er sich jedoch aus dem Staatsdienste
zurück und gedachte, den Abend seines Lebens auf seinem
Gute Rogau bei Parchwitz in Niederschlesien zu beschlie-
ßen. Daß die Zerrüttung seiner Gesundheit nicht blos
ein Vorwand zu Verschleierung eines durch die äußern
Verhältnisse gebotenen Rücktritts gewesen, bewies sein
schon am 7. Nov. 1849, nach langen Leiden, zu Ro-
gau erfolgter Tod. Seine irdische Hülle ruht in der
Kirche zu Koitz, auf dem Gute seines Sohnes, neben
dem Grabe seiner ersten Gattin. Er hatte sich 1830, in
zweiter Ehe, mit einer Tochter seines ältesten Freundes
Eckard vermählt. Diese zweite Ehe war kinderlos. Aus
erster hatte er einen Sohn, welcher Gutsbesitzer und königl.
Amtsrath ist und aus dessen Ehe der Verewigte noch
zwei Enkelsöhne umarmen konnte.

Daß er für das vielfache Glück, das ihm durch lange
Jahre zur Seite gestanden, dankbar war und überhaupt

---

1) Wann er in den Adelstand erhoben worden, was allerdings
geschehen ist, darüber ist uns nichts bekannt. — König Friedrich
Wilhelm III., der ihn ungemein hochschätzte, benannte einen Berg bei
Erdmannsdorf nach ihm Rothersberg.

ein fühlendes Herz bewahrte, bewies er, als er 1825 zu Berlin den ersten Verein für Erziehung sittlich verwahrloster Kinder und die von demselben abhängigen Anstalten gründete. Dann durch das 1840 begonnene Rotherstift zu Berlin, welches, aus den Beträgen nicht eingelöster, verfallener Seehandlungsprämienscheine, ein schönes Gebäude errichtet hat, in welchem über 40 unversorgte Töchter unbemittelt verstorbener treuer Staatsbeamten Unterkommen finden, während über 60 andere derselben Kategorie angehörige Geldunterstützungen daraus beziehen. Den Namen führt dasselbe nach königlicher Bestimmung. Die Collatur steht der Familie Rother zu. Das Institut steht unter dem besondern Schutz der Königin.

VII. Die Manharter im Brixenthale.

Zwischen den Dörfern Wörgl und Kirchbühel, unter den Ruinen der romantischen Itterburg, mündet das Brixenthal in das Unterinnthal aus. Der Eingang ist eng und düster, aber bald erweitert sich das Thal, an dessen Ostseite die hohe Salve, bis auf den Penningberg von einer Wallfahrtkapelle gekrönten Gipfel mit ewigem Grün bedeckt, schützend emporragt, während sich gegenüber der sonnige Penningberg ausbreitet. Das Thal zieht sich anderthalb Stunden gegen Süden, dann vier Stunden gegen Südosten fort, welche letztere Strecke zu zwei Drittheilen diesseit, zu einem Drittheil jenseit eines Erdrückens liegt, auf welchem die Brixener Ache entspringt, während die Reinthaler Ache, jenseit des Erdrückens, aus dem Spertenthale hervorstürzt, das Thal durchschneidet und gegen Nordosten fortströmt. Dem ersten Theile des Thales gehört der Marktflecken Hopfgarten, dem zweiten Westendorf und weiterhin das Pfarrdorf Brixen, dem dritten das Dorf Kirchberg an. Windau bildet ein freundliches Seitenthal, und das Ganze trägt den Charakter einer stillen, milden, mehr eine lyrisch-elegische, als eine heroisch-romantische Stimmung aufregenden Gebirgsgegend. Demgemäß soll auch der Charakter der Bewohner

etwas Weiches, Zartes, Inniges haben, das sich vornehmlich in tief religiösem Sinne ausspricht, der sich mit züchtiger Reinheit des sittlichen Lebens und fester Anhänglichkeit an die Weise der Väter verband, aber nicht ohne Anlage zu ernst brütender Mystik, selbstquälerischer Ascetik und sonstiger Schwärmerei war.

Das Brixenthal ist zuerst als ein Besitzthum des Erzstiftes Salzburg bekannt worden, an welches es auch, nachdem es seit 902 theilweise und 1286 ganz an das Domcapitel zu Regensburg verkauft worden war, 1380 durch Rückkauf zurückkehrte und dann, als ein besonderes Pfleggericht, bei demselben verblieb. Es theilte natürlich die zahlreichen kirchlichen Veranstaltungen des Erzstifts: den Reichthum frommer Stiftungen, die Wallfahrtsorte und Pilgerfahrten, die immer erneuten Andachtsübungen, Processionen, Fasttage und die strenge, wenn auch einseitige Sittenpolizei. Das Schulwesen blieb, auch wenn sich einzelne Erzbischöfe desselben mit Eifer annahmen, doch, infolge der Unempfänglichkeit des Volkes dafür, vernachlässigt. Die protestantische Bewegung ließ das Thal nicht unberührt, sofern sie ihm Einfälle aufgeregter Nachbarn zuzog, fand jedoch keinen Anklang, sondern schloß vielmehr die Bewohner des Thales nur noch inniger an die Kirche.

Infolge des Luneviller Friedens legte der Erzbischof Graf Hieronymus Colloredo am 11. Febr. 1803 die Regierung nieder und das Erzbisthum bildete, mit andern geistlichen Besitzthümern, ein Kurfürstenthum für den zeitherigen Großherzog von Toscana, Erzherzog Ferdinand, der es aber schon 1806 mit Würzburg vertauschte, worauf Salzburg (1. März 1806) an Oesterreich kam, mit dem es schon längst in inniger Verbindung gestanden hatte, und dem die Bevölkerung wahlverwandt und

anhänglich war. So nahmen denn auch die Brixenthaler, die schon längst einen angeblich 1648 bei Kitzbühel gegen schwedische Reiterei erfochtenen Sieg durch ein Siegesdenkmal und einen alljährlich stattfindenden berittenen Festzug feierten, an dem Heldenkampfe der Tiroler von 1809 freudigen Antheil. Schon seit dem Juli 1808 war die Miliz des Thales durch einen Bauer Hinersbüchler, der im k. k. Heere gedient hatte, eingeübt worden und schloß sich im März 1809 den österreichischen Streitkräften, sowie im April dem Aufstande der Tiroler an. Von seiner gegen 6500 Köpfe zählenden Bevölkerung stellte das Thal 600 Landstürmer. Als nach der zweiten Befreiung Tirols im Mai Andreas Hofer einen Aufruf zur patriotischen Mitwirkung an die Salzburger erließ, mahnte jedoch die Geistlichkeit zur Vorsicht, und die Brixenthaler schickten zunächst den Gemeindevorsteher Sebastian Mangl zu Westendorf, der von seinem Hofe Untermanhart insgemein Manhart genannt wurde, in das Pinzgau, um die dortige Stimmung zu erkunden. Bevor er aber noch zurückgekehrt war, erhoben sich die Brixenthaler von selbst und besetzten die Grenzposten. Bei dieser Bewegung that sich, neben andern, auch Thomas Mair, Lederer zu Hopfgarten, hervor.

Während dieser Bewegung und während des Jubels, mit dem man die Nachricht von der Schlacht bei Aspern begrüßte, wurde den Behörden eine Verpflichtungsformel zu Gunsten des französischen Kaisers vorgelegt, wonach sie auf ihre Ehre schwören sollten, in der Verwaltung für den Kaiser der Franzosen rc. mit dem nämlichen Eifer, der nämlichen Anhänglichkeit und Treue fortzufahren, mit denen sie ihre Amtsgeschäfte für den Kaiser von Oesterreich vor der französischen Besitznahme verrichtet hätten. Man sieht, es war nur eine interi-

mistische Verpflichtung, wie sie gemeiniglich stattfindet, wenn ein feindliches Heer ein Land auf längere Zeit besetzt hält, und in den Rechten, welche das europäische Völkerrecht den Kriegsherren im Kriege zuschreibt, wohlbegründet ist. Der Kriegsherr tritt überall da, wo seine Macht die Oberhand hat und solange dies andauert, factisch in den Besitz der höchsten Gewalt, und es ist eine schonende Rücksicht, wenn er die Landesbehörden zu Organen seiner Verwaltung wählt. Sie haben die Wahl, ob sie dies sein, oder ob sie alles in fremde Hände fallen lassen wollen, und wenn sie das erstere vorziehen, so ist es nicht unbillig, wenn ihnen eine Verpflichtung zu treuer Verwaltung angesonnen wird. Demgemäß wurde die Formel auch damals unterschrieben, und zwar geschah dies auch von der Geistlichkeit des Brixenthales, nachdem der Pfarrer und Dekan zu Brixen, Wolfgang Hechenberger, mit dem Beispiel vorangegangen war.

Eine Ausnahme fand hier gleichwol statt, und zwar bildete diese der Provisor der Curatpfründe zu Aschau im Spertenthale. Dieser hatte zwar auch schon unterschrieben, strich aber seinen Namen wieder aus. Hagleitner stammte aus Bockern, einem zwischen Brixen und Kirchberg gelegenen Weiler, und war zuerst als Coadjutor zu Hopfgarten angestellt worden, wo er mehrfach in Streit mit Beamten und Geistlichen kam, indeß bei der Gemeinde, dem Dekan und dem Vicar sehr gut stand. Der letztere ließ sich noch auf dem Sterbebette versprechen, daß sein Coadjutor zum Verweser des Vicariats vorgeschlagen werden solle. Das Consistorium ging aber nicht auf diesen Vorschlag ein, sondern versetzte Hagleitner nach Aschau, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieses Verfahren wesentlich zu seiner Verbitterung und Aufregung beigetragen.

Jedenfalls war er in bewegtester Stimmung, als, unmittelbar nach jenem Schritt, der schon genannte Thomas Mair, Schützenhauptmann, vor der Pfarrwohnung vom Pferde stieg und ihm die Aufforderung brachte, den im Kuffsteiner Walde stehenden Schützen zu predigen. Mair erfuhr erst hier von der Verpflichtungsformel, gerieth in die äußerste Wuth über die Unterzeichnung derselben, erklärte alle Geistliche, die sich dazu verstanden, für Verräther, die man erschießen müsse, und riß den Hagleitner mit sich fort in ein von da an auf lange Zeit unstetes und wechselvolles Leben. Mit einem Vorgefühl des Nichtwiederkehrens packte Hagleitner Papiere und Kleider zusammen und ließ sich aufs Pferd heben, seinem zu Fuß voraneilenden Freunde folgend. Doch stellte er sich in Brixen dem Dekan vor, der, sonst sein Gönner, ihn jetzt in ungnädiger Stimmung empfing, auf Unterzeichnung der Formel drang und ihn endlich, zu weiterer Ueberlegung, einschloß. Da aber sammelte sich ein drohender Schützenhaufe vor dem Pfarrhofe, und der Dekan fand für gut, den Gefangenen zu entlassen, der nun, von den jubelnden Schützen im Triumph in den Wald geleitet, von den dort Versammelten mit höchster Begeisterung empfangen ward, zu denen er jetzt in voller Glut der Aufregung predigte und den schwebenden Kampf als einen Religionskrieg darstellte. Der Ingrimm über die Geistlichen, welche die Formel unterzeichnet, stieg dabei immer höher, zumal man erfuhr, daß die Dekane zu Zell und Fügen im Zillerthale die Unterschrift verweigert hatten. Hagleitner dagegen ward von dem von Oesterreich nach Tirol entsendeten k. k. Unterintendanten von Roschmann höchlichst belobt und, auf Bitten der brixenthaler Schützen, zu deren Feldkaplan ernannt.

Nach Abschluß des Waffenstillstandes von Znaim, der

bekanntlich die Räumung Tirols durch die Oesterreicher bedingte, die weitere Besetzung desselben aber, wol als selbstverständlich, mit Stillschweigen überging, gelang es den zur Ruhe mahnenden Geistlichen anfangs, den Widerstand gegen das Einrücken der Franzosen und Baiern zu verhüten. Hagleitner war wieder auf seiner Pfründe erschienen, sogleich aber durch einen Nachfolger verdrängt und von oben aus angewiesen worden, das Erzstift zu verlassen, worauf er sich den kleinen Scharen Exaltirter anschloß, die im Gebirge umherirrten und nur von Zeit zu Zeit im Thale erschienen, die Stimmungen der Sinnesgenossen zu unterhalten. Als aber Hofer Tirol zu einem Aufstand vermocht und im August seine Siege über Lefebvre erfochten hatte, erhoben sich auch die Brixenthaler mit um so größerm Eifer, als Speckbacher und Haspinger dem salzburgischen Gebirgslande den Anschluß an Tirol als Preis der tapfern Mitwirkung in Aussicht stellten. Sich dessen zu versichern, gingen Hagleitner, Manhart und Mair als Deputation nach Innsbruck, wo Hofer sie mit Freuden empfing, die erwähnten Zusagen bestätigte und das Thal für vom Augenblick an tirolisch erklärte. Den Hagleitner ernannte er zum Vicariatsprovisor in Hopfgarten, wo auch niemand seinen Amtsantritt zu hindern wagte. An die Spitze des Thales trat Georg Angerer, der schon vorher sein Führer gewesen war und dafür auf Kufstein geschmachtet hatte. Er, Manhart und Joseph Ehrharter erwirkten auch die, mit Vorbehalt der kaiserlichen Genehmigung ausgestellte Einverleibungsurkunde vom 12. Sept. 1809. Die brixener Compagnie, von Hinersbüchler geführt, zeichnete sich auch bei den folgenden Kämpfen rühmlichst aus, bis das verstärkte Andringen feindlicher Uebermacht und der abgeschlossene Friede im October dem Aufstande ein trauriges Ende machten.

Hagleitner verschwand am 19. Oct. aus Hopfgarten. Auch Manhart benutzte die von dem König von Baiern ertheilte Amnestie nicht, weigerte sich, dem bairischen Landgerichte das Kirchenvermögen auszuliefern, und hielt sich in sicherm Verstecke. Bei Hofer's letztem Auftreten im November kamen beide zum Vorschein, mußten aber bald wieder die Verborgenheit aufsuchen. Manhart hielt sich, bald in einer Höhle der Hochalpen, bald in Sennhütten und den Höfen zuverlässiger Freunde, unentdeckt, während in seinem eigenen Hofe Executionsmannschaften lagen und sein Anwesen gerichtlich abgeschätzt ward. Hagleitner lag erst im Eingang des Spertenthales verborgen, floh dann, als die Baiern seine Spur entdeckten, in das Innere des Thales und flehte, im Schneegestöber der Mitternacht, seinen Nachfolger zu Aschau um Obdach und Nahrung an. Er erhielt beides, ward aber in derselben Nacht von den das Haus umzingelnden Soldaten gefangen, mit gebundenen Händen nach Kirchberg und Hopfgarten geführt, hier von dem Landgerichte vernommen und dann nach Kufstein abgeliefert. Hier einer umfassenden Untersuchung unterworfen, beharrte er dabei, die Unterzeichnung jener Formel für Pflichtverletzung und Hochverrath zu erklären, erschien seinen Richtern mehr und mehr als Schwärmer, und wurde nach einigen Monaten an das geistliche Correctionshaus zu Salzburg abgegeben. Dort scheint er weise und mild behandelt worden zu sein, bewies sich demzufolge sanftmüthig und ergeben und erwarb sich durch frommes Bezeigen die Gewogenheit des Vorstehers, dadurch aber, nach etwas über Jahresfrist, nicht blos Freilassung, sondern auch Wiederanstellung, indem er zum Coadjutor in Werfen ernannt wurde. Hier aber hielt er nicht lange aus. Es war ihm unerträglich, der bairischen Staatshoheit

unterthan zu sein, die von ihm Verurtheilten als Vorgesetzte anerkennen zu sollen, und so flüchtete er, bei dem Besuche eines Kriegsgenossen zu Kitzbühel, mit diesem (1811) über die österreichische Grenze. In Wien fand er nicht blos bei den tiroler Emigranten die freundlichste Aufnahme, sondern ward auch den höchsten Personen vorgestellt, hatte mit dem Kaiser eine lange vertraute Unterredung, und wurde einstweilen Cooperator in Wienerisch-Neustadt, welche Function er zu allseitiger Zufriedenheit versah.

Aus diesem sichern Hafen nun blieb er fortwährend mit den Freunden im Brixenthal in Verbindung. Unter anderm theilte er ihnen die Bannbulle Papst Pius' VII. gegen den Kaiser Napoleon I., dessen Anhänger, Mitwirker und Rathgeber, mit, indem er ihnen dieselbe dahin auslegte, daß alle, welche Napoleon den Eid der Treue geleistet hätten, sowie alle, welche Anhänger des Königs von Baiern seien, excommunicirt und daher außer dem kirchlichen Verbande wären. Die besonders durch Thomas Mair bewirkte Verbreitung dieser Ansicht erweckte düstere Zweifel in dem Herzen vieler Brixenthaler, welche an der Gültigkeit der kirchlichen Verrichtungen ihrer vermeintlich excommunicirten Geistlichen zu zweifeln und, als Unterthanen eines angeblich excommunicirten Monarchen, selbst dem Banne zu verfallen, zu fürchten anfingen. Eine Unvorsichtigkeit — denn für etwas Schlimmeres wollen wir es nicht halten — des Dekan Hechenberger vermehrte dabei die Misstimmung gegen die Geistlichen. Das Thal war, wie andere aufständisch gewesene Bezirke, entwaffnet und der Besitz verheimlichter Waffen streng verpönt worden. Dessenungeachtet hatten viele Landleute ihre geliebten Stutzen zurückbehalten und sicher verborgen. Nach mehrjähriger Ruhe lud nun einmal

der Dekan Hechenberger von der Kanzel aus seine Zuhörer ein, bei der bevorstehenden Fronleichnamsprocession mit ihren Stutzen zu paradiren. Zwar ward ihm vorgestellt, daß dies leicht den Verlust der Stutzen, wo nicht strengere Strafe, nach sich ziehen könne. Er meinte aber, bei der bewiesenen friedlichen Gesinnung der Thalbewohner und der eingetretenen milderen Handhabung der betreffenden Maßregeln werde das Landgericht keine Notiz nehmen und gewiß nichts dagegen haben, wenn das Fest in altgewohnter Weise begangen werde. Was man wünscht, glaubt man gern, und so zogen die Bauern jubelnd die lange verborgenen Stutzen aus ihren Verstecken hervor, putzten sie blank und stolzirten bei der Procession mit den lange entbehrten Gewehren, wobei denn alles des Lobes des Dekans voll war. Aber wie änderte sich die Stimmung, als am folgenden Tage alle Schützen, die an dem Zuge theilgenommen, vor das Landgericht geladen wurden, und froh sein mußten, mit einem scharfen Verweise und dem Verlust ihrer so lange bewahrten Stutzen wegzukommen. Der Dekan mag nur darin einen Fehler begangen haben, daß er sich nicht vorher der Connivenz des Landgerichts versichert hatte. Verzeihlich aber war es, wenn das Volk vielmehr glaubte, er habe als dessen Werkzeug gehandelt und die heilige Stelle gemisbraucht, um seine Gemeinde dem Feinde zu verrathen und zu verkaufen.

Als Oesterreich den Krieg gegen Frankreich erklärt hatte (10. Aug. 1813) und General Hiller mit 50000 Mann aus Steiermark gegen Italien rückte, schlossen sich viele tiroler Emigranten seinem Heere an. Auch Hagleitner, ungeachtet er durch erfolgreiches Bestehen der Concursprüfung Anwartschaft auf eine gute Pfründe erhalten hatte, begleitete seine Landsleute als Feldkaplan

und bewies sich dabei so, daß er die beifällige Aufmerksamkeit der Obern auf sich zog. Von Trient aus, wo er längere Zeit stand, sendete er Grüße in das Brixenthal, die von Schmähungen und Drohungen gegen den dortigen Klerus begleitet waren. Bereits mußte dieser auch an Ort und Stelle in Blick und Rede mancherlei Spott und Trotz hinnehmen. Obwol noch bairische Soldaten in Manhart's Hofe lagen, brachte Thomas Mair doch einen österreichischen Adler darin an, und Manhart selbst wagte sich in sein eigenes, von den Soldaten besetztes Haus, wo er sich im Heustock ein Versteck bereitete. Da beging Mair die Unvorsichtigkeit, einen in seinem und Manhart's Namen geschriebenen Brief der Post zu übergeben, worauf er am zweiten Tage darauf vor das Landgericht beschieden ward und im Verhöre erfuhr, daß sein Brief in den Händen der Behörde sei. Es gelang ihm jedoch, während einer Pause des Verhörs zu entfliehen und glücklich die Wildschönau zu erreichen, wo er sich in der Heuscheune eines Freundes verbarg. Mit Manhart pilgerte er darauf nach Trient, wo sie Hagleitner trafen und von ihm dem Kriegscommissär von Roschmann vorgestellt wurden, dem sie ihre Beschwerden vortrugen und der ihnen die besten Hoffnungen machte. Die günstigen Nachrichten, die sie hier einsammelten, verbreiteten sie bei der Rückkehr unter den Thalbewohnern, blieben aber selbst in einer Alpenhütte verborgen, wo sie sich mit Lesen der Heiligen Schrift und einer Legende, mit Gebet und Gespräch, und mit Abfassen von Briefen und Flugschriften beschäftigten, und dabei wol die aufgeregte und schwärmerische Stimmung genährt haben mögen, die sie ferner bezeichnete.

Der Gang der Kriegs- und Welthändel überhob sie zwar bald der Nothwendigkeit des Verborgenhaltens,

führte aber zunächst einen Zustand der Ungewißheit und Unsicherheit für das Brixenthal mit sich. Tirol war wieder österreichisch; das Salzburgische und mit ihm das Brixenthal blieb zur Zeit noch bairisch, während die Bewohner etwas anderes wünschten und hofften. Während dieses Provisoriums wurden diejenigen Parcellen Tirols, welche in geistlicher Beziehung zum Erzstift Salzburg gehörten, einstweilig dem Bisthum Brixen zugewiesen, und mit einem Decret des Fürstbischofs von Brixen ausgerüstet, erschien Hagleitner, der sich natürlich nicht in das bairische Gebiet wagte, am 1. Nov. 1814 in dem am Eingange des Brixenthales liegenden Wörgl und stellte sich als Provisor des dasigen Vicariats vor, wobei er, auf kaiserliche Zusage sich berufend, für das Weitere das Vicariat selbst in Anspruch nahm. Er gewann einen großen Zulauf und Beifall, bewährte auch einen überaus regen, feurigen Eifer, eine rastlose, vielgeschäftige Thätigkeit, daneben aber auch mancherlei Eigenmacht, Einmischung und Haschen nach Volksgunst. So erklärte er sich gegen die der mannbaren Jugend verhaßte Wiederholungsschule an Sonn- und Feiertagen, bekümmerte sich um die, bei dem Volke gleichfalls unbeliebte Werkeltagsschule gar nicht und dispensirte leicht von deren Besuche, sprach sich gegen die wider das Wetterläuten erlassene Verordnung aus, ungeachtet er die Gründe derselben späterhin selbst sehr wohl darlegte, führte dagegen die kirchliche Feier abgeschaffter Feste wieder ein, vertheidigte die Feierabende und brachte abgestellte Bittgänge, Processionen und Andachtsübungen wieder in Gang. Mit dem Brixenthal blieb er in steter Verbindung, ungeachtet selbst Roschmann, bei dem er sonst in Gunst und Einfluß stand und der jetzt als Oberlandescommissär in Tirol fungirte, ihm die Beunruhigung dieser Gegend ausdrücklich

verboten hatte. Er reiste sogar an der Spitze einer Deputation des Thales nach Wien und trug dem Kaiser, auf Grund der von Hofer ertheilten Zusage, die Bitte um Einverleibung des Brixenthales in Tirol vor, worauf der Kaiser gnädig antwortete und das Mögliche zu thun versprach. Hauptsächlich wirkte er auch ferner gegen die brixenthaler Geistlichkeit, und verbreitete durch Manhart und Mair, die ihn häufig besuchten, die Meinung, daß die geistlichen Handlungen des brixenthaler Klerus ungültig und nichtig seien. Sein Coadjutor Schweighofer bezeugte, daß Hagleitner in seiner Gegenwart behauptet habe, der Dekan Hechenberger sei durch die Unterzeichnung des Napoleonischen Eides ipso facto der Excommunication verfallen. Diese Ausstreuungen wirkten denn auch. Die Kirchen wurden nicht mehr besucht, die Geistlichen verspottet und geschmäht; dem Vicar zu Hopfgarten wurden junge Obstbäumchen ausgerissen und sein Pferd auf der Weide verstümmelt. Endlich verweigerte Manhart zu Ostern 1815, für sich und sein Haus, ausdrücklich, bei dem Vicar zu Westendorf zu beichten und zu communiciren, da ja im ganzen Thale kein gültiger Geistlicher sei.

Nun trug der Dekan Hechenberger, in einer an das Consistorium zu Salzburg entsendeten Klagschrift vom 12. Mai 1815, auf eine Untersuchung gegen Hagleitner, als den Verführer des leichtgläubigen Volkes, an, und infolge davon richtete das salzburgische Ordinariat an das zu Brixen und das königl. bairische Generalcommissariat an das k. k. Gubernium zu Innsbruck eine Beschwerdeschrift gegen Hagleitner, während am 29. Mai auch sein Coadjutor Schweighofer die Vergehungen Hagleitner's gegen kirchliche und politische Vorschriften bei dem Gubernium anzeigte. Bevor es noch zu einer Untersuchung

gekommen war, trat noch ein Zwischenfall ein. Mitbewerber um das Vicariat zu Wörgl war Peter Reiserer, Vicar von Schwoich, um den die Gemeinde früher selbst gebeten und der, als ehemaliger Conventual des aufgehobenen Stiftes Chiemsee, auch einen Billigkeitsanspruch auf diese ehemalige Klosterpfründe hatte. Demgemäß entschied das Consistorium für ihn und der Kaiser bestätigte das. Hagleitner aber stellte der Gemeinde diesen Vorgang als eine Kabale seiner Feinde dar, und dies hatte die Folge, daß Reiserer mit allen Zeichen der Unzufriedenheit und Feindseligkeit empfangen ward, und bald selbst um Entlassung einkam. Auch der Dekan Wörle, der sich (25. Juni) nach Wörgl begab, konnte bei der Gemeinde nichts ausrichten, bestimmte aber Hagleitner doch, sich selbst zurückzuziehen und zur Untersuchung zu stellen. Der Kreishauptmann von Mensi zu Schwaz, ein geborner Wiener und feuriger Anhänger Oesterreichs, nahm ihn freundlich auf und wies ihn einstweilen in das Franciscanerkloster, wo er sich wieder ergeben, fromm und anständig bezeigte.

Die Untersuchung wurde durch den Dekan Georg Ruf zu Kolsaß geführt. Hagleitner leugnete im wesentlichen alles ihm Schuld Gegebene, oder wußte es mit Geschick in ein unverfängliches Licht zu stellen, und da es für das Bedeutendste an juristischen Beweisen gebrach, so mußte die Klage für unstatthaft erklärt werden. Indeß wurde Hagleitner, aus politischen Gründen, einstweilen nach Innsbruck in das Servitenkloster versetzt, und angewiesen, jeden Verkehr mit Wörgl und dem Brixenthal zu vermeiden. Es wurden ihm 200 fl. C.-M. als interimistischer Jahrgehalt angewiesen, ihm auch (9. Nov. 1815) das ihm vom Kaiser verliehene Kreuz pro piis meritis nunmehr ausgehändigt. Sein Ankläger

Schweighofer, der nach Volders versetzt wurde, war selbst bei den Geistlichen wie geächtet.

Bairischer Seits schrieb man nun freilich diesen Ausgang der Untersuchung mehr der Gunst, als der Gerechtigkeit zu, und beschloß, durch Vernehmung der Anhänger Hagleitner's seinem Treiben nachzuspüren. Die ersten Verhöre, von dem Vicar Schlager zu Kirchberg angestellt, ergaben nichts Erhebliches, außer daß 1814 die vier Ausschüsse des Landgerichts eine Zusammenkunft mit Hagleitner gehabt hatten, worin über die besten und sichersten Mittel, Brixenthal von Baiern zu trennen und mit dem österreichischen Tirol zu vereinigen, berathen worden war. Manhart sollte am 6. October vernommen werden. In der Nacht vom 4. zum 5. October überfielen aber mehr als 30 vermummte Männer den Vicar in seiner Wohnung und nöthigten ihm, unter wildem Geschrei und drohenden Geberden, das Protokoll ab, worauf sie ihn unter Drohungen verließen, die ihn zu dem Gesuch um Enthebung von seinem Auftrage vermochten, und auch die übrigen Geistlichen, wie die bairischen Beamten, in Schrecken versetzten.

Manhart und Mair waren dieser Gewaltthat, die man damals tiroler Schützen zuschrieb, die aber durch Leute aus dem Brixenthal, aus Wörgl und aus Söll verübt worden, fremd. Sie waren schon seit dem 24. September aus der Gegend entfernt. In ihrer Gewissenssorge hatten sie, durch eine eifrige Wallfahrerin, die Christine Scharler, den geachteten Pfarrer Maas zu Fließ im Oberinnthal um Rath gefragt und schon damals den Gedanken einer Reise nach Rom geäußert. Maas hatte sie an den Nuntius zu Luzern verwiesen, und nun waren Manhart, Mair, Johann Bockenauer [illegible] zunächst, unter Führung der Christine Schar-

ler, nach Maria Einsiedeln gewallfahrtet und dann, nachdem sie ihre Andacht daselbst verrichtet, ohne die Begleiterin nach Luzern gewandert, wo sie am 3. Oct. anlangten. Der Nuntius war abwesend, im Kloster Muri. Sofort eilten sie ihm auch dorthin nach und wurden nach kurzem Warten vorgelassen. Der Nuntius Testaferrata, ein hoher, schlanker, schon bejahrter Herr, betrachtete die Eintretenden nicht ohne Verwunderung. „Manhart war damals", sagt der Geschichtschreiber[1]) der Sekte, „in einem Alter von 47 Jahren, großen, kräftigen, aber nicht zu breiten Wuchses; das kahle Vorderhaupt mit der gewölbten Stirne gerne etwas vorneigend, länglichen, sanft gefärbten Gesichtes mit graublauen, gemüthvollen Augen und einer etwas abgestumpften Nase. Ernst und Milde lag auf seiner Miene. Bei gemeinen Leuten flößte seine Gestalt und sein ganzes Benehmen nicht nur Zutrauen ein, sondern auch Verehrung. Zu Rinn vor dem Hause des berühmten Speckbacher starrten ihn zwei fremde Maler an, und der eine sagte zum andern: «Er sieht aus wie ein Apostel.» «Der ist er auch», erwiderte Thomas Mair mit Nachdruck und schritt stolz mit seinem bescheidenen Freunde an den Fremden vorüber. Mair war um vier Jahre jünger, eine athletische Gestalt, wohlgebildeten, braunröthlichen Angesichtes: Glut in den lichten Augen, Trutz auf den schwellenden Lippen. Beide trugen graue Lodenröcke, nach alter brixenthaler Sitte dicht besäumt mit Messinghefteln an beiden Flügeln und an dem Aermelbesatz."

---

1) Prof. Alois Flir zu Innsbruck, in dessen gründlicher Schrift: „Die Manharter" (Innsbruck 1852) das Nähere über das alles zu finden ist, was wir hier in kurzem Auszuge und nach unserer Weise mittheilen.

Dem Nuntius diente sein Secretär als Dolmetscher. Nachdem er nach der Herkunft der Männer gefragt und auf die ertheilte Antwort eingewendet hatte, daß sie sonach nicht in seinen Bezirk gehörten, sprach Mair: „Wir Alle sind ja Angehörige Jesu Christi und Brüder untereinander. Wir begehren auch nichts anderes, als Wahrheit. Wir sind mit unsern Geistlichen nicht mehr im Klaren, und wir möchten das Wahre vernehmen, damit wir den Priestern ja nicht ohne Grund die Ehre verletzen und Gott in den Augapfel greifen.“ Der Nuntius beschied sie darauf auf den folgenden Morgen, wo er sie, mit dem Secretär zur Seite und von acht Benedictinern des Klosters umgeben, empfing und zur Darlegung ihrer Zweifel und Beschwerden aufforderte. Mair erklärte darauf: sie möchten vor allem wissen, was denn der h. Vater von dem Alten weggethan habe, und als darauf die Antwort erfolgte: „Der heilige Vater hat an dem alten katholischen Glauben keinen Punkt verrückt; eher wird Himmel und Erde vergehen, als ein Jota von dem Worte Gottes“, trug Thomas alle die Aenderungen vor, die sich in den Kirchen seiner Heimat zugetragen: das Verbot des Canisius in den Schulen; seine Ersetzung durch ein Namenbüchlein (Innsbruck 1814), worin u. a. die Theile des menschlichen Leibes ohne genügende Rücksicht auf zartes Schamgefühl aufgezählt waren, und von dem der Secretär, nachdem er es durchblättert, versicherte, es sei kein Tropfen Christenthum darin; das Abkommen der vierzigtägigen Fastenzeit; daß die Geistlichen am Samstage Fleisch äßen und der Coadjutor Mödlinger gesagt habe, der Papst esse es selbst[1]); die Entheiligung der Aposteltage; die Abstellung

1) Hier entsetzten sich die Italiener und der Secretär stampfte mit dem Fuße.

oder Verlegung der Ablaßtage; den Wegfall altgewohnter Bittgänge; daß in der Kirche kein Wort mehr von päpstlichen Befehlen gehört werde, dagegen weltliche Verordnungen über Viehzucht und Forstwesen, Rekrutirung und Schutzpockenimpfung von der Kanzel verkündigt würden, die Geistlichen pure Beamte, die Kirche ein Regierungsgebäude geworden sei. Das Benehmen und die Aussprachen der Geistlichen waren, wenn auch die officielle Antwort des Nuntius in kluger Allgemeinheit gehalten war, völlig geeignet, die Beschwerdeführer in ihrer Misstimmung und in dem Glauben an die Gerechtigkeit ihrer Sache zu bestärken. Der Nuntius erklärte: „Der h. Vater sieht mit Misfallen die Neuerungen, welche die weltlichen Regierungen sich anmaßen. Schon dreimal wendeten sich Se. Heiligkeit namentlich auch an den Kaiser von Oesterreich. Aber kein Concordat war möglich. Die Rechte der Kirche werden nicht weiter anerkannt, und sie befindet sich unter einer allseitigen Verfolgung. Unerschütterliche Bischöfe, wie der von Chur, sind selten. Die, welche Felsen sein sollten im Sturme, sind wankendes Schilfrohr geworden. Nichts Anderes bleibt übrig, als Gebet und Geduld.“ Als Thomas Mair, auf die sarkastische Frage des Secretärs, was sie denn für Priester hätten, geantwortet hatte: „Nun erst sollt Ihr hören, was wir für das Aergste halten: unsere Geistlichen sind im Jahre 1809 von ihrem rechtmäßigen Monarchen, dem Kaiser Franz, abgefallen und haben dem Napoleon, der im Kirchenbanne lag, den Eid der Treue geleistet“, rang der Secretär die Hände und rief: „Solche Priester sind für nichts.“ Das war nun freilich Wasser auf die Mühle dieser Leute. Mair fragte: „Wenn unsere Geistlichen für nichts sind, was sollen wir denn mit ihnen anfangen?“ und der Secretär

erwiderte: „Das wissen wir selbst nicht; sie sind eher Heiden als katholische Priester.“[1]) Als darauf Manhart gefragt, ob sie dies auch in der Heimat den Andern sagen dürften, rief der Secretär: „Ja! ja! sagt nur Allen die Wahrheit.“ Eine Reise nach Rom widerrieth der Nuntius. Der h. Vater kenne die Uebelstände der kirchlichen Verhältnisse in Deutschland schon so, könne ihnen aber nicht abhelfen, da ihm die Hände gebunden seien. Sie möchten sich fest an das Alte halten und neue Bücher und Grundsätze meiden. Er belobte ihre kindliche Anhänglichkeit an den Stuhl Petri, schenkte jedem vier Rosenkränze, ein kleines messingernes Crucifix und eine Kreuzpartikel, ertheilte ihnen den Segen und entließ sie.

In demselben Monat, wo diese Unterredung stattfand, reiste Kaiser Franz, auf der Rückkehr aus Frankreich, durch Tirol und verweilte vom 19.—26. in Innsbruck. Auch Hagleitner's Anhänger beschickten den Kaiser durch eine Deputation, welche die Antwort erhielt: die Sache müsse einer genauern Untersuchung unterworfen werden, und wenn sich dabei Hagleitner's Unschuld erweise, so sei der Kaiser nicht abgeneigt, ihnen denselben als Vicar zu geben. Hagleitner erhielt auch von den geistlichen Behörden die Erlaubniß, Beichte zu sitzen, und auf seine Anfrage bei den Gubernium, ob er die Leute ohne Unterschied anhören dürfe, auch die Unterinnthaler, erfolgte die Antwort: Die politische Behörde kümmere sich um seinen Beichtstuhl in Innsbruck nicht. Nun strömte ihm das Volk, sowol aus der Umgegend

1) Ein hartes Urtheil, auf die Darstellung einseitiger Beschwerdeführer und ohne Gehör der Beklagten gefällt!

von Innsbruck, als aus dem Unterinnthal und namentlich aus dem Brixenthal zu.

Der Sammelplatz seiner Anhänger war hauptsächlich das Gasthaus Zum goldenen Löwen, wo Simon Kiechl haushielt, ein Mann, der sich in den Kriegszeiten sehr eifrig und patriotisch erwiesen, aber darüber, wie das wol zu geschehen pflegt, seinen eignen Angelegenheiten sehr geschadet hatte. Hier machte Hagleitner auch Bekanntschaft mit einem Kreise, dessen Tendenzen wesentlich zur Verwickelung der Manhart'schen Sache beigetragen haben. Agnes Winsinger, die Tochter Joseph's Winsinger, der das Ertlgut bei Greifenburg in Kärnten besaß, wollte schon als ein sechsjähriges Kind himmlische Erscheinungen gehabt haben. Sie hatte damals mit fünf andern Kindern unter einer Birke gespielt, starrte plötzlich in den Baum hinauf und versicherte, die Himmelskönigin mit goldener Krone und blauem Mantel zu sehen. Auch die andern Kinder wollten die Erscheinung gesehen haben und liefen in voller Extase zu ihren Aeltern. Bei näherer Untersuchung ließen nun freilich die andern Kinder sämmtlich von ihrer Versicherung ab, was denn die Vermuthung sehr wahrscheinlich macht, daß hier die ansteckende Kraft einer lebhaften Phantasie und die kindliche Eitelkeit, in Verbindung vielleicht mit einer optischen Täuschung, gewirkt haben. Nur Agnes beharrte standhaft bei ihrer Aussage und das Volk glaubte ihr. Scharen von Landleuten versammelten sich bei dem Baume, dem man den Namen Maria Birkach gab. Vergebens ließ die Obrigkeit ihn umhauen, vergebens selbst den Stamm mit der Wurzel ausroden; noch auf dem aufgerissenen Boden betete das Landvolk. Agnes, die, wie wir fürchten müssen, allmählich von Schwärmerei zu Täuschung überging und wahrscheinlich die erlangte Wichtigkeit befestigen

wollte, behauptete, daß die h. Jungfrau ihr fast täglich erscheine und wie eine Mutter mit ihr spreche. Wie sie heranwuchs, erhielt sie umfassendere Offenbarungen: Verkündigungen des nahenden letzten Tages, welchem die furchtbarsten Drangsale vorangehen würden, bis der Erzengel Michael mit flammendem Schwerte erscheine, die Unreinen in die Hölle zu stürzen, den Reinen die verjüngte Erde zu überlassen. Speciell wurde angeordnet (oder ordnete sie selbst an), daß der fromme Herr von Tschabuschnigg auf Raknitz bei Sachsenburg an der Stelle der geheiligten Birke ein Gotteshaus erbauen solle, welches ein marianisches Kloster und der berühmteste Wallfahrtsort werden würde. Als der gute Herr denn doch nicht sogleich daran wollte, brachte sie ihm den Befehl in lateinischer und griechischer Sprache, was denn, bei dem weiteren Treiben dieser Person[1]), den Verdacht nahe legt, daß noch andere Umtreiber hinter ihr gestanden, und als er den frommen, aber schwärmerischen Propst Johann Holzer zu Gmünd zu Rathe zog, wurde er von diesem bald bestimmt, zu dem Bau zu schreiten, der auch, mit Hülfe freigebiger Spenden anderer Gläubigen, trotz der Kriegswirren und amtlicher Hindernisse, zu Stande kam. Holzer war bei dieser Gelegenheit mit Agnes bekannt und ganz für sie gewonnen worden. Er

1) Herr Prof. Flir, der allerdings die Lokal- und Personalkenntniß für sich hat, sagt a. a. O. S. 174: allem Anscheine nach sei sie keine Betrügerin, sondern eine Schwärmerin gewesen. Aus seinen eigenen Angaben möchten wir auf eine Mischung von schwärmerischem Selbstbetrug und gegen Andere gerichteter, zur Aufrechthaltung des eigenen Wahnes bestimmter Schlauheit schließen, wie sie in solchen Fällen nicht selten vorkommt. Er findet jedenfalls ihre den Bundesmitgliedern gegenüber bewiesene Uneigennützigkeit anerkennenswerth, und allerdings beweist diese, daß sie nicht aus gemeiner Habsucht täuschte. Ob aber nicht Eitelkeit bei ihr die Wurzel des Uebels gewesen ist?

nahm sie ins Haus und gerieth vollständig unter ihre Herrschaft. Selbst als sie ihm verkündigte: die Himmelskönigin befehle, daß sie den gräflich Lodronschen Pflegschreiber W. zu Gmünd heirathe, faßte er kein Mistrauen, traute die Leutchen und nahm das Ehepaar in sein Pfarrhaus auf, wo die bei ihrer Verheirathung schon 29jährige Agnes 1809 eine Tochter und 1810 einen Sohn gebar. Das Publikum und die Behörden urtheilten nun freilich misliebig über Holzer. Die Dekanatgeschäfte wurden ihm abgenommen und Agnes wenigstens fühlte, daß die Stellung mehr und mehr unsicher werde. Da kam denn ein neuer Auftrag zu Hülfe: mit dem Propste auszuziehen in alle Welt und das Bündniß zu Ehren der Unbefleckten und des Erzengels Michael zu verbreiten, zu dessen Director der Propst ernannt sei. Dieser entsagte nun auch willig seiner Pfarrei, sich nur 400 fl. vorbehaltend, und folgte der Familie W. um 1811 erst nach Salzburg, dann nach Augsburg. (Am ersteren Orte hatte Agnes, am letzteren ihr Gatte, der ihr gewandtestes Werkzeug, wo nicht auch ihr Leiter, wurde, längere Zeit gelebt.) In Augsburg gewannen sie, durch räthselhafte Entdeckung einer nur dem Betheiligten bekannten Sache, den frommen Domherrn Decrignis für den Bund, in welchem er zum Vorstande der heil. Congregation für das K. Baiern ernannt wurde, warben um Mitglieder und theilten Bundeszeichen aus. Im ganzen aber fanden sie doch wenig Anklang, geriethen, als während der französischen Occupation Holzer's Pension ausblieb, in fühlbaren Mangel und wurden endlich 1815, nach polizeilicher Untersuchung, auf dem Schub über die Grenze gebracht. Sie wendeten sich nun nach Innsbruck und nahmen ihre Herberge in dem oben erwähnten Goldenen Löwen, dessen Wirth durch Holzer sehr

bald für den Bund gewonnen und selbst ein eifriger Werber für denselben ward. Uebrigens wurde den Mitgliedern besonders Geheimhaltung eingeschärft, und zwar namentlich auch der Geistlichkeit gegenüber. Von Innsbruck siedelte Holzer mit seiner Gesellschaft in das Gasthaus zu Unterschönberg über und gewann auch hier das Personal des Hauses für das Bündniß. So auch später den Bruder des Wirths, Anton L., der in einem angesehenen Handelshause zu Innsbruck Buchhalter war und der nun, unter dem Namen eines Vorstandes der Congregation in Tirol und Professors des Bundes, wesentlich Geschäftsführer des Bundes wurde, auch einiges Einkommen daraus bezog, übrigens aber, an sich ein verständiger, tüchtiger Mensch, sich nach einiger Zeit gern wieder davon losgemacht hätte.

Durch den Löwenwirth wurde auch Hagleitner mit dem Bunde bekannt, in den er nach und nach seinen ganzen Anhang verwickelte. Auch Manhart und Mair hörten, auf ihrer Rückkehr aus der Schweiz, in Innsbruck von der Sache und den sich daran schließenden Wundergeschichten [1]) und brachten auch diese mit in die Heimat. Hier wurden sie anfangs unfreundlich empfangen, da man sie bei der oben berichteten Gewaltthat betheiligt glaubte. Sie eilten aber aufs Landgericht und wiesen sich über ihre Unschuld aus. Ihren Freunden zeigten sie die von dem Nuntius erhaltenen Geschenke und berichteten den Erfolg der ganzen Reise, in dem sie den entschiedensten Beweis fanden, daß alle kirchlichen Handlungen der jetzigen Geistlichen nichtig seien. Von da an trennten sich Viele ganz, Andere wenigstens theilweise und innerlich von der Kirche ihrer Heimat. Mehr

1) Die man a. a. O. nachlesen mag.

als hundert schlossen sich mit Entschiedenheit an Manhart und Mair an, unterließen mit ihnen den Besuch des Gottesdienstes gänzlich, und wurden Manharter genannt, da Manhart, wenn auch nicht als der kühnste und feurigste, doch als der achtbarste und reinste Führer des Bundes erschien. Sie selbst nannten sich lieber Altgläubige. Die Hälfte der übrigen Bevölkerung des Thales wurde wenigstens zweifelnd und schwankend. Einer gleichfalls erheblichen Anzahl mochte jedoch das ganze Wesen unsicher und phantastisch vorkommen und mochte es sicherer dünken, sich an die geistlichen und weltlichen Autoritäten zu halten. Ueberall aber bestanden Aufregung und unruhige Erwartung, da die Einen eine baldige Züchtigung der Manharter erwarteten, diese selbst aber im Nothfall zum Widerstand entschlossen schienen und schließlich auf den von dem Michaelisbunde verkündeten Würgengel harrten. In dieser Zeit ward das Gefängniß, in welchem ein aus dem Salzburgischen stammender Deserteur bis zur nahen Ablieferung nach Salzburg verwahrt war, nächtlich von bewaffneten Männern erbrochen und der Gefangene befreit. Auch diese That schrieb man den Manhartern zu und sie reizte den ohnehin zu energischem Einschreiten geneigten Landrichter noch mehr. Zu einem neuen Conflict brachte es zunächst Thomas Mair, der heftigste, geradezu fanatische unter den Manhartern. Er hielt, wie alle seine Genossen, sein Kind von der Schule zurück. Damit aber noch nicht zufrieden, trat er im Januar 1816 selbst in die Schule zu Hopfgarten ein, rief den Kindern zu: sie sollten davonlaufen, wenn sie nicht in die Hölle fahren wollten, und eiferte nun, immer heftiger werdend, gegen die Schulbücher, die Lehrer und die Geistlichen, bis der Gerichtsdiener eintrat und ihn aufs Landgericht beschied.

Hier erhielt er einen nachdrücklichen Verweis und wurde bedeutet: wenn er seine Tochter am nächsten Schultage nicht zum Unterricht schicke, so werde sie durch gerichtlichen Zwang zum Schulbesuch angehalten, er selbst aber mit Gefängniß belegt werden. Er entfernte sich mit spöttischem Lachen, erregte noch auf der Straße durch höhnische Geberden das beifällige Gelächter der Zuschauer, und ließ den nächsten Tag seine Tochter doch zu Hause bleiben. Als darauf der Gerichtsdiener erschien, erklärte Mair entschieden, daß er sein Kind, solange nicht alles wieder beim Alten sei, nicht in die Schule lasse, und ward nun auf das Landgericht abgeführt, hier aber, als er bei seinem Entschluß beharrte, ins Gefängniß gebracht. Da man aber eine gewaltsame Befreiung befürchtete, so sollte er folgenden Tages nach Salzburg geschafft werden, benutzte aber unterweges eine günstige Gelegenheit, den Cordonisten zu entspringen und sich auf österreichisches Gebiet zu flüchten. Bereits war ihm Manhart mit zwei Freunden nachgefahren, um ihn mit Gewalt zu befreien.

Auch Manhart ließ jetzt jede Rücksicht fallen. Ein Frauenzimmer lag in seinem Hause krank. Als der Geistliche ungerufen an ihr Lager kam, wendete sie sich ab, zog die Decke über den Kopf und Manhart verbot dem Vicar geradezu die Betretung seiner Schwelle, da mit Excommunicirten jede Berührung zu meiden sei. Als die Kranke starb und, auf obrigkeitlichen Befehl, in ungeweihter Erde auf einem Raine begraben wurde, lachten die Manharter über den Schauer, mit dem die andern Thalbewohner der Scene zusahen, und meinten: den ersten Christen sei es noch schlimmer ergangen. Den Thomas Mair nahm Manhart offen in sein Haus auf, und als er selbst vor das Landgericht geladen ward, er-

lärte er: daß er kein bairischer Unterthan sei und es
ie werden wolle, und verbot dem Gerichtsdiener das
Haus. Dann ließ er den Gemeindevorsteher und einige
Gemeindemänner zu sich laden und erklärte ihnen: der
bairischen Regierung leiste er keinen Gehorsam, bezahle
r keine Steuern, ihre Beamten und Gerichtsdiener werfe
r zur Thür hinaus. Als der Gemeindevorstand ihm
warnend zusprach, erwiderte er: sie dürften nur einem
Botenweiblein einen Wink geben, und 4000 Tiroler stän-
den mit geladenen Stutzen in Hopfgarten; dies möge er
nur dem Landgericht mittheilen. Die meisten Manharter
folgten dem Beispiel ihres Führers, und die Verweige-
rung der Steuern und sonstigen Unterthanenpflichten fand
natürlich noch mehr Anklang, als die kirchlichen Mei-
nungen. In der That konnten die Manharter gut
trotzen. Die bairischen Beamten, die in fortwährender
Angst schwebten, bekamen auf ihre dringenden Gesuche
um militärischen Beistand erst (29. März 1816) die
Frage, ob 6—8 Mann zur Verhaftung der Führer der
Widerspenstigen genügen würden, dann (13. April) die
Nachricht: die Abtretung des salzburgischen Gebietes an
Oesterreich stehe demnächst bevor.

An demselben 13. April 1816 hatte jedoch auch der
Kreishauptmann von Mensi zu Schwaz seinen ersten
Bericht über die Manharter nach Innsbruck gesendet.
Es war dies ein umsichtiger, wohlwollender Beamter,
den die Manharter schon lange mit ihren Klagen be-
stürmt hatten, die er gelassen anhörte und mit Ver-
tröstungen beantworten mußte, während er aus dem gan-
zen Reden und Treiben der Leute allerdings die Ueber-
zeugung schöpfte, daß hier eine für Staat und Kirche
gleich gefährliche Sekte in der Bildung begriffen sei. Aus
Innsbruck ward nach Wien berichtet, von wo man aber

die Berichte durch noch ältere und genauere erwidern konnte, die schon am 10. April von einem geheimen Agenten in Salzburg erstattet und mit Briefen Hechenberger's und des Frühmessers Steinberger belegt worden waren. Der Letztere schrieb den Manhartern sogar die Absicht zu, die Priester im Brixenthale zu ermorden und die Regierung, auch die kaiserliche, soweit sie sich ins Gebirge erstrecke, umzustürzen, weil auch der Kaiser dem Papste nicht mehr folgen wolle. Von ihren, auf die Zusammenkunft mit dem Nuntius begründeten Ansichten war er wohl unterrichtet und meldete auch ihre Erwartung des kommenden Würgengels, der alles zu Grunde richten werde, was nicht römisch-katholisch sei.

Inzwischen wurde (1. Mai 1816) das salzburgische Gebiet von Oesterreich übernommen und dabei Hofer's Zusage, die Einverleibung des Brixenthals in Tirol, erfüllt. Indem aber somit die allgemeinen Wünsche der Brixenthaler vollständig befriedigt wurden, sollte sich für die Manharter gerade jetzt eine weit nachdrücklichere Bedrängung erheben, als sie zeither bestanden. Denn was sich die bairischen Behörden in ihrem blos provisorischen Walten hatten gefallen lassen müssen, brauchte die kaiserliche Regierung nicht zu übersehen und wollte es nicht. In der That war das Brixenthal kaum übernommen (14. Mai), als schon widersprechende Anklagen und Gesuche den Kreishauptmann bestürmten. Die Geistlichen beschwerten sich über die Verweigerung der Osterbeichte; 24 Manharter petitionirten um Entfernung des Dekans Hechenberger, der Vicare Schlager zu Kirchberg und Waldemayr zu Hopfgarten und Ernennung Hagleitner's zum Dekan. Auch die Wörgler petitionirten um Hagleitner, und alle diese Gesuche erneuerten und vervielfachten sich, als der Kaiser am 30. Mai 1816 in

Tirol erschien, dessen Huldigung zu empfangen. Indeß klagte Hagleitner schon damals über Uneinigkeit im Brixenthale. Dem Kaiser wurde er aber wegen der sich um ihn bewegenden Aufregung verdächtig. Auf der Rückreise durch Wörgl kommend (5. Juni), ließ der Kaiser den Vicar Reiserer herantreten und versicherte ihn seiner Huld und seines Schutzes. Als der Dekan Hechenberger sich entschlossen hatte, um seine Versetzung anzusuchen, kamen der Bürgermeister von Hopfgarten und Ausschüsse der Gemeinden zu ihm, versicherten ihn der allgemeinen Verehrung, schoben alles, was ihm Verdruß gemacht, auf die „tollen" Manharter und baten dringend um Zurücknahme jenes Gesuches. Selbst von jenen 24, die um Hechenberger's Entfernung gebittschriftet hatten, versicherten mehrere, auf Befragen vor dem Landgericht, sie hätten geglaubt, daß es nur einer Anstellung Hagleitner's gegolten habe, und hätten die Schrift unterzeichnet, ohne sie zu lesen. Ebenso erklärten 50 Männer aus Hopfgarten, Brixen, Westendorf und Kirchberg, vor dem Landgericht vernommen (22. Juni): die Bittschrift sei lediglich ein Werk der unruhigen Manharter, und das Thal sei mit seinen geistlichen Vorgesetzten völlig zufrieden.

Allerdings war der Landrichter, der oft genug von den Manhartern geärgert worden war, in gereizter Stimmung gegen sie und sehr für energische Unterdrückung ihres Trotzes und ihrer Auflehnung, während der Kreishauptmann, weniger persönlich verletzt und mehr über den Parteien stehend, zwar auch das Bedenkliche dieser unruhigen Aufregung und das Unzulässige in dem Gebaren der Manharter, dabei aber doch auch erkannte, was sich zur Erklärung und Entschuldigung der Sache sagen ließ, was Achtbares in dem Sinne und Wollen dieser Leute lag, und wie tief die von ihnen erfaßten

Ansichten in ihrer Seele wurzelten, sodaß sie nicht durch äußeren Zwang und kaltes Machtgebot zu verdrängen, sondern nur durch geistige Einflüsse zu berichtigen seien. Daß nach dem Vorgegangenen diejenigen Geistlichen, die am meisten bei diesen Wirren betheiligt gewesen, nicht geeignet seien, war klar, und ein Versuch mit Hagleitner schien dem Kreishauptmann immerhin zulässig. In diesem Sinne und daß man sich der Vermittelung Vertrauen erweckender Geistlichen zu bedienen, im übrigen aber allen äußeren Uebertretungen auf dem gesetzlichen Wege zu begegnen habe, erstattete er seine Berichte, und es gereicht der k. k. Regierung zur Ehre, daß sie seine Grundsätze vollkommen guthieß. Dabei war es nur eine angemessene Rücksicht auf die betheiligten Geistlichen, eine jener billigen Rücksichten, von deren sorgfältiger Einhaltung der gute Geist und gute Wille aller Organe des Staats und der Kirche so wesentlich abhängt, daß man die Form einer freiwilligen Bewerbung derselben um andere Posten bedingte und natürlich jede Verkürzung derselben in den Vortheilen ihrer Stellung ausschloß. Die Ausführung fand aber bei den geistlichen Behörden mancherlei Schwierigkeit, und auch Hechenberger, der sich als Sieger träumte, war jetzt gar nicht geneigt, vom Platze zu weichen. Er gab vielmehr neue Anklagen ein, die hauptsächlich gegen Hagleitner gerichtet waren, den er als Volksaufwiegler darstellte, während er es bei Manhart ungewiß ließ, ob er Verführer oder Verführter sei. Dagegen klagte Manhart gerichtlich gegen diese Beschuldigungen, und 58 Manharter unterzeichneten eine Beschwerdeschrift gegen den Dekan (13. Juli 1816). In der That wurde höchsten Ortes eine, jedoch ohne alles Aufsehen zu bewirkende Untersuchung über Hechenberger, dessen entschiedene Feindseligkeit gegen die österreichisch

Gesinnten von verschiedenen Seiten bezeugt worden war, angeordnet, und der Kreishauptmann fand dazu geeignete Organe in zwei schwarzen Franciscanern, welche die unterbrochen gewesenen Sammlungen im Brixenthale wieder aufnehmen und bei dieser Gelegenheit vorsichtig Erkundigungen einziehen sollten.

Sie wurden im Thale mit Begeisterung empfangen, fanden aber vielfache Gelegenheit, zu bemerken, daß die Tendenzen der Manharter mit den bestehenden Verfassungen des Staats und der Kirche und dem in Oesterreich begründeten Verhältnisse beider zu einander unverträglich seien. Der Kreishauptmann ließ jetzt die Paragraphen des Strafgesetzbuchs, welche gegen Proselytenmacherei und geheime Gesellschaften gerichtet waren, publiciren. Ein Johann Stadler, der sich mit Schatzgraben und Beschwörung des Bergsegens abgab, und sich auch zu den Manhartern hielt, wurde, weil er ein abergläubisches Büchlein verbreitet und damit die Leute geprellt hatte, in Haft genommen. Daneben machte der arglose Manhart zu jener Zeit einen naiven Versuch, den Kreishauptmann selbst zu gewinnen. Er ging zu ihm, um sich über durch einen Geistlichen erfahrene Beleidigungen zu beschweren, und als sich bei dieser Gelegenheit eine eingehende Unterredung entspann, und der Kreishauptmann ihm die augenscheinlichsten Beweise des guten Einvernehmens zwischen Kaiser und Papst vorlegte, vertraute ihm Manhart, in geheimnißvoller Weise, die Aeußerungen des Nuntius, gegen die bei ihm in keiner Weise aufzukommen war. Man macht ja oft die Erfahrung, daß Personen, die an sich wenig Gelegenheit haben, mit bedeutsamen Persönlichkeiten und Verhältnissen in Beziehung zu kommen, auf das, was ihnen denn doch einmal in solcher Weise näher getreten, ein alles überwiegendes

Gewicht legen. Manhart beschwor den Kreishauptmann mit gefalteten Händen, sich dem Häuflein anzuschließen, das allein in Deutschland die wahre Kirche sei. Dabei trat denn hervor, daß Manhart eine absolute Trennung der Kirche vom Staate verlangte, alle und jede Einmischung der weltlichen Regierung in was immer für eine kirchliche Angelegenheit ausschloß, alle das Kirchliche betreffenden kaiserlichen Verordnungen für widerrechtlich und ketzerisch und den Kaiser selbst für einen Feind und Verfolger der Kirche hielt. Ja, die Manharter, die sich, wie ihr Geschichtschreiber mit Recht bemerkt, von andern Schismatikern wesentlich dadurch unterschieden, daß sie sich von dem näheren Klerus trennten, um sich unmittelbar an den Papst anzuschließen, und die eine vollständige Unabhängigkeit der Kirche vom Staate anstrebten, wollten doch auch die Kirche selbst und in ihr den Papst binden, indem sie alle einmal getroffenen Anordnungen der Kirche für unabänderlich erklärten. Habe die Kirche auch die Gewalt, nicht blos zu binden, sondern auch zu lösen, so beziehe sich doch die Lösegewalt nur auf einzelne Personen, bei denen sie aus besonderen, erheblichen Gründen angewendet werden möge. Für das Allgemeine aber müsse das einmal Festgesetzte stehen bleiben, weil die Kirche sich sonst selbst widersprechen würde. Zwar verfielen sie hiermit in eine Inconsequenz. Denn auch einzelnen Personen gegenüber würde die Kirche sich selbst widersprechen, wenn sie dieselben von Anordnungen, die im allgemeinen noch fortbeständen, freispräche; ja, sie würde sich damit dem Verdacht der Parteilichkeit aussetzen. Die „erheblichen Gründe", aus denen die Manharter ihr gleichwol eine gewisse Lösegewalt zugestanden, können nur darin bestehen, daß die individuellen Verhältnisse und Fälle zu mannichfaltig sind, als daß sie

von den allgemeinen Anordnungen immer genau genug getroffen werden könnten, weshalb man, um den Geist des Gesetzes gegen dessen Buchstaben zu retten, oder um die Anwendung des Gesetzes auf Fälle, die es nicht vorgesehen hat, zu verhüten, zu Gunsten der Individuen, als des schwächeren Theiles, dispensiren muß. Wie nun aber, wenn die neu auftauchenden, abweichenden, von dem Gesetz nicht vorgesehenen Fälle so zahlreich werden, daß sie die Regel zu bilden anfangen? Wie, wenn überhaupt die Zustände sich dergestalt ändern, daß man annehmen kann, die vor Jahren erlassene und damals ganz zweckmäßige Anordnung würde heute nicht erlassen worden sein und wäre nicht mehr zweckmäßig? Doch wer hätte das diesen Leuten begreiflich machen können?

Zunächst versuchte man es immer noch mit begütigenden Maßregeln. Im December 1816 ließ sich der Vicar Schlager von Kirchberg, der Coadjutor Mädlinger von Westendorf weg versetzen. Ein Decret des Ordinariats Salzburg vom 27. März 1817 verbot alle Strenge bei den Osterbeichten, überhaupt allen Zwang im Religiösen, wo er allerdings nie und nirgends am Orte ist. Auf eingegangene Bittschriften um andere Geistliche, speciell um Hagleitner, erneuerte der Kreishauptmann seinen Vorschlag, es doch mit letzterem zu versuchen. In Salzburg war man nicht abgeneigt, Hechenberger zu versetzen, den kränklichen Vicar Waldemayr und den hochbejahrten Vicar Wißbaur aber zu pensioniren. Hechenberger aber, der natürlich auf gleichen Ertrag der Pfründen, oder Entschädigung bestand, welche Punkte ihre Schwierigkeiten hatten, lehnte einen Vorschlag nach dem andern ab. Hagleitner hatte inzwischen (7. Aug. 1816) selbst um Wiederanstellung nachgesucht und, als dies sich verzögerte, wenigstens die Erlaubniß erhalten, die Privatkaplanei

bei dem Wirth unter dem Schönberge anzunehmen, in deren Besitz er bald Scharen von Anhängern um sich sammelte und wo er in der nur für stille Messen bestimmten Kapelle, allmählich und eigenmächtig, einen förmlichen Gottesdienst abhielt. Wie schon dieser ganze Vorgang wahrscheinlich mit dem Michaelsbunde zusammenhing, so leitete Hagleitner nunmehr (1817) auch wirklich die Aufnahme der Manharter in den Bund ein, und da er nicht Lust hatte, unter die Vorsteherschaft eines Handlungsdieners zu treten, so ward beschlossen, eine eigene manhartische Botschaft an die Prophetin zu senden. Man wählte dazu die schon erwähnte Wallfahrerin Christine Scharler, die sich ihre sinnesverwandte Freundin Ursula Bockstaller beigesellte, und mit dieser in der Bittwoche vor Pfingsten 1817 nach Kärnten pilgerte. Sie wendeten sich zunächst nach dem Kirchlein Maria Birkach, wo sie ihre Andacht verrichteten und den derzeitigen Aufenthalt der Agnes erkundeten. Diese war, nach zweimonatlichem Aufenthalt zu Innsbruck und Unterschönberg, auf höhern Befehl, mit ihrer Gesellschaft in die Heimat zurückgeschoben und hier einer Untersuchung unterworfen worden, in deren Verfolg man zunächst den Weg der Belehrung durch einen verständigen Geistlichen versuchte. Da Agnes jedoch unerschütterlich an der Wahrheit ihrer Visionen festhielt und damit natürlich alle Vorstellungen abwies, so verfügte das Gubernial-Präsidium zu Laibach (Sept. 1816), daß die Schwärmerin von ihren Genossen getrennt und entweder in ein öffentliches Arbeitshaus, oder in ein Kloster gebracht werden solle. Indeß ein Arbeitshaus gab es in dem ganzen Gubernialgebiete nicht, und in Betreff eines Klosters fürchtete man psychische Ansteckung. So entschloß man sich denn, sie nur von Holzer zu trennen, der in das Dominicaner-

kloster zu Friesach gebracht wurde, im übrigen aber in Ruhe zu lassen und nur polizeilich zu überwachen. Ihre Anhänger sahen aber in ihrer Freilassung den Beweis, daß man nichts auf sie habe bringen können. Sie lebte darauf erst zu Steinfeld, dann zu Trefling und zur Zeit jener Botschaft in einem dem Fürsten Portia gehörigen, nur einige Stunden von der Wallfahrtskirche entfernten Hause zu Sommereck, von wo sie noch immer ihre Anhänger durch Briefe zu leiten wußte, die wenigstens zum Theil an ihre Stelle kamen. Die beiden Manharterinnen fanden ohne Umstände gastliche Aufnahme in dem Hause der Seherin, wo sie 3—4 Tage verweilten. Herr W., der Gatte der letzteren, sprach gar nicht mit ihnen; Agnes war gleichfalls wortkarg, ließ sich weder von ihnen Näheres erzählen, da die Himmelskönigin ohnedies alles wisse, noch gab sie ihnen speciellere Aufschlüsse, kümmerte sich vielmehr wenig um sie, ging ihren gewohnten häuslichen Geschäften nach und widmete einen großen Theil des Tages dem Gebete. Endlich eröffnete sie ihnen den Bescheid, daß die Himmelskönigin ihnen und Allen, für die sie gesprochen, die Aufnahme bewillige, und übergab ihnen ein Briefchen für Hagleitner. Eine angebotene, durch Zeichen von Dürftigkeit veranlaßte Geldspende lehnte sie ab. In dem Briefe wurde dem Hagleitner das besondere Wohlgefallen der Gnadenmutter und die Ernennung zum Director der Congregation in Tirol mitgetheilt. Doch sollte Anton L. nach wie vor die äußeren Geschäfte leiten. Die beiden Frauen blieben auch weiterhin die Vermittler des Verkehrs zwischen Agnes und ihren Anhängern in Tirol, und nach und nach wurden alle Manharter und viele andere Bewohner jener Gegenden in den Michaelsbund aufgenommen. Hagleitner hatte dabei immer größeren

Zulauf, sowie er auch geheime Zusammenkünfte veranstaltete, die den Behörden doch nicht ganz verborgen blieben.

Der Beichtstuhl wurde ihm genommen. Aber eben um diese Zeit war in Wien seine Wiederanstellung genehmigt worden; da sich aber Brixen und Salzburg um ihn stritten, d. h. keine dieser Diöcesen ihn haben wollte, so übertrug man ihm endlich (August 1817) eine Cooperatur in dem Marktflecken Rankweil in Vorarlberg, wo er bei der vielbesuchten Wallfahrtskirche unserer Lieben Frauen auf dem Frauenberg angestellt ward. Auch hier gewann er bald entschiedenen Beifall, stand aber auch mit seinen alten Anhängern, die ihn selbst in so weiter Entfernung aufsuchten, in stetem Verkehr. Er selbst trat der von Pius VII. gegründeten Versammlung „zur Verehrung des heiligsten Herzens Jesu" bei und breitete auch diese Brüderschaft unter seinen Anhängern aus. Im übrigen mag wol der Verdruß über getäuschte Erwartungen die Ursache gewesen sein, daß er jetzt mehr und mehr auch politische Unzufriedenheit zu erkennen gab und seine Briefe selbst über den Kaiser bittere Aeußerungen enthielten. Der Polizei ward er immer verdächtiger. Geheime Mittheilungen, die ihr zukamen, brachten den Michaelsbund mit dem Plane der Errichtung einer rhätischen Republik in Verbindung, gaben übrigens die Mitgliederzahl, gewiß höchst übertrieben, auf 500000 an, und sprachen die Vermuthung aus, daß die bekannte Frau von Krüdener die Fäden dieser Intriguen in den Händen habe. Ein Theil dieser Angaben fand in Briefen von und an Hagleitner, welche von der Polizei aufgefangen wurden, Bestätigung.

Während nun Hagleitner in solcher Regsamkeit seines unruhigen Treibens war, suchte er auf einmal um Ent-

hebung von seinem Posten und Erlaubniß zur Rückkehr nach der wiener Erzdiöcese an, was wir uns denn nicht anders als daraus erklären können, daß ihn selbst ein Gefühl der Unsicherheit seiner Lage, des Gewagten seiner Plane überkommen war, daß er sich in Dinge verwickelt hatte, über deren Ausgang er zweifelhaft wurde, oder daß ihm vertraute Winke von bevorstehenden Maßregeln zugekommen waren, denen er durch sein Gesuch zuvorkommen wollte. In der That erließ an demselben 25. Dec. 1817, an welchem der Fürstbischof von Brixen Hagleitner's Wunsch dem Präsidium anzeigte, die Polizeihofstelle ein Decret, wonach Hagleitner sofort aus Tirol entfernt, gegen die Beförderer der Herz-Jesu-Bruderschaft und des Michaelsbundes aber Untersuchung und polizeiliche Ueberwachung eintreten sollte. Am 31. Dec. empfing Hagleitner seine Abberufung, hielt am folgenden Tage, vor weinenden und schluchzenden Zuhörern, seine Abschiedspredigt und reiste noch an demselben Tage nach Innsbruck ab, wo er wieder im Löwen sein Quartier nahm. Am Abend des 7. Januar 1818 fand er, von einem Besuche zurückkommend, das Haus mit Polizei besetzt, ward selbst auf die Polizei zu gehen veranlaßt, von da in das Servitenkloster in Haft gebracht und hier einem ersten Verhöre unterworfen, bei dem er, nachdem eine Reihe von Bruderschaften aufgezählt worden, unter denen sich der Michaelsbund nicht befand, auf die Frage, ob er noch mit einer andern Bruderschaft in Verbindung stehe, die Antwort gab, er wisse nichts davon. Bereits aber hatte man an demselben Abende bei Anton L. einen reichen Vorrath von Papieren des Michaelsbundes und darunter die Mitgliederverzeichnisse entdeckt, welche 438 Personen in Tirol umfaßten. Hagleitner mußte nun nach und nach auch seine Theil-

nahme an dieser Congregation bekennen, erhielt übrigens, nach Schluß der Verhöre am 31. Jan., die Erlaubniß, in der Stadt zu verkehren.

Es begannen nun die Untersuchungen in den Landgerichten. Kurz vorher hatte im Brixenthal wieder ein Schulstreit mit Thomas Mair stattgefunden, in dessen Verlauf der Landrichter Dallatorre ihn ins Gefängniß schickte und bei dem Kreisamte auf strenge Maßregeln antrug, ungeachtet er von Mair erklärte, daß er nicht böswillig, sondern ein Scrupulant sei. Der Kreiscommissär Danler erwiderte, in Abwesenheit des Kreishauptmanns, auf die Anträge des Landrichters: die vorgeschlagene Behandlung „vertrage sich weit eher mit dem spanischen Inquisitionsgerichte, als mit dem österreichischen Toleranzgesetze". Mair sei sogleich in Freiheit zu setzen, und fürderhin habe man auf ihn und seines Gleichen unter ähnlichen Umständen nicht physische, sondern psychische Mittel anzuwenden. Der Landrichter fügte sich aber nicht, behielt Mair in Haft und appellirte (9. Jan. 1818) an das Gubernium. Zwar gab auch dieses dem Kreisamte recht; der Landrichter hatte aber doch die Genugthuung, daß inzwischen die Haft den Starrsinn des Mair erweicht und er sich unter Thränen anheischig gemacht hatte, die Tochter in die Schule zu schicken. Die wenigen Tage würden ja hoffentlich nicht soviel schaden; in kurzem gedenke er das Land zu verlassen und in den Kirchenstaat zu ziehen.

Die Untersuchung gegen die Theilnehmer am Michaelsbunde war mit viel Eifer und Lärm vorgenommen worden. Die Entscheidung ließ lange auf sich warten. Nur in Betreff des gutmüthigen, greisen Schwärmers, des 83jährigen Holzer, war schon am 14. Jan. 1818 verfügt worden, daß er in das Priesterhaus zu Klagen-

furt abzuliefern sei, wo er, nach weiteren Befehlen, in strenger Absperrung zu halten war. Selbst der Beichtvater mußte auf sein Zimmer gehen, und den Dienstleuten war bei Verlust des Dienstes verboten, ihm einen Brief zukommen zu lassen. Noch in demselben Jahre erlöste ihn der Tod von seinen Leiden und Kämpfen, und er wird in einer besseren Welt zur Klarheit gelangt und für seinen, wenn auch irregeleiteten, doch frommen und opferfreudigen Willen belohnt worden sein.

Die Manharter schöpften während der langen Ungewißheit wieder Hoffnung und Leben. Selbst Hagleitner nahm sein Gesuch um Erlaubniß, nach Wien zu reisen, zurück, und da er nicht selbst Beichte sitzen durfte, so gewann er den 70jährigen Pater Lorenzo, einen säcularisirten Kapuziner, der als Lokalkaplan zu St. Nikolaus fungirte, dies in seinem Sinne zu thun. Zu diesem gingen nun die Manharter und Michaelsritter beichten, und er ging so weit in der Sache, daß er solche, die nicht zur Michaelslegion gehörten, abwies Wiederholt bestürmten die Manharter den Polizeidirector von Kübeck mit gegen ihre Geistlichen gerichteten Briefen, und als die Geistlichen wieder anfingen, gegen den Manhartismus zu predigen, beschwerten sie sich bitter. Gegen einzelne Geistliche traten selbst nicht zu den Manhartern gehörige Brixenthaler auf, indem sie vorstellten, daß dieselben durch Alter oder Kränklichkeit behindert seien, ihren schwierigen Posten gehörig vorzustehen. Dem Hechenberger zürnten alle Patrioten von 1809. Doch hatte er auch seine Anhänger, ward von dem Landrichter Dallatorre gestützt, und wußte sich noch immer, unter mancherlei listigen Ausflüchten, gegen eine Versetzung zu wehren.

Hagleitner war dagegen am 17. Juni 1818 auf die

Polizei berufen und zur sofortigen Abreise nach Wien, auf welcher Reise er polizeilich überwacht wurde, angewiesen worden. In Wien wurde ihm das Barnabiterkloster zu St. Michael zur einstweiligen Wohnung angewiesen. Im November kamen auch die Entscheidungen der Hofkanzlei in Betreff des Michaelsbundes. Sie waren mild ausgefallen. Blos die Seherin Agnes und ihr Ehemann wurden der schweren Polizeiübertretung wegen Verführung zu geheimer Gesellschaft schuldig erklärt und demgemäß mit längerer Gefängnißhaft belegt. (Was aus dem Manne geworden, ersehen wir nicht. Agnes war nach 1½ Jahren wieder in Freiheit, hielt sich heimlich in Kirchberg auf, veranstaltete von da aus Conventikel in Unterschönberg und Wilten und projectirte mit Christine Scharler und dem wandernden Bundesboten Georg Leber eine Reise in die Schweiz, die jedoch durch die Polizei verhindert ward. Sie hat dann zu Millstedt in Kärnten unter polizeilicher Aufsicht gelebt und ist nach einigen Jahren daselbst gestorben.) Der Handlungsdiener Anton L. wurde zu einem einfachen Arreste von einem Monat, der Wirth Simon Kiechl zu einem solchen von 14 Tagen verurtheilt und auch diese Strafe ihnen im Gnadenwege erlassen. Dem Hagleitner wurde sein Untersuchungsarrest als Strafe angerechnet. Ein für den Bund beschäftigt gewesener Maler, erhielt 8 Tage Arrest, wegen Uebertretung der Censurgesetze, ein Goldarbeiter, wegen verspäteter Anzeige verdächtiger Arbeitsbestellung, einen Verweis. Alle übrigen Theilnehmer gingen straffrei aus, und hatten nur den Verdruß, daß die Congregationszeichen, zu Gunsten des Armeninstituts, für verfallen erklärt, die Gemälde vernichtet wurden.

Das Michaelswesen war für die Brixenthaler nur

ein oberflächlicher, ihnen zugetragener Anflug gewesen, für dessen Aufnahme sie allerdings durch ihre allgemeine Stimmung empfänglich gemacht worden waren, der aber keinerlei tiefere Wurzeln bei ihnen geschlagen hatte und nach Entfernung der Urheber verflog, wie er gekommen war. Anders stand es mit dem Manhartismus, der auf tiefgedrungenen Ueberzeugungen und dem Glauben an für unanfechtbar gehaltene Autoritäten beruhte, von an sich meist sehr achtbaren Persönlichkeiten getragen und durch langjährigen Hader zur Parteisache geworden war. Zwar trat soeben eine Wendung ein, welche selbst bei den Manhartern die Hoffnung aufregte, daß der entstandene Riß sich ausgleichen werde: die Ernennung des Grafen Leopold Firmian[1]) zum Erzbischof von Salzburg. Aber auch diese Hoffnung sollte täuschen, zumal Hagleitner in einem Sinne schrieb, der die Manharter in ihrem Sinne nur bestärken konnte, weil er ihnen in angeblichen Aeußerungen des Nuntius zu Wien eine neue Autorität bot.[2]) Die Fälle, wo die Manharter mit den Anstalten und Einrichtungen der Kirche in Conflict kamen, wurden immer häufiger, und Thomas Mair war immer der heftigste. Dies vielleicht um so mehr, als auch seine äußeren Verhältnisse sich ungünstig gestaltet hatten. Von Erpfingen im Landgericht Kitzbühel gebürtig gewesen und als Gerber gewandert, hatte er sich eine Lederei bei Hopfgarten gekauft, eine Schwester des Priesters Hagleitner geheirathet, und bis 1808 sein Anwesen schuldenfrei gemacht gehabt. Seitdem aber war

---

1) Karl Leopold Max, geb. 1760, erst Bischof von Lavant, starb als Erzbischof von Wien 28. Nov. 1831.

2) Der a. a. O. S. 143 fg. abgedruckte Brief ist allerdings vom 20. Nov. 1821 datirt, während Folgen aus ihm abgeleitet werden, die in das Jahr 1819 fallen müßten.

er durch den Krieg, durch die Vernachlässigung seines Geschäfts infolge der ihn bewegenden Angelegenheiten, durch Flucht, Haft, Processe u. s. w. heruntergekommen. Am 4. Nov. 1818 wurde sein Anwesen versteigert und er zog als Tagelöhner nach Westendorf, wo er bald darauf bei Manhart in Dienste trat. Die Manharter wurden immer mehr von Parteigeist erfüllt, wendeten alles an, Abfall zu verhüten und Anhänger zu gewinnen, ließen sich satyrische Bilder gegen die weltlichen Reformen in der Kirche malen und erlaubten sich vielfache Widersetzlichkeiten. So stand die Sache, als der Kreishauptmann von Mensi nach zweijähriger Abwesenheit zurückkehrte und mit Verwunderung und Unwillen noch immer die Geistlichen, von deren Entfernung er die Beschwichtigung der Wirren gehofft hatte, im Thale fand, und als Graf Firmian, der vom Papste noch nicht als solcher, wohl aber als Administrator des Erzbisthums bestätigt war, sich zu einer Visitation des Thales entschloß.

In einer Unterredung, welche der Administrator und der Kreishauptmann am 30. Juni 1819 zu Söll hatten, und der auch zwei geistliche Räthe des erstern beiwohnten, entwickelte der Kreishauptmann die Gründe, aus denen er eine Versetzung der Geistlichen für wünschenswerth hielt, und deutete auch bereits die Ansicht an, daß eine Beiziehung Roms zur Heilung der Geisteskranken das Wirksamste sein würde. Der Administrator erklärte dagegen seinen Plan, die Führer der Sektirer zuvörderst durch seine Räthe behandeln lassen und, da nöthig, dann selbst sein Glück mit ihnen versuchen zu wollen. Am 1. Juli reiste der Graf nach Hopfgarten und Brixen. Am 2. gingen seine Räthe nach Westendorf, wo sie sich drei Stunden lang mit Mangl und

Mair abmühten, aber alle Bemühungen vergeblich fanden. Thomas Mair fragte sie schließlich höhnisch: ob sie denn den Willen des Papstes besser zu kennen vermeinten, als der Cardinal in der Schweiz. Am 3. Juli traf der Erzbischof selbst, von den Geistlichen des Thales und dem Landgerichte begleitet, unter dem üblichen Gepränge, in Westendorf ein, hielt feierlichen Gottesdienst, visitirte die Kirche und ließ dann, nach Ablegung des Ornates, in einfacher Weltkleidung, beide Hauptführer der Manharter und noch sechs Männer und sechs Frauen aus der Sekte in die Sakristei kommen. Die Manharter verhielten sich gleichgültig gegen ihn, und als sie erinnert wurden, daß er der vom Kaiser ernannte Erzbischof und vom Papste bestätigte Administrator sei, besahen sie ihn von oben bis unten, rümpften die Nasen und lächelten einander an. Er hielt nun eine Anrede an die Manharter, worin er sie zuvörderst darauf aufmerksam machte, wie Rom selbst durch fortwährende Thatsachen anerkenne, daß der Bann gegen Napoleon auf die österreichischen Geistlichen, welche dem Eroberer die treue Erfüllung ihrer Pflichten gelobt hätten, keine Ausdehnung finde. Jedenfalls müßten sie von ihm selbst, der nie einen derartigen Eid geleistet, und der jetzt vom h. Vater mit allen erzbischöflichen Vollmachten versehen sei, zugeben, daß er mit Rom vereinigt sei. Sie möchten daher doch diese unselige Spaltung aufgeben und sich nicht gescheidter und weiser dünken, als alle Bischöfe, Räthe und Seelsorger. Die Rede rief unter den Manhartern eine unruhige, zweifelhafte Bewegung hervor; doch ward wol den Meisten aller etwaige Eindruck derselben verwischt, als Mair seine Lache aufschlug und damit bei Männern und Weibern schalkhafte Gesichter bewirkte. Es wurde nun den Manhartern ein Bogen mit folgenden Fragen

vorgelegt: „1) Erkennt Ihr den anwesenden Herrn Ordinarius als Euern rechtmäßigen, von dem päpstlichen Stuhle bestätigten Oberhirten an? 2) Respectirt Ihr die von dem Oberhirten bestellten Seelsorger als rechtmäßige, und wollt Ihr Ihnen demnach den schuldigen Gehorsam leisten? 3) Wollt Ihr Euch an die übrige Gemeinde anschließen, die h. Sakramente gebrauchen und dem kirchlichen Versammlungs-Gottesdienste beiwohnen? 4) Wollt Ihr im Falle der Bejahung allen denjenigen, welchen Ihr früher irrige Meinungen und Sätze beigebracht habt, eine bessere Ueberzeugung einzuflößen Euch bemühen?“

Zuerst wurde Sebastian Mangl, der Manhart, vorgerufen. Hier sagt der Geschichtschreiber dieser Vorgänge (a. a. O. S. 155 fg.): „Trauer lag auf seinem blassen, gesenkten Gesichte, und das lichte Auge warf scheue und unsichere Blicke. Mit zitternder Hand ergriff er das Papier und las noch einmal die Fragen. Jetzt langt er nach der Feder und — unterschreibt alle vier Sätze, — zur freudigsten Ueberraschung des Erzbischofs und seiner Umgebung. Schon brachen die Herren in Glückwünsche und Belobungen aus und rieben, einander anlächelnd, die Hände, als der ganze Jubel plötzlich bedeutend gedämpft wird — durch Manhart's halblautes Wort: «Nur soll man mir eine Reise nach Rom erlauben, daß ich den heil. Vater selbst noch befragen kann.» Manhart's Gattin, Anna Aschaber, ein gutmüthiges und verständiges Weib, unterschrieb ohne alle Bedingung. Jetzt kam die Reihe an den schwierigeren Thomas Mair. Sein Blick war Zorn, seine Miene war Trotz. Die angebotene Feder stieß er zurück und gab auf die erste Frage die Antwort: «Erst will ich in Rom den heiligen Vater fragen, und erst, wenn ich es mit meinen eigenen

Ohren aus dem Munde des Statthalters Christi höre, dann erst glaube ich, daß dieser Herr da unser rechtmäßiger Oberhirt ist, früher aber nicht.» Den finstern Blicken, den unwilligen Mienen und dem dumpfen Gebrumme der Umstehenden hielt er beinahe drohend das kühne Angesicht und die blitzenden Feueraugen entgegen. «Glaubst Du denn also, ich sei ein Betrüger und gebe fälschlich die bischöfliche Vollmacht vor?» sprach der Administrator mit Wehmuth. «Ihr habt es schon gehört,» erwiderte Thomas ruhiger, «wenn der Papst es ausspricht, will ich Euch gerne anerkennen.» Die übrigen Punkte fielen nun von selbst weg; gleichwol wurden die Fragen ihm vorgelesen. Bei der Frage, ob er die bessere Ueberzeugung beibringen wolle, sagte er mit Nachdruck: «Ja, das thue ich und das will ich fortwährend thun. Der Nuntius hat es uns anbefohlen: Sagt allen die Wahrheit.» Er begann jetzt sogleich eine Probe davon abzulegen und eine Strafpredigt über die Neuerungen und über die Gefangenschaft der Kirche zu halten. Auf den strengen Befehl des Landrichters, zu schweigen, zog er sich brummend und murrend zurück. Nicht viel nachgiebiger waren der jüngere Sebastian Mangl, Bauersmann zu Liendla, noch unverehelicht, ein Vetter und einst Mündel des Manhart, beiläufig 30 Jahr alt, und Mathias Papp, bedeutend jünger, einer der schönsten und kühnsten Bursche im ganzen Thale, Pächter zu Gumpau. Diese geberdeten sich aufgebracht und sagten: solange die Geistlichen seien wie jetzt, wollten sie mit ihnen nie und nirgends zu thun haben. Verräthern könne man nicht glauben. Das Protokoll erhielt zwar einige Unterschriften, aber mit der ausdrücklichen oder stillschweigenden Bedingung, daß der heil. Vater sich ausspreche."

Triumphirend traten die Manharter zu den Ihren hinaus und höhnten die gleichfalls vor der Kirche versammelten Andersdenkenden, blieben auch trotzig stehen, als der Erzbischof heraustrat und das übrige Volk sich auf die Knie warf, seinen Segen zu empfangen. Unklugerweise fing er eine Rede an. „Da wand sich ein schnippisches Mädchen von 16 Jahren aus der dichten Schar der Manharter hervor, wendete sich gegen den Erzbischof und fragte: «Sag mir einmal, ist's früher recht gewesen, oder ist's jetzt erst recht?» Der hohe Herr war so unvorsichtig, sich mit der kecken Maid in einen Wortwechsel einzulassen. Er antwortete: «Es ist früher recht gewesen und es ist jetzt recht.» Das Mädel schlug die Hände zusammen und lachte schallend, und alle Manharter lachten mit. Ungeduldig versetzte der Erzbischof: «Sie sind zu dumm, das Wesentliche und das Unwesentliche zu unterscheiden.» Das Mädchen ergriff wieder das Wort und sprach: «Weißt Du es besser oder der Cardinal? Natürlich — Ihr wißt es wol besser, als der Papst selbst!» Der Administrator entsetzte sich mit allen Uebrigen über die Keckheit eines Kindes, eines Mädchens. Er fixirte sie mit ernstem Blicke und ging verdrossen hinweg. Die Westendorfer waren betrübt; einige weinten, andere drohten. Aber die Manharter zogen in dem Gefühle und mit allen Zeichen des Sieges vom Schlachtfelde, schüttelten sich vor Manhart's Hause freudig die Hände und eilten endlich zu Mittage."

Dieser Versuch war also schlecht abgelaufen und sollte zunächst die kirchlichen Zustände wesentlich verschlimmern, in seinen weiteren Folgen aber auch manche Bedrängniß über die Manharter bringen. Diese höhnten jetzt und prahlten, weigerten dem Erzbischofe die Anerkennung und mochten auch von den Franciscanern nichts mehr wissen.

Der Erzbischof aber, verletzt in seinem persönlichen Selbstgefühle, zürnte den Manhartern, fand keinen Grund zu weiterer Nachsicht und erklärte sich entschieden gegen die Reise nach Rom. Anders der Kreishauptmann von Mensi, der das ganze Verfahren misbilligte und dem auch der Landesgouverneur Graf Bissingen[1]) beifiel. In Wien aber fürchtete man, die Schwärmer würden von Rom nur in ihrem Wahne bestärkt zurückkehren, und dann die Sache schlimmer stehen, als jetzt. Man solle sie vielmehr von ihrem Reisevorhaben mit aller Kraft ablenken. Die tirolischen Behörden zweifelten nun freilich, daß dies möglich sein werde. Indeß mußte man wenigstens einen Versuch machen, und der Gouverneur beauftragte damit den geistlichen Gubernialrath Bernard von Galura, zu welchem die Manharter Vertrauen hatten, weil er sich in der Franzosenzeit, als Stadtpfarrer zu Freiburg im Breisgau, als treuer Patriot bewiesen und als Flüchtling nach Oesterreich gekommen war. Er beschied Manhart und einen vom Landgericht ausgewählten gemäßigten Meinungsgenossen desselben zu einer Unterredung nach Schwaz. Manhart war jedenfalls ein durch und durch redlicher Mensch, dem seine Sache eine reine Gewissenssache war, ohne Beimischung persönlicher Eitelkeit, Leidenschaft und Parteisucht. Es scheint, daß es ihm wehthat, von der Kirche seiner Nachbarn getrennt zu sein, daß er aber in der festen Ueberzeugung handelte, er halte zur wahren Kirche. Die Aeußerungen des Nuntius und des Secretärs desselben waren ihm

1) Ferdinand Ernst Maria, Graf von Bissingen-Nippenburg, war 2. Febr. 1749 geboren und starb, als k. k. Kämmerer, Geh. Rath und Gouverneur von Tirol und Vorarlberg, 22. April 1831. Von ihm kommen die beiden jetzt blühenden Linien dieses Grafenhauses, welches ursprünglich aus dem Meißnischen stammt.

unanfechtbare Autoritäten für die schon früher gefaßte Ansicht geworden, daß die Geistlichen des Thales außer der Kirche ständen und daß die von den weltlichen Regierungen eingeführten kirchlichen Neuerungen unberechtigte seien. Ein gewandter, leichtfassender Geist war er freilich nicht, und dem, was ihm Galura, in freundlicher und verständiger Weise, über den Unterschied zwischen dem Wesentlichen und Unwesentlichen, über das Nichtvorhandensein der meisten von ihm gepriesenen Anordnungen und Gebräuche in den ersten Zeiten des Christenthums, über die Billigung mancher von ihm angefochtener Neuerungen durch die Päpste selbst, über das Anstößige der Nichtanerkennung des Vorstandes der Diöcese, über den Widerstreit, in welchem die Umtriebe der Manharter mit allen kirchlichen Ordnungen ständen, auseinandersetzte, wußte er nichts entgegenzustellen, während er doch auch fern davon war, sich wie Thomas Mair, mit irgend einem Kraftwort, einem trotzigen Hohne darüber hinwegzuhelfen. Aber von seinen Gewissenszweifeln kam er deshalb doch nicht los. Als ihm Galura zuletzt über die schwere Verantwortlichkeit, die er durch Verführung Anderer auf sich lade, eindringlich ins Gewissen sprach, zitterte Manhart, vergoß Thränen, schlug jammernd die Hände zusammen und sprach in rührend flehender Weise: „O! laßt mich nach Rom, laßt mich zum h. Vater! dann kommt gewiß alles wieder in Ordnung! Ich will ja nichts Unrechtes! O! wie sind wir unglückliche Leute, daß Ihr und der Nuntius nicht zusammenstimmt! Laßt uns nach Rom! Laßt uns zum h. Vater! Was kann es Euch und dem Kaiser schaden? Wir gehen selbst; wir bezahlen selbst; wir fragen selbst. Der Papst ist ja deshalb eingesetzt, daß sich im Zweifel alle Gläubigen an ihn wenden.“ Galura begann nun mit ihm zu capitu-

liren, und sagte: „Wie der h. Vater in Rom Euch nur durch einen Dolmetscher seinen Willen kundgeben könnte, so kann er ja auch in vielfacher anderer Weise mit größter Zuverlässigkeit seine Gesinnung Euch zu wissen machen. Wenn der Statthalter Christi sich dazu bereit erklärt, wenn er seinen Ausspruch auf eine vollkommen gewisse und verständliche Art Euch zukommen läßt, wollt Ihr auch dann noch nicht Euch begnügen?" Manhart antwortete: „Wenn wir gewiß wissen, daß es der heil. Vater gesagt hat, dann wollen wir uns gerne unterwerfen, es mag lauten, wie es will." Galura fragte: „Also in diesem Falle würdet Ihr nicht mehr auf der Reise nach Rom bestehen?" Die Antwort lautete: „Nein, dann nicht mehr! Wir wollen nur Gewißheit und nichts Anderes."

Das Präsidium beantragte nun, daß man den Manhart zu dem Nuntius in Wien reisen lassen und ein päpstliches Schreiben veranlassen möge. Die Hofstelle aber, an deren Spitze damals Graf Franz von Saurau stand, wünschte, aus josephinischer Politik, jede unmittelbare Berührung der Unterthanen mit Rom zu vermeiden, und ging daher auf den Plan der tiroler Behörden nicht ein. Sie glaubte, dasselbe zu erreichen, wenn den Thalbewohnern in Betreff der ihnen werthen kirchlichen Gebräuche möglichste Nachsicht bewiesen und die unbeliebten Geistlichen entfernt würden. Sie erließ daher in ersterer Beziehung entsprechende Anordnungen, wobei sie übrigens aussprach: „Ueberhaupt aber müssen die Bewohner jener Gegend unverrückt dahin gelenkt werden, daß sie, bei aller schuldigen Verehrung für den Papst ihn doch nicht als die einzige Obrigkeit in der katholischen Kirche ansehen, sondern auch ihrem Ordinariate und ihren Seelsorgern mit schuldigem Vertrauen, Ehrerbietung

und Gehorsam begegnen." Weiter betrieb der Minister, wider die Meinung des Erzbischofs, die Versetzung der Geistlichen, und wie zäh auch der Widerstand Hechenberger's war, dessen Entfernung nicht weniger als vier kaiserliche Cabinetsbefehle vorgeschrieben hatten, und der sich trotzdem noch lange behauptet hatte, er mußte endlich doch weichen und sich (1821) seine Versetzung auf die Pfarrei St. Martin gefallen lassen. Der Ausfall des Einkommens wurde aus dem Religionsfond ergänzt. Nach Westendorf kam, statt des greisen Wißbaur, der an St. Katharina in Kitzbühel versetzt worden war (1819), Steinberger als Vicar, der sich 1809 als Feldkaplan ausgezeichnet hatte. Decan wurde Hausmann.

Diese Maßregeln trugen keineswegs die erwartete Frucht, steigerten vielmehr, soweit sie als Siege betrachtet wurden, das Selbstgefühl der Manharter, die nun noch weiteres zu erlangen hofften. Auch schöpften sie eine neue Bestätigung ihrer Ansichten aus dem in Folge des Concordats erlassenen Rundschreiben des Papstes an die bairischen Bischöfe, worin mancherlei Klagen über die Verluste und Leiden der Kirche enthalten und zugleich ausgesprochen war, daß auch nach dem jetzt Geschehenen vieles wiederherzustellen übrig bleibe. Daß dieses Schreiben ohne allen Bezug auf ihre besonderen Verhältnisse gefaßt war, übersahen sie natürlich. Thomas Mair hatte auch wieder Conflicte gehabt. Schon 1819 hatte er bei der Feldarbeit, als das Allerheiligste vorübergetragen ward, nicht nur selbst unterlassen, demselben die übliche Ehrfurcht zu bezeigen, sondern auch zwei Nebenknechte davon abgehalten. Sie wurden darauf (2. Nov.) verhaftet, und das Landgericht erklärte jene Unterlassung für ein Polizeivergehen wider die öffentliche Sicherheit (?), das, in Betracht der bösen Gesinnung und der obwalten-

den besondern Umstände, exemplarisch zu bestrafen sei. Es dictirte daher dem Thomas Mair zwei Monate strengen Arrest mit Gemeindearbeit und 12 Stockstreichen (!), den beiden Knechten 6 und 4 Wochen Arrest mit Gemeindearrest und 10 Stockstreichen. Das Urtheil war ein arbiträres und wurde von dem Kreisamt zur letzten Entscheidung an die Landesstelle überwiesen, welche dasselbe cassirte, weil ein arbiträres Urtheil aus politischen Rücksichten nicht zulässig sei.[1]) Man solle auf correctionellem Wege einschreiten und hauptsächlich durch Belehrung wirken. Der eine Knecht hatte inzwischen seinen Frieden mit der Kirche gemacht und war in Freiheit gesetzt worden. Die beiden Andern kamen schließlich mit dreitägigem Arrest davon, und Mair schlug über solchen Ausgang ein schallendes Hohngelächter auf. Ein Jahr später hatte er einen alten Mann, der sich nach den h. Sterbesakramenten sehnte, besucht und auf die Seite der Manharter gebracht, von der ihn wieder abzulenken nur mit Mühe gelang, und war wieder einmal in die Feiertagsschule gedrungen und hatte dem Geistlichen einen Auftritt gemacht. Die Manharter, zu denen übrigens um diese Zeit nur gegen 100 offen erklärte gehörten, wozu noch etwa 30 heimliche kamen, während eine viel größere Zahl sich zu denselben Meinungen neigte, ohne der Sekte entschieden beizutreten, hielten, gewöhnlich während des Gottesdienstes, oder des Nachts, heimliche Zusammenkünfte, die sie dem Gespräch über religiöse Dinge, dem Vorlesen einschlagender Schriften, der Auslegung derselben, welche in der Regel Manhart mit Bezug auf ihre

1) Man kann die allgemeinen Principe, nach denen damals in Oesterreich gehandelt ward, misbilligen, muß aber anerkennen, daß im Einzelnen mit viel Gewissenhaftigkeit und Rechtssinn verfahren ward und daß man keineswegs jedes Mittel für recht hielt.

besondere Lage vornahm [1]), und dem Gebete widmeten. Viel war dabei von den Zeichen des nahenden Weltendes die Rede, wofür der Michaelsbund empfänglich gemacht hatte. Für die größte und schlimmste Sekte ward die des Napoleon erklärt, worunter alle Käsaropapie verstanden werden mochte.

Diese Conventikel, gegen welche die Landgerichte spürten und fahndeten, sollten zunächst den Manhartern Unheil zuziehen. Es gelang im Februar 1821, eine Zusammenkunft in Westendorf in des Manhart's Hause zu überraschen. Die Anwesenden wurden aufgeschrieben, im ganzen Hause Haussuchung angestellt, Bücher, Briefe, Papiere in Beschlag genommen. Während der Durchsuchung war der Manhart entflohen. Mair kam jetzt auch wegen Theilnahme an geheimer Gesellschaft in Untersuchung, und zunächst in Haft. Hier ward sein Geisteszustand ärztlich explorirt, aber gesund befunden. Auch im Gefängnisse weigerte er sich, die österliche Beichte zu empfangen und stritt sich darüber mit dem neuen Landrichter [2]) Tribus herum, der dabei die Ansicht gewann: daß Mair ein obstinater Phantast sei, der alle Andersdenkenden für Heiden halte und nach einem omni-

1) Als Beispiel seiner eindringlichen Weise dabei mag Folgendes dienen: Einst hielt er mitten in einer Rede inne, zog dann heftig die Tischtruhe heraus, nahm ein angeschnittenes Brot, hielt es hin und fragte: „Ist dieses Brot unser Herr?" „Nein! nein!" war die allgemeine Antwort. „Ebenso wenig, als dieses Brot, ist die Hostie der jetzigen Geistlichen unser Herr", versetzte Manhart, indem er das Brot langsam zurückzog und in die Schublade legte. Dieser Vorgang machte tiefen Eindruck. — Ein Beweis aber auch, wie diese Leute, nach Art der Ungebildeten, durch Misverstand in ihren Ansichten bestärkt wurden, ist, daß Manhart eine Stelle in einem Buche, wo es hieß: die Fehler und Laster der Aeltern würden den Kindern eingeimpft, als ein Zeugniß gegen das Impfen betrachtete.

2) Dallatorre war nach Rattenberg versetzt worden.

potenten Papismus hinstrebe. [1]) Ein reicher Manharter, Rupert Fluckinger zu Kirchbühel, ließ seine Kinder nicht in die Winterschule gehen, und war auch durch Geldstrafen und Militärexecution nicht zu bestimmen. Als jedoch das Kreisamt die Zurückziehung der Executionsmannschaft befahl, weil dergleichen nicht im Geiste der österreichischen Gesetzgebung liege, schickte er, durch die Milde gerührt, die Kinder zur Schule und gab damit einen Fingerzeig für die rechte Behandlung der Sektirer. Bald darauf starb er (Sept. 1822) und es erwuchs die Frage: wie er beerdigt werden solle. Das Kreisamt entschied: das geweihte Erdreich dürfe ihm nur dann versagt werden, wenn ihm diese Versagung früher angedroht worden wäre, und wenn er die Priester, die er zurückgewiesen, für solche gehalten habe, die sich an dem französischen Eide nicht betheiligt hätten. Infolge der Untersuchung verbot jedoch der Landrichter die Bestattung in geweihter Erde, und die Leiche ward nun, unter polizeilicher Aufsicht, des Nachts über die Wiesen hinausgetragen und bei einer Feldkapelle, wo der Verstorbene oft gebetet hatte, beerdigt. Diese Stätte wurde von den Manhartern viel besucht und wie die Ruhestätte eines Heiligen geehrt, während die Andersdenkenden sie mit Schauder betrachteten und Spukgeschichten an sie knüpften. Als übrigens bei dieser Gelegenheit die Frage erwuchs, ob der Pfarrer bei diesem Begräbniß die Gebühren erheben könne, entschied der Kreishauptmann dagegen, weil solche Gebühren auch bei dem Tode eines Juden im Pfarrbezirke nicht erhoben werden dürften.

1) Man sieht, wie in all diesen österreichischen Beamten der alten Schule die josephinischen Ideen lebten.

Bei einer späteren Gelegenheit, wo auch das Consistorium sich einmischte, drang dagegen eine andere Ansicht durch, welche sich darauf begründete, daß diese Gebühren nicht als Bezahlung für geistliche Dienste, sondern als ein Beitrag zu dem Unterhalte des Seelsorgers anzusehen seien, der durch den Ungehorsam der ihm an sich angehörigen Kirchenkinder nicht verkürzt werden dürfe.

Der Manhart hatte sich inzwischen bei seinen Anhängern, die ihn mehr als je verehrten, verborgen gehalten, wobei ihm sein Vetter Manzl und Mathias Papp Bedarf und Nachrichten zutrugen. Nach und nach wagte er sich auch wieder in sein eigenes Anwesen, wo er jedoch endlich bemerkt und am 22. Mai 1822 ergriffen ward. Wol gingen seine eifrigsten Freunde mit dem Plane seiner Befreiung um; doch war es noch zu keinem Entschlusse gekommen, als die besorgte Behörde sowol Manhart als Mair, unter großen Vorsichtsmaßregeln, nach Rattenberg ablieferte, von wo sie im Juni nach Innsbruck geschafft wurden. Gegen sie war peinliche Untersuchung wegen Störung der inneren Staatsruhe und der Religion eingeleitet, während gegen ihre Anhänger eine Polizeiuntersuchung wegen geheimer Gesellschaft stattfand. Diese Anschuldigungen mochten auch auf den Kaiser gewirkt haben, der auf der Rückreise vom Congreß zu Verona zu Wörgl (Dec.) äußerte: „Ich habe diesen Leuten schon die Priester gewechselt; aber die Religion ist nur der Deckmantel ihrer revolutionären Gesinnungen und Umtriebe. Auf die Jüngern muß man noch belehrend und mit Güte wirken; aber die hartnäckigen Alten übergibt man dem weltlichen Arme.“ Freilich hatte er denjenigen, der wahrscheinlich am meisten als der eigentliche geistige Urheber der Sekte zu betrachten und von dem es wahrscheinlich ist, daß er sie

auch aus der Ferne noch längere Zeit[1]) in ihrem Wahne bestärkte, wobei er aber klug genug gewesen zu sein scheint, sie zu strengstem Geheimniß zu verpflichten[2]), den Hagleitner, auf einer schönen Pfarrei zu Kalchsberg bei Wien, kaiserlichen Patronates, versorgt, wo derselbe erst um 1836 verstorben ist.

Die Manharter blieben auch in Sorge und Verfolgung standhaft bei ihren Meinungen, zu deren Vertheidigung sie auch bei den Verhören zum Theil manches Gute und Wahre vorbrachten, jedenfalls zeigten, daß manche unter ihnen viel über Kirchliches nachgedacht, gestritten und gelesen hatten. Freilich waren ihre Gründe meist derart, daß sich denselben vieles entgegnen ließ, oder daß sie für ihre Sache bei weitem zu viel bewiesen. Die gegen Manhart und Mair eingeleitete peinliche Untersuchung ward übrigens durch Hofdecret der k. k. obersten Justizstelle vom 25. Febr. 1823 aufgehoben und beide der politischen Obrigkeit zur geeigneten Amtshandlung übergeben. Nach langer Untersuchung ward ein vierwöchentlicher Arrest gegen sie ausgesprochen, zugleich aber ihre Ablieferung an die Polizeidirection zu Innsbruck verhängt, da man jedenfalls noch Bedenken trug, sie wieder in die Heimat zu lassen, über den ihnen anzuweisenden Aufenthaltsort aber noch nicht entschieden war. Die Zwischenzeit war eine trübe für die Man-

---

1) In den letzten Jahren seines Lebens soll er Gewissensbisse empfunden und den Wunsch geäußert haben, an Bekehrung der wenigen noch halsstarrigen Manharter arbeiten zu dürfen.

2) Als Thomas Mair, nachdem er längst mit der Kirche versöhnt und Hagleitner todt war, von einem Besucher befragt wurde: ob denn nicht Hagleitner der eigentliche Stifter des manhartischen Bundes gewesen sei, wurde er plötzlich ernst und stumm, und bejahte weder, noch verneinte er die Frage, sondern sprach nach einiger Zeit mit Nachdruck: „Wir hielten uns an den Nuntius."

harter. Sie versammelten sich in Grüften, einsamen Kirchlein und Waldkapellen, unternahmen stille Wallfahrten und wiesen beharrlich jede Ansprache der Geistlichen ab. Gegen Andersdenkende blieben sie streit- und bekehrungssüchtig, wol auch hochfahrend und drohend, und wenigstens die Geistlichen schilderten die Zustände als keineswegs ungefährlich, und auch die Gemeindevorsteher fürchteten, daß es noch zu Thätlichkeiten kommen könne. Der Kreishauptmann, der solange für Nachsicht gewesen, meinte jetzt doch: man solle die beiden Häupter und zehn ihrer leidenschaftlichsten und unverbesserlichsten Anhänger in eine ferne Gegend der Monarchie versetzen, dort mit angemessenem Grundbesitze betheiligen, zum Erwerbe und zur Selbstthätigkeit anhalten und an aller Verbindung mit Brixenthal behindern. Man habe es hier nicht mit einer Religionspartei, welcher die Verfassung Duldung gewähre, sondern mit Sinnverwirrten oder Heuchlern, oder einem Amalgam aus beiden zu thun. Sie vindicirten, das Wesentliche mit dem Unwesentlichen, Dogma mit dem äußern Cultus, Wahrheit mit den gröbsten Irrthümern vermischend, den Besitz des alten wahren Glaubens für sich und trennten sich in diesem Wahne factisch von der katholischen Kirche, ohne einer andern, geduldeten anzugehören und ohne sich, wie die Bekenner dieser letztern, den Anordnungen der Regierung in Gegenständen des äußeren Gottesdienstes und des öffentlichen Unterrichtes zu fügen. Während nun die schließliche Entscheidung der Hofstelle erwartet wurde, bestimmte das Gubernium dem Manhart die Stadt Bruneck, dem Mair Meran zum einstweiligen Aufenthalt. Diese Anordnung wurde (4. April 1824) von der Hofkanzlei bis auf weiteres bestätigt. Halbjährlich sollte über die beiden Bericht erstattet wer-

den. Schon vorher war von ihr (27. Febr.) Manzl, der „schlau (?) und versteckt sei und keine Gnade verdiene“, zu strengem Arrest von einem Monat verurtheilt, Thomas Mair und Genossen aber, der erstere nur ab instantia, von der Anschuldigung schwerer Polizeiübertretung losgesprochen worden.

Der Manhart bat jetzt um Erlaubniß, in die Schweiz auswandern, oder in seine Heimat zurückkehren zu dürfen. Beides ward ihm abgeschlagen, zumal das Landgericht Hopfgarten erklärte, die Gattin des Manzl habe Kopf genug, die Gegenwart des Mannes entbehrlich zu machen und alle häuslichen Angelegenheiten zweckmäßig zu besorgen. Anna selbst nahm sich des Gatten mit größtem Eifer an, bestürmte die Behörden mit Bitten, kleidete ihn von Kopf zu Fuß neu, besuchte ihn zu wiederholten malen und besorgte das Hauswesen treulich. Die Felder wurden von Manhartern, für den halben Ertrag, bearbeitet. Gerade um diese Zeit scheint sich der durch all diese Wirren gesunkene Hausstand des Manhart's wieder gehoben zu haben. Anna selbst erzählte gern eine rührende Geschichte dieser Wendung. Als ihr Mann noch in der Gefangenschaft gelegen, sei sie oft in peinlicher Geldverlegenheit gewesen. Einst habe sie nur noch ein Zwölfkreuzerstück gehabt, und der Jammer sei ihr besonders schwer aufs Herz gefallen. In ihrer Angst und Sorge sei sie da zu der Feldkapelle gegangen, in der sie so oft gebetet, habe da dem Gekreuzigten und der schmerzhaften Mutter ihre Noth geklagt, ihnen das Zwölfkreuzerstück gezeigt, endlich zu weinen angefangen, die Münze mit den Worten: „Nehmt Ihr mein Letztes“ in den Opferstock fallen lassen und schluchzend gestammelt: „Nun helft Ihr!“ Von dieser Stunde an sei der zeitliche Segen wiedergekehrt, die Baarschaft nie wieder

ausgegangen und alles besser gediehen. — Manhart wurde in Bruneck mit Schonung behandelt und hatte innerhalb des Städtchens freie Bewegung, wenn auch das Nachtlager und, wenn er nicht in Privathäusern aß, die Zehrung im Gefängniß, wo er mit der Familie des Gefängnißdieners bald vertraut ward. Den Morgen brachte er in den Kirchen zu, besuchte auch Geistliche, ohne sich von seinen Ansichten abbringen zu lassen, aber auch ohne sich in Vertheidigung derselben zu versuchen. Die freie Zeit verwendete er gern zu Tagelöhnerarbeit. Mair bezeigte dagegen weniger Lust zu Arbeit und beschäftigte sich lieber mit Gebet, Lesen und Gesprächen über Religionssachen, wobei er seine Ansichten mit Heftigkeit verfocht. Erst nach und nach brachte man ihn dazu, sich durch Arbeit in einer Gerberei etwas zu verdienen, wovon er sich die nöthigste Wäsche und Kleidung verschaffte.

So standen die Dinge, als eine Wendung zum Besseren eintrat, wie sie kaum noch zu verhoffen gewesen war. Sie war das Verdienst des neuen, auch von Rom bestätigten Erzbischofs von Salzburg, des edeln Augustin Gruber. Anfangs schien es zwar auch nicht, als würde es mit ihm viel besser verlaufen, als mit dem Grafen Firmian. Machte er auch, von den Manhartern durch Abgeordnete beschickt (Juni 1824) und dann selbst das Thal besuchend, persönlich einen gewinnenderen Eindruck, so blieben die Manharter doch bei ihrem Satze stehen, daß nur der Papst sie beruhigen könne. Indeß eben dafür eröffnete ihnen der Erzbischof Hoffnungen, und in der That mochten eben die Schwierigkeiten, die man ihrer Beschickung Roms entgegengestellt hatte, und die theils in einem Verdrusse des Grafen Firmian über die erfahrene Behandlung, theils in einem Mistrauen der

kaiserlichen Regierung gegen das in Rom zu erwartende Verfahren ihren Grund gehabt haben mögen, die Manharter in ihren Meinungen bestärkt haben. Denn der Gedanke lag nahe, daß diese Schwierigkeiten ihren Grund in der Besorgniß hätten, der Papst möge den Manhartern beipflichten.

Es gelang dem Erzbischof Augustin, seiner Ueberzeugung, daß man sich den fixen Ideen der Manharter accommodiren müsse, um sie zu heilen, bei dem Kaiser Eingang zu verschaffen, und es kam dabei der gelegene Umstand zu Statten, daß Leo XII.[1]), der seit dem 28. Sept. 1823 den päpstlichen Stuhl einnahm, das Jahr 1825 zu einem Jubeljahre bestimmt hatte, was denn, ungeachtet das Jubiläum in den österreichischen Staaten erst 1826 gefeiert werden sollte, doch einen passenden Vorwand zu ausnahmsweiser Gestattung einer solchen Pilgerfahrt bot. Als der Dekan Georg Hausmann den zu ihm beschiedenen namhaftesten Manhartern erklärte, es sei zu hoffen, daß der Kaiser Einigen aus ihnen die Reise nach Rom bewillige, vergossen sie Thränen der Freude, küßten das Schreiben des Erzbischofs und die Hände des Dekans, und eilten wonnetrunken zu den Ihrigen. Auch der Kreishauptmann sah mit Vergnügen seine alte Ansicht durchdringen, und in der That erfolgte die Genehmigung. Vor Ausführung der Reise fanden noch mancherlei, mit Umsicht gepflogene Verhandlungen über die zu der Reise zu bestimmenden Personen, über die Art des Fortkommens, über die Kosten, über einen mitzugebenden Führer und Dolmetscher statt. Es gelang, bei der jetzt guten Stimmung der Manharter, all

1) Anibale de la Genga, geb. zu Genua (oder zu Genga), 2. Aug. 1760, starb 10. Febr. 1829.

diese Punkte so zu ordnen, wie es für den Erfolg des Unternehmens am günstigsten schien, und dabei zur völligen Zufriedenheit der Sektirer gereichte. Der Manhart selbst, Thomas Mair und Simon Laiminger, ein bejahrter Manharter, sollten die Deputation bilden. Die Kosten sollten die Manharter selbst beschaffen, was nicht aus Sparsamkeitsursachen, sondern aus psychologisch wohlberechneten Gründen bestimmt ward, und freudig schossen sie 800 Fl. zusammen, womit sie auch die Verpflegung des Dolmetschers bestreiten zu können hofften, welchem übrigens von der Regierung die einstweilige Versorgung seiner Familie und sonstige Entschädigung zugesichert war. Zu dieser Function selbst hatte man eine sehr geeignete Persönlichkeit in Peter Amort, einem rechtschaffenen und gescheidten Manne, gefunden, der aus Fleims in Welschtirol stammte, beide Sprachen verstand, und jetzt, ein Mann von 36 Jahren, als Kirchendiener zu St. Jakob in Innsbruck stand. Er erhielt seine Instruction nur mündlich, mußte sie aber seinem Gedächtniß einprägen und dem Gouverneur Grafen Bissingen wiederholen. (Man hatte übrigens erst die Manharter selbst nach einem solchen Begleiter suchen lassen, und ihnen erst als sie keinen tauglichen fanden, den schon vorher Ausersehenen vorgeschlagen, den sie mit Freuden annahmen.)

Vor der Abreise wurde den Manhartern ein Hirtenbrief des Erzbischofs vorgelesen, worin dieser ihnen, in milden und klaren Worten, in Erinnerung rief, was er ihnen schon früher über den wahren Stand der Verhältnisse eröffnet, alle die streitigen Punkte einzeln durchging, ihnen sein Urtheil darüber erklärte, für die nach Rom Gehenden Instructionen in Betreff ihrer Haltung auf der Reise gab und sie schließlich aufforderte, diese Zu-

chrift dem h. Vater selbst vorzulegen und seine Entscheidung darüber zu erbitten. Als dieser Brief verlesen worden, fragte man die Manharter, ob sie noch auf der Sendung nach Rom beständen, oder durch das Wort des Fürsten-Erzbischofs befriedigt seien. Sie antworteten: der Erzbischof gebe ja selbst für diese Reise seinen Segen. Nun ward die Art des Fortkommens besprochen, wobei sie sich entschieden, Pferd und Wagen dazu zu kaufen, die sie später wieder verkaufen könnten. — Am 13. Sept. 1825 reiste zunächst Simon Laiminger aus dem Thale ab, ein Bauer zu Malsen, 61 Jahr alt, hohen und kräftigen Körperbaues, länglichen Gesichts mit gesunder Farbe, hoher, freier Stirn über den lichten Augen und der Adlernase, ein sinniger und belesener Mann, unbefangen und gefällig in seinem Benehmen, dabei entschlossen und thatkräftig. Urban Mair, des Thomas Bruder, ein Schmied, und Mathias Papp begleiteten sie auf dem für die Reise erkauften und mit einem tüchtigen Gaule bespannten Wagen. In Innsbruck gaben diese beiden den Wunsch zu erkennen, die Reise mitmachen zu dürfen, standen aber sofort von ihrem Begehren ab, als ihnen die Unthunlichkeit seiner Erfüllung erklärt ward, und baten nur um Erlaubniß, bis Bozen mitzureisen, um den Manhart und Thomas Mair noch sprechen zu können. Denn in Bozen sollten die so lange getrennten Freunde und Kampfsgenossen zusammentreffen, um dann die schöne, so lange ersehnte Reise miteinander zu machen und sich damit zugleich eine ruhige Zukunft zu erkaufen. Mit hoher, dankbarer Freude hatten Manhart und Mair die überraschende Kunde erfahren, und rührend war die Scene des Wiedersehens in Bozen (16. Sept.), wo sie bis zum nächsten Tage ver-

weilten und dann, nach einer warmen Abschiedsscene, am 17. Sept. 1825 ihre Pilgerfahrt antraten.

Manhart, Mair und Laiminger saßen im Wagen, Amort, der zuerst die Stelle des Kutschers versah, auf dem Bock. Später wechselten sie der Reihe nach ab. Das Reisegeld lag in einer Kasse, welche jedesmal nur von einem der Bauern in Gegenwart des Peter Amort geöffnet werden durfte. Noch sendeten sie durch ihre heimkehrenden Freunde dem Gouverneur ein kurzes herzliches Dankschreiben. Die Reise ging auf vorgeschriebener Route über Verona, Mantua, Bologna, Florenz. Die Polizeibehörden waren überall längst avisirt. Die Pässe hatte Amort, der im übrigen den Pilgern, die ihn eben für einen Mitpilger zum Jubiläum hielten, der ihnen die Erlaubniß zur Reise zu danken habe, so dienlich war, daß sie ihn herzlich lieb gewannen und ihm ihr Bedauern ausdrückten, ihn in einer nach ihrer Ansicht nicht gültig geschlossenen Ehe leben zu sehen. Er erinnerte sie aber, daß sie ja selbst Zweifel hätten und erst in Rom Gewißheit erlangen würden. Ueberall unterwegs wohnten sie, war es irgend thunlich, dem Gottesdienst bei und beteten unzählige Rosenkränze während der Reise, die sie am 18. Tage derselben in die mit Freudenthränen begrüßte ewige Stadt brachte, wo sie im Gasthause Zu den h. drei Königen einkehrten. Peter Amort, der sich den nächsten Tag nach dem österreichischen Botschaftshotel begab, wurde erst wiederholt vom Portier abgewiesen und konnte erst am zweiten Tage zu dem Botschafter dringen, der ihn anfangs ungnädig empfing, aber sofort aufthaute, als er erfuhr, wer er sei und wen er bringe. Der Kaiser hatte ihm eigenhändig über die Manharter geschrieben. Diese mußten sogleich kommen,

wurden freundlich begrüßt und erfuhren, zu ihrer freudigen Ueberraschung, daß sie Pferd und Wagen verkaufen könnten, da der Kaiser für ihren Unterhalt in Rom und für ihre Heimreise sorgen werde. Der Botschaftsrath Ritter v. Genotte [1]) wies ihnen Wohnung und Verpflegung im Hospitium all' Anima an. Den Papst aber, so erfuhren sie, konnten sie nicht so bald sprechen, da er unwohl war.

Jedenfalls wollte der Papst sich nicht in Erörterungen mit den Leuten einlassen und sie nicht eher sprechen, als bis sie darauf vorbereitet waren, aus seinem Munde nur die Bestätigung des ihnen durch Andere Auseinandergesetzten zu erfahren. Zu der letzten Aufgabe war zunächst der Fürst Ruspoli ausersehen, welcher Prälat jenes Hospitiums und zugleich der deutschen Sprache vollkommen mächtig war. Nachdem er insgeheim mit Amort gesprochen, der ihm freilich in voraus sagte, daß die felsenfesten Meinungen dieser Leute sich sehr schwer würden sprengen lassen, kam der Fürst eines Tages im geistlichen Ornate vorgefahren, beschied die vier Tiroler zu sich, führte sie zu einer reich besetzten Tafel und lud sie zum Essen und Trinken ein. Als sie ihre anfängliche Scheu verloren und sich Speisen und Wein schmecken ließen, brachte der Fürst das Gespräch allmählich auf Tirol und ihre Sache. Wie er aber dabei den Erzbischof Gruber pries, sprang Thomas Mair, plötzlichen Argwohn fassend, auf, stieß den Sessel um und rief aus: „Will man uns auch hier noch betrügen? Wir wollen zum Papste! Wegen des Heiligen Vaters sind wir gekommen und nicht wegen eines andern!" Manhart und Laiminger suchten ihn zwar zu besänftigen,

1) Baron Genotte v. Meckenfeld.

theilten aber sichtbar sein Mistrauen. Der Fürst entfernte sich, indem er Amort ins Ohr flüsterte: „Peterl, Du hattest recht. Mit diesen Dummköpfen (?) ist nichts anzufangen.“

Man ließ nun die Manharter eine Weile in völliger Ruhe. Nichts, als die gute Pflege und aufmerksame Gefälligkeit, die sie genossen, erinnerte daran, daß sie nicht gewöhnliche Pilger zum Jubelfest waren. Speise und Trank standen stets auf dem Tische. Wenn sie ausgingen, begleitete sie ein von der Botschaft bestellter Cicerone. So besuchten sie denn mit Eifer und Andacht die heiligen Orte, da am meisten befriedigt, wo die Andachtsübungen sich auch in der äußern Bezeigung am inbrünstigsten darstellten. So vergingen drei Wochen und darüber wurde es ihnen bei der gänzlichen Stille, die über ihrer Angelegenheit schwebte, mehr und mehr unheimlich. Auch näherte sich das Ende des Jahres und sie fürchteten, den Ablaß zu versäumen, dem doch die Aussöhnung mit der Kirche und der Empfang der heiligen Sakramente vorhergehen mußte. Sie schickten Amort zu Hrn. von Genotte. Hier hieß es: der Papst sei noch immer krank; sie möchten aber ihre Beschwerden schriftlich aufsetzen, was denn durch Thomas Mair besorgt ward. Bald erschien denn auch der für die deutschen Convertiten bestellte Pfarrer v. Dahmen, mit der Nachricht: der heilige Vater werde die Pilger aus Tirol erst dann vor sich lassen, wenn sie Beweise eines demüthigern und gehorsamern Herzens, als bisher, gegeben hätten; einstweilen aber sollten sie die Belehrungen des Camaldulenserabtes Capellari zu S.-Gregorio, einem außer der Stadt gelegenen, von Ruinen und Gärten umgebenen Kloster, empfangen, wohin sie denn durch den Pfarrer geführt wurden.

Mauro Capellari war also ausersehen, die Manharter aufzuklären, und bekanntlich ist dies derselbe Mann, der noch in eben jenem Jahre Cardinal ward, der das berühmte Breve vom 25. März 1830 in Betreff der gemischten Ehen verfaßte und am 2. Febr. 1831 den päpstlichen Stuhl als Gregor XVI. [1]) bestieg. Als solcher hat er sich, durch strenges Festhalten der Zügel im Kirchenstaat, wie in der Kirche manche herbe Vorwürfe zugezogen. In der Sache der Manharter finden wir ihn klug, human, gelassen und den Ansprüchen der Zeit und der weltlichen Regierungen Rechnung tragend. Geduld brauchte er immerhin bei der Sache, denn die Tiroler redeten oft alle dreie zugleich und durcheinander; Thomas Mair brauste oft auf, schalt und schmähte, polterte, schrie und schlug mit der Faust auf den Tisch; das Mistrauen der Bauern war nur allmählich abzuschwächen. Die erste Unterredung, zu welcher der Abt, von seinem Secretär, einem Mönche, begleitet, erschien [2]), während der Pfarrer v. Dahmen als Dolmetscher diente, und die auch mit einem Frühstück eröffnet ward, führte zu nichts, als daß der Abt die von Thomas Mair aufgesetzte Schrift zu sich nahm, um sie als Anhalt bei den weitern Besprechungen zu benutzen. Dergleichen fanden noch fünf statt, wobei stets eine Pause von 4—5 Tagen eintrat, während welcher wahrscheinlich die zu gebenden Erklärungen diplomatisch erwogen wurden. Die erste dieser Unterredungen bezog sich auf den Kirchenbann. Capellari bewies ihnen, daß die Bannbulle vom 11. Juni 1809

---

1) Geb. 18. Sept. 1765 zu Belluno, starb 1. Juni 1846.

2) Er wird als ein Mann von größerer Statur, röthlichen Gesichts, geschildert, und erschien in der weißen Tracht der Camaldulenser, jedoch ohne Kette und Kreuz.

sich nur auf diejenigen erstreckt habe, die bei der Besetzung und Mishandlung des Kirchenstaates durch Rath oder That mitgewirkt hätten, und daß auch von diesen alle des Bannes enthoben seien, die ihr Unrecht bereut hätten. Thomas Mair ließ sich aber nicht weisen, sondern rief endlich unmuthig aus: „Kurzum, Euch glaube ich nicht! Ihr wollt mit dem rechtmäßigen Nachfolger Petri vereinigt, Ihr wollt, wie die salzburgischen Geistlichen, die wahre Kirche sein und überall das Wahre und Rechte haben! Die wahre Kirche wirkt Wunder; durch ein Wunder beweiset uns, daß Ihr die wahre Kirche seid, und wir wollen uns unterwerfen." Als er darauf, auf eine Frage des Abtes, zu verstehen gegeben hatte, daß er selbst und seine Genossen in der wahren Kirche zu sein glaubten, setzte der Abt ihn in schwere Verlegenheit, indem er sagte: „Wohlan, mein Freund, wenn Ihr die wahre Kirche seid, so steht das Wunderwirken Euch zu, Dir und den Deinen! Also nun auf und ans Werk!" Wie dann Thomas Mair sich wieder auf den Papst berief, zugleich aber die Besorgniß ausdrückte, daß man sie zu einem falschen Papste führen möchte, blickte ihn Capellari mit gebietendem Ernste an und sprach mit Nachdruck: „Meinst Du denn, daß wir einen falschen Papst haben? Erkläre Dich, damit wir wissen, ob Du zu den Ketzern gehörst, oder zu den Rechtgläubigen." Da erschrak Mair doch und sagte: „Was der wahre Papst ausspricht, das glaube ich alles und sonst nichts." Sie wurden nun zum Mittagsmahl geladen, welches so heiter verlief, daß Gregor XVI. sich nach langen Jahren mit Vergnügen daran erinnerte, und bei dem auch die Polenta nicht fehlte, welche Amort das erste mal vermißt hatte. — Sichtbar hatte Capellari wenigstens auf die beiden mildern und bescheidenern Manharter

einen günstigen Eindruck gemacht. Denn als bei der zweiten Zusammenkunft der Abt ihnen erklärte: der heilige Vater könne sich in seinem jetzigen kränklichen Zustande nicht auf eine Erörterung mit ihnen einlassen, sondern werde ihnen nur im allgemeinen bestätigen, daß alles, was er, der Abt, ihnen gesagt habe, reine Wahrheit sei, und wenn sie sich dabei nicht beruhigen wollten, so sei ihnen nur die Abreise zu empfehlen, so erwiderten Manhart und Laiminger in klägichem Tone: „Wir glauben ja! wir glauben Euch ja und haben auch unsern Kameraden neulich gehörig ausgescholten." Mair war wol nicht so gesinnt, begnügte sich aber, den Kopf zu schütteln und etwas vor sich hin zu brummen. Nun legte ihnen Capellari (30. Oct.), in kluger Vorsicht, ein schriftliches Versprechen zur Unterschrift vor, welches also lautete: „Wir Unterzeichnete bekennen hiermit, daß wir alles, was uns Mauro Capellari, Abt zu S.-Gregorio, mittheilt, ruhig anzuhören, zu glauben und zu befolgen bereit sein werden, wenn Se. Heiligkeit Leo X. dasselbe bestätigt." „Ja wohl, wenn? wenn? wenn?" rief Thomas mit steigendem Nachdrucke aus und, während Manzl und Laiminger unterschrieben, zögerte er und blickte den Abt mit starren Augen an. Dieser gab ihm den Blick zurück und brach damit endlich den Trotz des Wilden, sodaß er das Auge senkte, sich über den Tisch beugte und unterschrieb.

Nun erst ging der Abt wieder in das Einzelne ein und setzte ihnen nach und nach das Sachverhältniß in Betreff der Feiertage, der Fasten, der geistlichen Tracht, über deren Verweltlichung sie sich beschwerten, des Schulwesens, des Impfens, in einer Weise auseinander, wie es nur ein aufgeklärter Priester zu thun vermochte, immer dabei den Standpunkt der Kirche festhaltend, welche

manche von den weltlichen Regierungen gewünschte Neuerungen zwar zugelassen habe, deshalb aber doch noch das Alte als freiwillige Leistung wünsche, und auch in einigen Beziehungen, namentlich bei dem Schulwesen, die Verwendung des Heiligen Stuhles für Abstellung der Beschwerden zusagend. Die Manharter wurden über diesen eingehenden Besprechungen immer milder und fügsamer. Die ihnen gemachten Zusagen gaben ihnen denn doch ein gewisses Gefühl des theilweisen Rechtbehaltens und Sieges, und außerdem hatte ihnen der Abt denn doch so manches nachgewiesen, was ihre Ideen in unabweisbarer Weise berichtigte. Die Sorge jedoch, daß man sie am Ende nicht zu dem rechten Papste führe, blieb ihnen noch immer. Indeß beruhigte der Abt sie durch Hinweisung auf das im Zimmer hängende Porträt des Papstes, das sie überdem in jeder Bilderhandlung und an tausend Wänden sehen könnten, und das sie sich nun beim Weggehen nochmals einprägten.

Der Papst, dem die von Thomas Mair und von Capellari separat gehaltenen Protokolle, sowie eine Relation des Abtes über die ganze Verhandlung vorgelegt wurden, befahl jetzt, die Leute zu den heiligen Sakramenten zuzulassen. Sie wurden zu einem Jesuiten in die Kirche al Gesù geführt, der sieben Sprachen verstand und dem sie die seit 1816 unterlassene und deshalb langwierige Beichte ablegten. „Zu St.-Peter“, heißt es weiter, „empfingen sie unter Thränen der Rührung nach so langer Entbehrung den ersehnten Leib des Herrn. Sie kehrten wie umgewandelt aus dem Gotteshause; der Trübsinn war von der Stirn verschwunden, das Trotzig-Wilde aus Blick und Miene. Heiterkeit glänzte von ihrem Angesichte, Gemüthsruhe, Milde und Freundlichkeit beseelte ihre Worte. Früher hatten sie wol auch

miteinander gehadert und mit rauhen Reden sich angefahren. Jetzt aber betrugen sie sich zueinander wie gute Freunde." Capellari überreichte ihnen nun den Schlüssel zu weiterer Gunst: den Zulaßschein zur Fußwaschung, die ihnen, neben lauter vornehmen Herren, durch den Cardinal Falzacappa, als Stellvertreter des kranken Papstes, zutheil ward. Nach Verrichtung der Ceremonie wurden sie zu einer Tafel von 30 Gedecken gezogen, an der sie die obersten Plätze erhielten und von dem Cardinal selbst bedient wurden, der sich auf das freundlichste mit ihnen unterhielt und sie der gnädigsten Gesinnung des Papstes versicherte, wobei ihnen die hellen Thränen herabträufelten. Nach der Tafel wurden sie einer Schar zugetheilt, die, von einem ein Kreuz tragenden Geistlichen geführt, unter Absingen der lauretanischen Litanei, in die Casa della Trinità zog, wo sie, altem Herkommen gemäß, um zu der päpstlichen Tafel gezogen werden zu können, drei Nächte zu schlafen hatten. Nach Erfüllung dieser Bedingung empfingen sie die Einladung und gingen mit Capellari zu Fuß nach dem Vatican, dessen Merkwürdigkeiten er ihnen erklärte. Dann nahmen sie das einfache Mahl an der päpstlichen Tafel in der gewöhnlichen Zahl der Gäste ein, welche jederzeit 12 beträgt, und wurden am Schluß mit einer Jubeldenkmünze beschenkt. Prächtiger, als bei dem Papste, speisten sie in den nächsten Tagen bei dem Abt zu San-Gregorio, welchem Amort bei dieser Gelegenheit die Erwählung zum Papst voraussagte und der ihnen alle Merkwürdigkeiten seines Klosters zeigte, und bei dem ihnen wieder gnädig gewordenen Fürsten Ruspoli.

Am 18. Dec. fand endlich die heiß ersehnte Audienz bei dem Papste statt. Sie trafen sich dazu mit Capellari und v. Dahmen in einem dem Kloster des erstern gehö-

rigen römischen Hause, von wo sie zwischen 12 und 1 Uhr miteinander in den Vatican gingen. Diesen Besuch schildert ihr Geschichtschreiber (a. a. O. S. 281 fg.) in folgender Weise: „Sie traten in einen großen Saal. In der Mitte um ein Becken mit glühenden Kohlen saßen oder standen sechs bis acht Schweizergardisten in dem alterthümlichen Costüm, welches von der weißen Krause, gelb und schwarz gestreift, ununterbrochen bis zur Ferse hinablief, in der Mitte des Leibes mit einer Schärpe umwunden, über den Knien in Blusen auswallend. Den Hut mit aufgestülpter Krämpe zierte ein Federbusch; die Hand bewaffnete eine ragende Hellebarde. [1]) Einer dieser Gardisten rief: «Die Schuhe ab!» Capellari sprach mit ihm einige Worte und passirte mit den Gefährten unbehindert. Dasselbe begegnete ihnen im zweiten Saale. Hier hieß sie der Abt gedulden und ging voraus. In einer Viertelstunde kehrte er zurück und führte sie durch zwei Zimmer. Sie nähern sich einer dritten Thür. Capellari wendet sich um und flüstert: «In diesem Zimmer hier befindet sich der Heilige Vater.» Schaudern durchrieselte die Bauern, sie zitterten und verloren allen Muth. Der Abt öffnet und tritt ein, die Andern dicht hinter ihm. Ein hoher, bleicher Herr, im weißen Talar, ohne Kreuz und Kette, schreitet ihnen entgegen, freundliche Begrüßung zunickend; es ist Papst Leo XII. Er zieht sich in dem engen Zimmer sogleich wieder zurück und läßt sich auf das Sofa nieder, den Fuß in dem weißen Pantoffel auf den Schemel setzend, dann eine Spanne hoch darüber erhebend, während Capellari kniend sich zum Kusse des eingestickten Kreuzes herabneigt.

---

1) Ganz die Tracht der Schweizergarde am Dresdner Hofe, solange eine solche noch bestand.

v. Dahmen ist der zweite. Jetzt rücken auf den Knien die vier Pilger nach; die Brixenthaler, besonders Thomas Mair, pressen den Pantoffel mit solcher Inbrunst an die Lippen, daß dem Heiligen Vater ein leises Lächeln um die Mienen spielt. Auf sein Zeichen erheben sie sich. Er stellt durch den Pfarrer die Frage: «Glaubt Ihr, was ich durch diesen würdigen Abt hier Euch gesagt habe?» «Ja! ja! ja! Wir glauben Alles!» stammeln beinahe schluchzend die Gerührten. «Was dieser gesagt hat, ist ebenso viel, als wenn ich es selbst zu Euch gesprochen hätte. Meldet dies auch Euern Mitbrüdern. Versprecht Ihr's mir?» «Ja! ja! Wir versprechen es und wollen es melden.» «Seid Ihr vollkommen beruhigt, oder drückt Euch noch immer ein Anliegen?» Die Bauern sahen einander verlegen an und reiben die Haare. Auf wiederholte Ermunterung spricht Manzl: «Man hat mehrere der Unserigen in ungeweihter Erde begraben.» Leo erwidert: «O, deshalb können sie ja doch im Himmel sein.» Manzl und seine Gefährten erholten sich jetzt und sagten: «Besser ist halt doch das geweihte Erdreich. Wir bitten Ew. päpstliche Heiligkeit um die Erlaubniß, daß wir die Reste in den Gottesacker übertragen dürfen.» Leo antwortete: «Ich will Euerm rechtmäßigen Bischof nicht vorgreifen. Wendet Euch an ihn. Er wird thun, was billig ist. Habt Ihr sonst noch einen Wunsch?» Manzl und Laiminger nickten dem Thomas zu, und so begann nun dieser: «Wir haben durch die Kriegszeiten, wo wir für Gott und Kaiser stritten, uns vielfachen Schaden zugezogen; dann mußten wir wegen unserer Anhänglichkeit an das Alte und an den Stuhl Petri im Gefängnisse liegen; so ist unser Hauswesen zerfallen. Wir flehen nun Ew. Heiligkeit um ein Vorwort beim Kaiser, daß er uns einen Vorschuß gewähre

zur Wiederaufrichtung unsers Vermögensstandes.» Leo besann sich einen Augenblick und sprach: «Ich will dem Kaiser davon schreiben. Habt Ihr noch ein Begehren?» Manzl strich sein kahles Vorderhaupt und sagte: «Wenn wir noch um etwas bitten dürfen, so wäre es dieses, daß wir über Loretto zurückreisen dürfen, um der Mutter Gottes zu danken und uns ihrem himmlischen Schutze zu empfehlen.» Der Papst erwiderte: «Niemand soll Euch an diesem frommen Wunsche hindern. Ich will Euch bei dem Bischof zu Loretto empfehlen.» Der Heilige Vater deutete auf einen Korb voll heiliger Sachen und sprach: «Nehmt dies alles, wie es steht und liegt, zum Andenken und zum Zeichen meiner Zufriedenheit mit. Vertheilt es unter Euch und laßt auch Euern Freunden zu Hause davon einiges zukommen.» Jetzt waren die guten Leute wie außer sich. Sie stürzten in freudiger Verwirrung auf die Knie, um dem Heiligen Vater die Füße zu küssen. Er reichte ihnen den Pantoffel hin und sprach dann über die Knienden den Segen. Ihre Augen starrten noch einmal zu dem Statthalter Christi empor; Thränen umhüllten den Blick und Schluchzen erschütterte die Brust. Dahmen berührte sie zum Zeichen der Entfernung. Auf seinen Wink hob Amort den Korb mit allen Kostbarkeiten auf. Leo lächelte noch einen jeden einzeln väterlich an und entließ sie. Capellari blieb bei dem Papst. — In dem nächsten Saale besichtigten sie schon die päpstlichen Geschenke. Der flache Korb war mit weißem Taffet überzogen und mit kostbaren Borden eingefaßt. Darin lagen über 30 Crucifixe, die Kreuze von Ebenholz, die Christusbildnisse von Silber. Darunter und ringsherum eine Menge von Rosenkränzen mit Kokosküchelchen und silbernen Kapseln; auch die Kreuze großentheils von Silber. Dabei befan-

den sich noch Scapuliere, Ablaßpfennige und Reliquienbüchsen mit authentischen Inschriften. Die Bauern sahen sich nicht satt an ihrem Schatze."

Dahmen drängte sie jedoch zum Fortgehen, indem er sie zu dem Staatssecretär Somaglia zu führen hatte, der sich mit ihnen über ihre Abreise verständigen sollte. Da sie die Weihnachten noch in Rom zu verleben wünschten, so wurde das Fest der unschuldigen Kindlein (28. Dec.) zu ihrer Abreise bestimmt. Sie erfuhren mit dankbarer Freude, daß der Papst ihre Reisekosten bis Trient trage, und erhielten noch jeder 3 Scudi vom Staatssecretär. Wonnetrunken gingen sie dem Hospitium all'Anima zu. Hier aber begann sogleich ein Streit, indem die Brixenthaler dem Amort keinen Antheil an den päpstlichen Geschenken zugestehen wollten. Der Botschaftsrath bewog ihn in der That, sich mit einigen wenigen Sachen zu begnügen, und gab ihm zur Entschädigung 7 Scudi. [1]) Dann wurde ein Vetturini gesucht und dem Staatssecretär vorgestellt. Der Mann forderte 200 Scudi, war aber sogleich zufrieden, als der Staatssecretär ihm die Hälfte bot. Nun wohnten die Pilger in Ruhe noch manchen kirchlichen Feierlichkeiten, wie dem Vermauern der Jubelpforten, dem Vorzeigen hoher Reliquien, bei und besuchten geweihte Stätten. Der Abt Capellari, von dem sie dankbaren Abschied nahmen, schenkte jedem eine Kreuzpartikel, einige Agnus Dei und Rosenkränze. Für die Reise von Trient nach Innsbruck bekamen sie durch den Botschaftsrath 30 Scudi. Die Rückreise ging, mit ausgehungerten

---

1) Amort bekam nach der Rückkehr noch 80 Fl. Gratification und ward als Wachtsoldat in dem Zwangsarbeitshause zu Schwaz angestellt.

Pferden, langsam vor sich, ward den Pilgern aber namentlich durch den dreitägigen Aufenthalt in Loretto wichtig.

Am 16. Jan. 1826 gelangten sie nach Innsbruck, wo sie dem Gouverneur ihren Dank sagten, ihm das Erlebte erzählten, die Beruhigung ihres Innern versicherten und um Erlaubniß baten, erst in der Heimat ihre Botschaft abzustatten, worauf sie dem Erzbischof von Salzburg ihre Unterwerfung persönlich erklären wollten. Nachdem dies freudig vernommen und gewährt worden, rückten sie mit ihrem persönlichen Gesuche um kaiserliche Unterstützung zu Aufhülfe ihres Hausstandes heraus, wofür ihnen der Gouverneur, bei günstigen Berichten der Unterinstanzen, seine Verwendung zusagte. Aehnlich ging es in Schwaz bei dem Kreishauptmann von Mensi, ihrem alten und besten Freunde. Dann in das Brixenthal, wo die drei Pilger, am späten Abend des 29. Jan., in die Stube des Bodenschmiedes Urban Mair zu Hopfgarten, und Bruders des Thomas, traten. Die Manharter liefen von allen Seiten herbei, und im Anfang war, bei dem Anblick der päpstlichen Geschenke und dem Bericht über die erfahrene Huld und Gnade, nichts als Entzücken und Jubel. Indeß diese Stimmung dämpfte sich stark, als auf die Frage: „So haben also wir recht? so hat der heilige Vater unsere Sache gebilligt?“ Thomas Mair nur antworten konnte: „Der Heilige Vater bedauert und beklagt die Misbräuche, welche wir aufgedeckt haben, und es wird zur Beseitigung und Ausrottung derselben das Möglichste geschehen; aber der Erzbischof Augustin ist wirklich mit dem Statthalter Christi vereinigt und unsere Geistlichen sind nicht im Kirchenbann. Wir müssen uns also der geistlichen Obrigkeit unterwerfen und das Weitere mit Geduld erwarten.“ Die trotzigen und rechthaberischen Züge des Menschenwesens zeigten sich

nun recht. Es tritt nirgends hervor, daß es bei einem dieser Leute zu zerknirschendem, reuevollem Bewußtsein gekommen wäre, wie sie nun so lange Jahre daher, wenn auch aus entschuldbarem Irrthum, sich an der Kirche, an ihren Geistlichen, an zwei Erzbischöfen und an ihren Nachbarn schwer vergangen. Die Bestgesinnten klammerten sich an die Aussicht auf Abstellung der Beschwerden, worin sie eine Anerkennung ihres Rechtes fanden, während doch nicht hierin der Knotenpunkt des Streites lag. Andere wollten ihre Unterwerfung von dieser Abstellung abhängig machen. Bei den drei Pilgern jedoch hielt die in Rom gewonnene Stimmung noch vor, und als sie gefragt wurden, was sie nun thun würden, erklärten sie, daß sie sich unterwürfen, da der Heilige Vater dies beföhle. Demgemäß stellten sie sich sowol dem Landgerichte, wie den Ortsgeistlichen und dem Dekane in aller Ehrerbietung vor, und als sie einige Tage ausgeruht hatten, reisten sie nach Salzburg, wo sie am 27. Jan. 1826 dem Fürsten-Erzbischof ein ihnen von dem Cardinal Somaglia mitgegebenes und von diesem unterzeichnetes Schreiben überreichten, welches, zunächst für die Brixenthaler berechnet, die päpstliche Erklärung über die Angelegenheit derselben enthielt. Dasselbe [1]) war mit der ganzen Feinheit und Umsicht gefaßt, welche die Schriften der römischen Curie auszuzeichnen pflegt. Die kindliche Ergebenheit der Pilger und ihre Anhänglichkeit an den Heiligen Stuhl empfingen das päpstliche Lob. In Betreff ihrer Zweifel erfolgte in den Hauptpunkten eine der Diöcesangeistlichkeit zur vollen Genugthuung gereichende Erklärung. Auch wurden die Beschwerdeführer ermahnt, sich, bei aller Löblichkeit ihres Eifers

1) Es steht vollständig a. a. O. S. 294—299.

in Kirchensachen, ja nicht als Richter der geistlichen Gewalt aufzuwerfen, sowie sich zwar von aller Unkirchlichkeit fern zu halten, dabei aber mit den Worten des heiligen Augustin zu trösten, daß keinem, der in der Kirche lebt wie er soll, fremde Sünden schaden. Ihren Beschwerden, soweit sie begründet seien, werde der Erzbischof Abhülfe zu schaffen sich beeifern; sie selbst aber sollten sich hüten, eine Spaltung in der Kirche zu bewirken, zu welcher niemals eine gerechte Nothwendigkeit stattfinden könne.

Die drei Brixenthaler unterzeichneten am 3. Febr. 1826 ihre Unterwerfung unter den Erzbischof und wohnten der Jubiläumsfeier in Salzburg mit erbaulicher Andacht bei. Bei dem Abschiede wurden sie von dem Erzbischof reichlich beschenkt. Indeß hatte derselbe, wie aus seinem Schreiben an den Kreishauptmann von Mensi vom 8. Febr. hervorgeht, in seinen Besprechungen mit ihnen sowol erfahren, daß noch nicht alles im Thale beruhigt sei, wie auch bemerkt, daß sie selbst noch auf das in Rom Gehörte mancherlei Erwartungen gründeten, deren Erfüllung mehr als zweifelhaft war. Er erklärte daher seine Absicht, zunächst zwei Domherren in das Thal zu senden und später dieses selbst zu besuchen. Als Mittel zu Förderung der Einigkeit bezeichnete er, nächst wechselseitiger Vergessenheit des Vergangenen, die Einführung unanstößiger Schulbücher, die einstweilige Unterlassung von Zwangsmitteln, namentlich in Betreff der Impfung, das „Aufgeben von Anordnungen zu (falsch so genannten) Reformen in Religionsdingen oder gottesdienstlichen Uebungen, welche ohnehin nicht nur den Manhartisten, sondern bei weitem dem größten Theile der Bewohner Tirols ein Greuel" seien, die Versetzung eines oder des andern Seelsorgers. Noch verwendete er sich für Rückgabe der weggenommenen Bücher und Schrif-

ten, der Bücher nach vorgenommener Sichtung, die etwa durch die abzuordnenden Domherren besorgt werden könne, und wünschte Auskunft in Betreff der äußern Lage der Mair und des Manhart. In gleichem Sinne schrieb er auch an den Gouverneur.

Es ging nicht so rasch und so glatt mit der Ausgleichung und auch dem Erzbischof Augustin sollte diese Sache noch manchen Verdruß bereiten. Theils tritt in den weitern Verhandlungen recht deutlich hervor, wie mistrauisch und wachsam damals die weltlichen Behörden Oesterreichs gegen alles waren, was wie geistliche Einmischung aussah, sowie auch in manchen Punkten der Standpunkt des Erzbischofs ein wesentlich anderer war, als der der weltlichen Behörden, unter denen z. B. der Gouverneur Graf Wilczek davon ausging, daß die Geistlichen bestimmt und verpflichtet seien, wirksame Organe der Volksbildung zu sein, während der Erzbischof auf Anlaß der Wetterläutens erklärte: der Klerus habe mit physikalischen Wahrheiten nichts zu thun. Nach und nach geschah jedoch manches. Der Kaiser erlaubte, in den Gemeinden, wo Manhartisten waren, oder es dem Erzbischof sonst nöthig schien, den Katechismus des Canisius in den Schulen, neben dem gewöhnlichen, zu gebrauchen, auch an den Aposteltagen auf Verlangen eine Seelenmesse halten zu lassen. Das Kreisamt ward angewiesen, einstweilen stillschweigend das zu dulden, was zwar nicht so ganz nach dem Buchstaben des Gesetzes wäre, jedoch ohne Verletzung der Gemüther nicht gehindert werden könnte, wohin beispielsweise das Wetterläuten und der Frühgottesdienst an abgebrachten Feiertagen zu rechnen wäre. Auch in Betreff des Impfens sollte Nachsicht beobachtet werden.

Das Haupthinderniß der Beruhigung ging aber von

den Manhartern selbst aus. Mehr oder weniger wollten sie alle sich nicht darein ergeben, unrecht gehabt zu haben, sondern prahlten vielmehr, daß Rom ihnen recht gegeben habe und daß das Beste noch nachkommen werde. Wahrhafter, aber verbitterter noch waren die, welche auch die in Rom gegebene Entscheidung verwarfen. In dem Hause der Laknerbäuerin in Kirchbühel, der Witwe jenes reichen Manharters, zu dessen einsamem Wiesengrabe die Manharter wallfahrteten, führte das eigentliche Regiment eine Dienstmagd, Marie Sillober aus Einöden bei Wörgl; ein schönes, lebhaftes, aber stets ausschließlich den religiösen Dingen ergebenes Wesen, das Visionen hatte, einen Redestrom ergoß, den selbst Hagleitner von dem heiligen Geiste abgeleitet hatte, und unter den Manhartern für besonders begnadigt galt. Dieses Mädchen hatte sich schon im voraus gegen die ganze Sendung nach Rom erklärt. Diese verrathe Zweifel, hatte sie gemeint, wo nur Glauben ohne Wanken am Orte sei. Sei in Rom der wahre Papst, so werde er nichts anderes sagen, als Pius gesagt habe, und sage er etwas anderes, so sei er nicht der wahre Papst. Endlich hatte man sie und die Laknerbäuerin durch die Vorstellung beschwichtigt, daß man nur deshalb nach Rom schicke, damit die Andern erführen, was wahr sei, und die Laknerbäuerin hatte darauf einen ansehnlichen Beitrag zu den Reisekosten gegeben. Nach der Rückkehr der Pilger trat die Maid, eilends beschickt, bei dem Bodenschmied ein, verglich den Manhart und Mair mit Kaiphas und Herodes, warf ihnen vor, den Glauben verkauft zu haben, und mit dem Kram und Plunder, wie sie die päpstlichen Geschenke nannte, nun auch die andern zum Abfall verleiten zu wollen, und entfernte sich zornig, von mehrern Anwesenden gefolgt. Zwar gelang es, die Laknerschen,

denen ihr Reichthum selbst unter den Manhartern Berücksichtigung sicherte, zur Annahme der schönsten Kreuze, Medaillen und Rosenkränze zu vermögen; aber kaum waren die drei Pilger wieder von Salzburg zurück, als die Maid bei Manzl erschien und die päpstlichen Geschenke mit den Worten auf den Tisch warf: „Da hast Du Deinen Judasschatz! Wir wollen keinen Theil daran haben.“ Sie hatten inzwischen die Laknerschen und manche Andere überzeugt, daß jetzt die Zeit sei, von der in einer alten Weissagung geredet werde, wo die Kirche längere Zeit ohne ein sichtbares Oberhaupt sein werde. Der sich jetzt für den Papst ausgebe, sei von Napoleonischen Cardinälen gewählt, sitze daher nicht mit Recht auf dem Stuhle St.-Peter's. Manzl's Frau nahm Partei für ihren Mann und sagte: „Die stolze Dirne da! Alle will sie meistern! Weil man nicht sie nach Rom geschickt hat, ist nun alles nicht recht.“ Der weiche Manhart selbst aber ward traurig, redete sanft mit ihr und folgte ihr, als sie ihn dazu aufforderte, ins Freie. Hier mußte er noch herbe Vorwürfe von ihr hören, daß er aufhöre, nachdem er angefangen, daß er auf der Reise in die Kirche gegangen, daß er dem angeblichen Papste gehorcht habe, ehe er gewußt, ob es der rechte Papst sei. Das Amt sei nun auf sie übertragen und sie fordere ihn vor den Richterstuhl Jesu Christi. Beide schieden unter heißen Thränen, und nicht wenige der heftigern Manharter schlossen sich der neuen Führerin an.

So stand die Sache, als die Domherren Alois Hoffmann und Philipp Metzger in Hopfgarten eintrafen und die Manharter nach und nach vorluden. Siebzehn Tage lang arbeiteten sie von früh bis spät an ihnen. Manzl, Mair und Laiminger wurden oftmals zugezogen und ließen sich in der That durch keine Schmähungen und

Drohungen abhalten, der Wahrheit in Betreff des in Rom Gehörten die Ehre zu geben. Von 82 Manhartern unterwarfen sich 64. Achtzehn beharrten im Widerstande, und unter diesen befand sich namentlich die Laknerfamilie, sowie die Frau des Bodenschmieds Mair, die mit besonders scharfer Zunge begabt war. Nur der älteste Sohn des Laknerhofes hatte sich schon 1825 von der Sekte getrennt und war sogar bei dem Pfarrer in Dienst getreten, hatte sich aber dadurch den höchsten Zorn seiner Mutter zugezogen, die ihr Gut zu verkaufen drohte, damit nur er es nicht bekomme. Der Tod trat dazwischen und raffte sie im Januar 1829 hinweg, nachdem sie jeden geistlichen Beistand verschmäht hatte. Sie ward neben ihrem Gatten hinter der Feldkapelle beerdigt. (Die Uebersiedelung der früher verstorbenen Manharter in geweihte Erde, die in Rom zur Sprache gekommen war, scheint nicht weiter betrieben worden, jedenfalls nicht zur Ausführung gekommen zu sein.) Das von der Laknerschen Familie influirte Gesinde ward wiederholt ausgeschoben, da es immer wieder zurückkehrte. Nach dem Tode der Mutter übernahm der älteste Sohn das Gut und die jüngern Geschwister kauften sich ein kleineres Anwesen. Mehrere Manharter, die sich unterworfen hatten, kamen in Verdacht des Rückfalls, namentlich der Bodenschmied und sein ältester Sohn. Im Juni 1826 kam der Erzbischof selbst nach dem Thale, erfuhr aber von den dortigen Weibern, der Bodenschmiedin namentlich und der Dorothea Wurzenrainer, sowie von der schwärmerischen Marie Sillober, mancherlei Kränkungen, welche den Manhart, der doch selbst, zwar ruhig, aber schwerlich im Innern beruhigt war, vielmehr als „unergründlich" bezeichnet wird, sehr betrübten. Die Bodenschmiedin schrie ihn an: „Ich bin ein besserer Papst, als Euer

Leo! Ja wohl ein Fels! Ein Moosrohr ist er! Ihr selbst seid nur ein Afterbischof und habt keine Gewalt!" Maria Sillober brachte ihre Theorie vor, daß Leo XII. kein rechter Papst sei, weil er, was freilich nicht wahr war, das Gegentheil von dem sage, was Pius VII. gesprochen; der Stuhl Petri müsse in den letzten Zeiten der Welt eine Weile leer stehen, bis Christus dann wieder vor dem Ende einen Statthalter einsetzen werde. Andere schrien: Hagleitner sei jetzt das Oberhaupt. Andere baten um die vorigen Feiertage, um die Brüderschaftsfeste und um die Wiedereinsetzung des Portiunculaablasses auf seinen eigenen Tag, da ihnen einmal das Alte das Liebste sei. Der Erzbischof kam so verstimmt zurück, daß auch er zu dem Vorschlag überging, die Hartnäckigsten in Verwahrung zu nehmen und einer zweckmäßigen Belehrung zu übergeben, was denn wieder der Gouverneur nicht angemessen fand.

Das Beste jedoch that die Zeit. Die Sekte nahm wenigstens nicht mehr zu, und allmählich lichteten Tod und Abfall auch ihre wenigen Reste. Der bekehrten Manharter nahm sich der Erzbischof eifrig an. So unterstützte er namentlich die Bitten des Manhart und des Mair um Gnadengeschenke des Kaisers. Die weltlichen Behörden hielten jedoch für gut, nicht diese beiden allein zu empfehlen, forderten vielmehr noch vier andere, im Freiheitskampfe ausgezeichnete Brixenthaler auf ihre Gesuche mit Belegen einzureichen, und das Resultat war, daß diese vier theils mit Ehrenzeichen, theils mit Geldgeschenken und Pensionen erfreut wurden, während der Manhart und Mair zunächst leer ausgingen. Wohl traf sie das unerwartet und bitter, doch blieben sie ruhig, wünschten ihren glücklichern Mitbewerbern neidlos Glück, und begnügten sich, nach Gastein zu dem Erzbischof zu wandern, von dem sie reichlich beschenkt und freundlich ge-

tröstet wurden. Das gute, vernünftige Benehmen der Leute ergab sich auch als klug. Die weltlichen Behörden erstatteten nun Bericht, deren Resultat war, daß der Kaiser (10. Dec. 1830) dem Manhart 600 Fl. ein- für allemal, dem Thomas Mair aber 100 Fl. jährlich bewilligte. Mair, der allmählich ganz erblindete, genoß diese Wohlthat aber nur bis zu dem in Einem Jahre erfolgten Tode des Kaisers und des Erzbischofs (1835), und es scheint daher, daß sie aus der Privatkasse des Kaisers geflossen und der Erzbischof dann auf kurze Zeit für diese eingetreten war. Mair lebte darauf bei seinem Schwiegersohne zu Westendorf, nur noch zur Wartung der Kinder brauchbar, übrigens noch immer hoher, ungebeugter Gestalt, voller Andacht und Inbrunst, lebhaften, feurigen Geistes. Wenn er von dem Papste erzählte, „funkelten die blinden, aber unentstellten graublauen Augen, bis sie in Thränen überflossen, und Schluchzen erstickte ihm die Stimme." Schmerzlich bedauerte er, daß sein Antheil an dem päpstlichen Schatze 1834 ein Raub der Flammen geworden war. Eine aus der Asche hervorgesuchte Silbermedaille, sowie ein messingenes Crucifix, das ihm der Nuntius in der Schweiz geschenkt hatte, trug er bis an sein Ende, das 1849 erfolgt sein soll, auf dem Herzen. Des Manhart gedachte er mit Verehrung. Seine Enkel durften nicht geimpft werden. Er glaubte fest, daß die Welt in den letzten Zeiten stehe. Sonst hielt er sich streng an die Kirche und war mit aller Welt in Frieden.

Der Manhart lebte geachtet und geehrt, und wieder in gute Umstände gekommen, unter Arbeit und Andachtsübungen, bis 1841, wo er nach kurzer Krankheit starb. Seine treue Hausfrau überlebte ihn nur drei Jahre und starb in so guten Verständnissen, daß sie 3000 Fl. R.W. für

die 40stündige Andacht in der Pfingstzeit, und 400 für Erweiterung und Erhaltung jener Feldkapelle vermachen konnte, in der sie so oft in ihrer Noth gebetet und wo sie Trost und Hülfe gefunden hatte. Die Ehe scheint kinderlos gewesen zu sein. Der Antheil des Manhart an den päpstlichen Geschenken ging auf seinen Nachbar Schlegel über, wo er als ein theurer Schatz des Hauses und der Gemeinde bewahrt und verehrt und bei der Frohnleichnamsprocession vor dem Hause aufgestellt und gefeiert wird.

Der dritte der römischen Pilger, Simon Laiminger, hat sich sogleich nach seiner Rückkehr entschieden von den Manhartern getrennt, sich völlig mit der Kirche ausgesöhnt und keinerlei Zweifel wieder verrathen.

Die Reste der hartnäckigsten Manharter, vielmehr die neue, von der Marie Sillober gebildete Sekte bestand 1851 noch aus 13 Personen, worunter neun Frauen von 70—37 Jahren. Sie halten sich fleißig und friedfertig, beten viel, fasten streng, beobachten alle Feiertage, auch die dispensirten, bleiben aber außer allem Verkehr mit der Kirche, und sind völlig in ihrer Ueberzeugung, allein den wahren katholischen Glauben zu haben, verhärtet. Mögen Eitelkeit, Rechthaberei, Schwärmergeist und geistige Beschränktheit an ihren Irrthümern theilhaben, das tiefe religiöse Gefühl, das sie doch bekunden, wird ihnen immerhin seinen Segen bringen.

VIII. Der Bauer Martin.

(Eine Visionsgeschichte aus den Zeiten der französischen Restauration.)

Thomas Ignaz Martin, ein Landmann zu Gallardon im Departement der Eure und Loire, verheirathet und Familienvater, im Jahre 1816 ungefähr 33 Jahr alt, ein ruhiger, friedfertiger Mann, religiös ohne Schaustellung und Kleinigkeitsgeist, keiner abergläubischen Richtung ergeben, heitern, gleichmüthigen Temperaments und sich wesentlich nur seiner Wirthschaft widmend, war am 15. Jan. 1816 auf einem seiner Felder, das in ziemlicher Entfernung von Gallardon inmitten einer völlig offenen Ebene gelegen war, mit der sehr prosaischen und gewiß für Besucher nicht einladenden Arbeit des Mistbreitens beschäftigt. Es mochte ungefähr 2 Uhr des Nachmittags sein, als er, wie er erzählte, auf einmal, ohne daß er jemand hätte kommen sehen, einen sehr schönen jungen Menschen vor sich sah. Derselbe war etwa 5 Fuß 1—2 Zoll hoch, also kleiner Statur, hatte ein schmales Gesicht, ein zartes Aussehen, sehr weißen Teint, und war mit einem völlig zugeknöpften, bis auf die Füße reichenden hellgelben Ueberrocke, mit Bändern befestigten Schuhen und einem hohen, runden Hute bekleidet.

Der junge Mensch sprach zu Martin, dessen Versicherung nach: „Ihr müßt zum Könige gehn und ihm sagen, daß seine Person, sowie die der Prinzen, in Gefahr ist; daß böse Menschen noch immer damit umgehen, die Regierung umzustürzen; daß bereits mehrere Schriften oder Schreiben in diesem Sinne in einigen Provinzen seiner Staaten verbreitet worden sind; daß es nöthig für ihn ist, eine genaue und allgemeine Polizei in allen seinen Staaten und vor allem in der Hauptstadt handhaben zu lassen. Auch muß er den Tag des Herrn wieder heben, damit man ihn heilige. Dieser heilige Tag wird von einem großen Theile seines Volkes gemisachtet. Er muß die öffentlichen Arbeiten an diesem Tage stillstehen lassen. Er muß öffentliche Gebete für Bekehrung des Volkes anordnen, muß es zur Buße anleiten, muß alle die Unordnungen abschaffen und beseitigen, die in den der heiligen Fastenzeit vorausgehenden Tagen vorkommen. Wenn nicht das alles geschieht, so wird Frankreich neuen Drangsalen verfallen."

Martin erwiderte, nicht ohne Betroffenheit, der Auftrag würde besser durch Andere besorgt werden. „Nein", versetzte der Unbekannte, „Ihr seid es, der gehen muß", und als Martin meinte, der Fremde würde seine Sache doch besser selbst vortragen können, bestand dieser darauf, daß Martin gehen müsse und werde, und ermahnte ihn, auf alles zu merken, was er sage. Dann schienen sich seine Füße von der Erde zu erheben, sein Kopf herabzusinken, und indem sich sein Körper in solcher Weise zusammenzog, verschwand er um die Mitte des Leibes gänzlich. Martin war über dieses Verschwinden mehr erschrocken, als er über das plötzliche Erscheinen gewesen war, und wollte sich fortmachen, vermochte dies aber nicht, sondern mußte seine Arbeit fortsetzen, mit der er

aber, zu seiner noch größern Verwunderung, ungewöhnlich rasch zu Ende kam. Nun ging er nach Hause und erzählte den Vorgang seinem Bruder, mit dem er darauf zum Pfarrer ging, um diesem das Ereigniß vorzutragen. Dieser behandelte es als eine Einbildung, und ungeachtet Martin die Erscheinung an verschiedenen Orten wiedersah, ergriff er doch jedesmal die Flucht, wenn sie sich zeigte. Den nächsten Sonntag aber fand er die ihm erschienene Gestalt am Eingang der Kirche. Sie trat mit ihm hinein, nahm Weihwasser, wohnte dem ganzen Vesperdienst an Martin's Seite andächtig bei und beobachtete alle Gebräuche der Gläubigen. Nach Beendigung des Gottesdienstes begleitete der Unbekannte Martin bis an dessen Wohnung und sagte beim Weggehen: „Erledigt Euern Auftrag und thut, was ich Euch sage. Ihr werdet nicht eher zur Ruhe kommen, als bis Euer Auftrag erfüllt ist." Von jeder Erscheinung wurde der Pfarrer unterrichtet, und nach fünf bis sechs dergleichen schickte dieser den Martin zu dem Bischof von Versailles, Charrier de la Roche. Drei Tage nachdem Martin sich diesem Bischofe vorgestellt, erschien ihm die Gestalt von neuem und sagte: „Euer Auftrag ist gut eingeleitet, aber die, welche ihn in Händen haben, beschäftigen sich nicht damit. Ich war, wenn auch unsichtbar, zugegen, als Ihr Eure Aussage thatet. Man hat Euch gesagt, Ihr solltet nach meinem Namen und meiner Heimat fragen. Mein Name wird unbekannt bleiben. Ich komme von dem, der mich gesandt hat, und der, der mich gesandt hat, ist über mir." Hierbei zeigte er gen Himmel. Als Martin den Räthselhaften fragte, warum er sich mit einem derartigen Auftrage immer an ihn wende, da es doch so viele geistreiche Leute gäbe, erhielt er zur Antwort: „Es geschieht, um den Hochmuth zu beugen. Was Euch

betrifft, so braucht Ihr wegen dessen, was Ihr gesehen und gehört habt, nicht stolz zu werden. Führt ein tugendhaftes Leben; wohnt Sonn- und Festtags jedem Gottesdienste bei, der in Euerm Kirchspiel stattfindet; meidet die Schenken und die schlechten Gesellschaften, wo alle Arten von Anstößigkeiten vorfallen und so vielerlei schlechte Reden geführt werden; spannt an Sonn- und Festtagen Euer Vieh nicht an."

Bei zahlreichen spätern Erscheinungen beklagte sich der himmlische Bote über die Langsamkeit, mit der diese Mission vor sich gehe, und über die Verblendung der königlichen Familie, welche, zweimal, wie durch Wunder, nach Frankreich zurückgekehrt, so zu sagen alles vergessen habe. „Die, welche die Sache in Händen haben", sagte er, „sind von Hochmuth trunken. Frankreich ist in einem Zustande des Wahnsinns; es wird jeder Art von Drangsalen preisgegeben werden." Ein anderes mal sprach er: „Wenn man nicht thut, was ich gesagt habe, so wird der größere Theil des Volkes umkommen; Frankreich wird allen Nationen zu Beute und Hohn geboten werden. Ihr werdet Ihnen auch anzeigen, zu welcher Zeit Frankreich wieder zu Ruhe kommen könne. Das werde ich Euch sagen, wenn es Zeit sein wird." Bei einer weitern Erscheinung versicherte er ihm, daß er den König sprechen und demselben anzeigen werde, was ihm gesagt worden, wobei der König auch seinen Bruder und dessen Sohn zugegen sein lassen könne. Er werde vor den König gebracht werden und diesem geheime Dinge aus der Zeit seines Exils entdecken, deren Kenntniß ihm aber erst in dem Augenblicke zukommen werde, wo er vor dem König erschiene.

Martin ging mit dem Gedanken um, seinen Wohnort zu verlassen, um sich dem Andringen des geheimnißvollen

Besuchers zu entziehen. Ungeachtet er aber diesen Plan noch niemand mitgetheilt hatte, las der Unbekannte ihn doch in seiner Seele, erschien ihm in seiner Scheune und erklärte ihm, daß er nicht weit kommen würde, da es nothwendig sei, daß er das ihm Aufgetragene erfülle. Von jeder Erscheinung gab Martin seinem Pfarrer und dieser dem Bischof Nachricht. Der letztere aber theilte die Sache dem Polizeiminister Grafen, nachher Herzog, Decazes, bekanntlich einem Repräsentanten der halbliberalen Bureaukratie, mit, dem er auch die Schreiben des Pfarrers zuschickte. Von diesem Verfahren erhielten Martin und durch diesen der Pfarrer erst vermittelst des Unbekannten Kunde, der sehr unzufrieden damit war und vielmehr verlangte, der Pfarrer solle nach Chartres gehen, dort den geistlichen Rath zusammenkommen und eine Deputation an den Bischof erwählen lassen, welche dieser dann weiter befördern möge. Geschähe das nicht, so sei Frankreich verloren, so werde die fürchterlichste der Geißeln kommen und das französische Volk zum Schrecken aller Nationen machen. Es geschah nicht, denn der Pfarrer nahm keine Rücksicht auf den Rath der Erscheinung, erfuhr aber die Richtigkeit ihrer Aussage, wenigstens in Betreff der Vergangenheit, als der Polizeiminister einen seiner Briefe an den Bischof an den Präfecten des Departements, den Grafen Breteuil, schickte, der sowol den Pfarrer als Martin für den 6. März vor sich beschied und hier beide einzeln wiederholt sehr eindringend vernahm. Martin blieb unverrückt bei seinen Angaben und der Pfarrer konnte nur bestätigen, daß derselbe sie ihm genau ebenso gemacht habe. Das Ende war, daß der Präfect sich entschloß, den Martin nach Paris an den Minister zu schicken, und Martin war bereits so an den Gedanken seiner Mission gewöhnt, daß er dem Prä-

fecten auf dessen Frage: ob er seine Behauptungen auch vor dem Minister festhalten würde, ruhig aber fest erwiederte: „Ja, mein Herr, und vor dem Könige selbst.“

Am folgenden Tage den 7. März reiste Martin in der That nach Paris ab, wo er noch nie gewesen war, und wohin ihn der Gensdarmerielieutenant André brachte, der ihn gut behandelt zu haben und allmählich in ein recht freundschaftliches Verhältniß zu ihm gekommen zu sein scheint. Sie langten am 8. März an und begaben sich unmittelbar in das Hotel des Polizeiministers. In dem Augenblick, wo sie dieses betraten, glaubte Martin den himmlischen Boten zu sehen, der ihm sagte: „Ihr werdet in mehrfacher Weise befragt werden, aber habt weder Furcht noch Sorge und sagt die Dinge wie sie sind.“ Martin wurde zunächst nacheinander von zwei Secretären befragt, die sich alle Mühe gaben, ihn in Widersprüche zu verwickeln, aber an seiner einfachen Bestimmtheit scheiterten. Dem Minister, in dessen Cabinet er darauf gebracht wurde, gelang es in einer dreiviertelstündigen Unterredung nicht besser, ihn in Verwirrung zu bringen. Martin zeigte sich dabei so von seiner Mission überzeugt, daß er, auf die Versicherung des Ministers, es sei für ihn unmöglich, zum Könige zu gelangen, mit größter Zuversicht erwiderte: es sei ihm gesagt worden, er müsse zum Könige gehen, und er werde hinkommen. Einmal suchte ihm der Minister dadurch beizukommen, daß er ihm versicherte, er habe den Unbekannten verhaften und ins Gefängniß bringen lassen. „Ei!“ erwiderte Martin, „wie haben Sie es angefangen, ihn verhaften zu lassen, da er doch wie ein Blitz verschwindet?“ „Wenn er für Euch verschwindet“, versetzte der Minister, „so thut er es doch nicht für alle Welt“, und beauftragte einen Secretär, nachzusehen, ob

der Mensch, dessen Verhaftung er befohlen habe, noch im Gefängniß sei. Der in voraus instruirte, oder den Minister errathende Secretär kam mit einer bejahenden Antwort zurück. Martin aber sagte: „Nun, wenn Sie ihn ins Gefängniß haben stecken lassen, so werden Sie mir ihn zeigen und ich werde ihn wiedererkennen, denn ich habe ihn oft genug dazu gesehen.“

Bevor der Minister Martin entließ, mußte ihm jemand den Kopf befühlen, wobei ihm die Haare auseinandergeschoben wurden, Martin aber ganz ruhig sagte: „Sehen Sie mich an, soviel Sie wollen, mir hat in meinem Leben nichts gefehlt.“ — Für die Polizei blieb allerdings nur die Wahl unter drei Vermuthungen übrig: Martin war entweder ein Betrüger, oder ein betrogenes Werkzeug von Intriguanten, oder geisteskrank. Der erstern Annahme widersprach das ganze Wesen des Mannes, der auch, auf Befragen, erklärt hatte, daß er kein Geld wolle, kein persönliches Interesse bei der Sache habe, sondern nur thun müsse, was ihm aufgetragen worden, weil er sonst nicht zur Ruhe komme. Für die zweite Annahme fand sich zur Zeit keine Spur, und so faßte man denn zunächst den Geisteszustand des guten Martin ins Auge. Der Lieutenant André hatte für sich und ihn in einem Hotel der Straße Montmartre Quartier genommen, wo sie beide eine Stube mit zwei Betten bewohnten. André erhielt Auftrag, Martin genau zu überwachen, auf alles zu achten, was er sagen würde, und jede neue Mittheilung sofort dem Minister zu berichten. Dr. Pinel[1]), ein in Behandlung von Geisteskranken

1) Philipp Pinel, geb. zu St.-André 11. April 1745, zu Toulouse und Montpellier gebildet, seit 1791 Arzt an der Irrenanstalt

renommirter Arzt, erhielt Auftrag, Martin wiederholt zu besuchen, wobei ihm aber Martin bei dem ersten Besuche erklärte: es sei ihm schon am Morgen desselben Tages angezeigt worden, daß ein Arzt ihn besuchen werde; er wisse wohl, daß dieser untersuchen wolle, ob er nicht wahnsinnig sei; es sei ihm aber gesagt worden, daß die, welche den Arzt schickten, größere Narren seien, als er. Als der Arzt fort war, erschien der Unbekannte und erklärte Martin: „Ihr müßt mit dem Könige reden; wenn Ihr vor ihm stehen werdet, werde ich Euch eingeben, was Ihr zu sagen habt. Ich bediene mich Eurer, um den Hochmuth und die Ungläubigkeit zu brechen. Wenn Ihr nicht zu diesem Ziele gelangt" — was der Unbekannte also doch für möglich hielt, — „so ist Frankreich verloren. Man sucht, die Sache scheitern zu machen; aber sie wird sich auf einem andern Weg entwickeln."

Man hätte nicht erwarten sollen, daß der Unbekannte mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen haben würde, wenn er der war, als den er sich am Sonntag den 10. März seinem Auserwählten vorstellte. Damals sprach er nämlich: „Ich habe Euch gesagt, daß mein Name unbekannt bleiben würde. Da aber die Ungläubigkeit so groß ist, so muß ich Euch meinen Namen entdecken. Ich bin der Erzengel Raphael, ein sehr berühmter Engel bei Gott. Ich habe die Macht erhalten, Frankreich mit allen Arten von Plagen heimzusuchen. Wenn Frankreich sich nicht beeilt, seinen Unordnungen ein Ziel zu setzen, so wird es bis 1840 in Unruhe sein." — Am 11. März

---

zu Bicêtre, seit 1794 an der Salpetrière, auch als Schriftsteller bekannt und hochverdient um die mildere Behandlung der Irren, starb 25. Oct. 1826.

wiederholte der Erzengel seine frühern Erklärungen und fügte hinzu: „Der König ist von Leuten umgeben, die ihn verrathen, und man wird ihn nochmals verrathen. Es ist ein Mann aus den Gefängnissen entkommen, und man hat den König glauben gemacht, es sei durch List und Zufall geschehen; die Sache verhält sich aber nicht so. Sie ist vorbedacht gewesen. Diejenigen, die ihn hätten verfolgen sollen, haben die Mittel dazu verabsäumt; sie sind sehr langsam und nachlässig dabei gewesen; sie haben ihn erst verfolgen lassen, wie er nicht mehr zu erlangen war." Schließlich kündigte er Martin für diesen Tag einen neuen Besuch des Arztes an, der auch eintraf. — An demselben Tage waren Martin und André miteinander spazieren gegangen, und André hatte sich unterweges mit einem Bekannten englisch unterhalten. Der Engel aber theilte Martin mit, was sie gesprochen hätten, wobei er freilich nichts erfuhr, was er sich nicht hätte selbst denken können: daß nämlich die Unterredung sich um ihn gedreht habe. — Am 12. März, früh um 7 Uhr, als Martin eben mit dem Ankleiden fertig war, zeigte sich der Engel nahe am Fenster und sprach: „Man will nichts von dem thun, was ich sage. Mehrere Städte Frankreichs werden zerstört werden. Es wird kein Stein auf dem andern bleiben. Frankreich wird eine Beute jeglichen Unheils sein. Aus einer Plage wird es in eine andere fallen." Als der Engel seine Drohungen soweit ergossen hatte, rief Martin dem Lieutenant zu: „Da Sie ihn gern sehen wollen, hier ist er und spricht mit mir." Der Lieutenant sprang sogleich aus dem Bette, lief zu der von Martin gezeigten Stelle, breitete die Arme aus und machte die Bewegung Eines, der etwas fassen will, sah und hörte aber nichts, während

der Engel, wie Martin sah, seinen Platz veränderte und zur Seite zurückwich.

Um 10 Uhr desselben Tages erschien er wieder und zeigte Martin an, daß man vorhabe, in seiner Heimat Erkundigungen nach seinem Umgange einzuziehen. Er schrieb dies sofort seinem Bruder, in einem Briefe, der am 14. in Gallardon eintraf und übrigens den unerschütterlichen Glauben Martin's an seine Sendung und an alle Worte der Erscheinung darthat. [1]) In der That bestärkte ihn das Eintreffen einzelner Vorhersagungen in diesem Glauben mehr und mehr und auch die diesmalige fand sich bestätigt, da der Minister in der That am 15. an den Präfecten schrieb und ihn beauftragte, sich nach den frühern Verbindungen Martin's zu Gallardon zu erkundigen.

Dr. Pinel hatte zwei ärztliche Gutachten über Martin an den Minister erstattet und darin erklärt, daß Martin an Hallucination, oder zeitweiser Geistesstörung leide, wobei er jedoch versichert hatte, daß derselbe ihm stets passend und ohne Spur von Wahnsinn geantwortet habe. Hierauf beschloß der Minister, Martin nach Charenton in das Irrenhaus bringen zu lassen. Am 13. März, gegen 9 Uhr des Morgens, führte André seinen Anbefohlenen in das Hotel des Ministers und von da nach seiner weitern Bestimmung. Unterwegs erschien der Erzengel dem Martin und sagte ihm: „Man wird Euch in ein Haus bringen, wo man Euch zurückhalten wird, und Euer Führer wird allein an seinen Wohnort zurückkehren.“ Martin sagte dies sofort dem Lieutenant, der einen blosen Spaziergang vorgegeben hatte, wobei es freilich

1) Der Brief, den sich die Aerzte später ausbaten, soll nach Charenton, in die Acten des Hospitales, gekommen sein.

möglich ist, daß Martin aus einzelnen Zeichen eine Ahnung gefaßt hatte, André wolle zurückreisen. Sie nahmen nun einen Wagen, mit dem sie nach Charenton fuhren, wo André den Martin dem Vorsteher der Anstalt übergab, ihn aber dabei ausdrücklich als einen rechtschaffenen, religiösen und aller Theilnahme würdigen Mann empfahl, auch versicherte, er habe ihn während der acht Tage, die er mit ihm zusammen gewesen, nichts Absonderliches vornehmen sehen und es sei nicht nöthig, ihn in engem Gewahrsam zu halten. Martin erzählte dem Vorsteher seine ganzen Erlebnisse und André bestätigte das, was ihm selbst davon bewußt war. Am Schlusse seiner Erzählung erklärte Martin übrigens noch: „Sie werden sehen, daß ich das ausführen werde, was mir befohlen ist, und daß ich nicht hier bleiben werde."

In der ersten Zeit machte der ihm aufgezwungene Aufenthalt natürlich auf Martin einen peinlichen Eindruck. Indeß verlor sich das bald. Auch wurde er sehr wohlwollend behandelt, da dem Vorsteher der achtbare Charakter des Mannes nicht entging, und auch der Pfarrer von Gallardon einen für Martin sehr ehrenden Brief an den Vorsteher sendete. Noch am Tage seiner Ankunft in der Anstalt, gegen 4 Uhr des Nachmittags, fand sich der Oberarzt Royer-Collard [1]) ein, um seine gewöhnliche Inspection vorzunehmen. Als er zu Martin kam, fragte er ihn, warum er hier sei. Martin erwiderte: er habe dies dem Vorsteher gesagt. Hierauf von dem Oberarzt aufgefordert, auch ihm mit Offenheit alles zu erzählen, erstattete Martin, ohne Zögerung, aber auch ohne Hast, seinen Bericht über das ihm Wi-

---

1) Anton Athanas Royer-Collard, Bruder des berühmten Deputirten, geb. 1768, königlicher Leibarzt und Professor, starb 1825.

verfahrene, wobei er weder Unruhe, noch sichtbare Bewegung verrieth, sein Gesicht die Farbe nicht wechselte, der Ton seiner Stimme derselbe blieb, und nur wenn er die Worte des Engels vortrug, sein Auge sich ein wenig zu beleben schien. Während der Erzählung wurde er von dem Arzt, dem Chirurgen und dem Aufseher des Hauses beobachtet und der Arzt fühlte ihm an den Puls und fixirte ihn mit vieler Aufmerksamkeit. Als er seine Erzählung beendigt hatte, rieth ihm der Oberarzt, sich auszuruhen und nicht zu viel mit den Gegenständen, von denen er ihm erzählt habe, zu beschäftigen, und verordnete ihm einen beruhigenden Trank. Martin versicherte ihm, daß sein Geist vollkommen ruhig, daß er in keiner Weise erhitzt, daß seine Gesundheit vortrefflich sei, daß er jedoch thun werde, was ihm befohlen würde. Beim Fortgehen empfahl der Oberarzt dem Hülfsarzt, dem Krankenaufseher, dem ersten Eleven und allen Krankenwärtern der betreffenden Abtheilung, ihn auf das sorgfältigste zu beobachten und ihm alles zu berichten, was Martin sagen oder thun werde.

Am 15. schrieb Martin folgenden Brief an seinen Bruder Jakob: „Mein Bruder, ich schreibe Dir diesen Brief, um Dich wissen zu lassen, daß ich mich bei guter Gesundheit befinde; ich wünsche von ganzem Herzen, daß das Gegenwärtige Euch ebenso trifft. Ich will Dir mittheilen, daß ich mich seit dem 13. d. M. in dem Hospital zu Charenton befinde. Ich bitte Dich, die Arbeit im Gange zu erhalten. Ich will Dir sagen, daß ich keinen Verdruß empfinde; aber ich weiß, daß meine Frau in großer Sorge ist; was mich betrifft, so stelle ich alles dem Willen Gottes anheim. Ich will Dir sagen, daß es mich freuen würde, jemand von meinen Verwandten

zu sehen. Man glaubt, es liege eine Einbildung zu Grunde, daß ich immer dieselbe Rede führe. Du kennst mich gut, da wir immer beieinander gewesen sind. Ich will Dir sagen, daß ich immer derselbe bin. Ich werde alle Mittel nehmen, die man mich nehmen läßt; aber das alles wird unnütz sein, da ich stets wohl bin, wie ich es bin, und da die Sache nicht von mir ausgeht, sondern mir recht befohlen ist; solange mein Auftrag nicht erfüllt ist, werde ich keine Ruhe haben."

In Gallardon war man allerdings in Sorge und namentlich die Mutter Martin's wendete sich an den Pfarrer. Der letztere drückte nicht nur dem Präfecten seinen Zweifel aus, ob Martin wirklich geisteskrank sei, sondern schrieb auch dem Minister, dem er vorstellte, daß Martin ein treuer Knecht Gottes und ein ergebener Unterthan des Königs sei, daß jetzt die Feldarbeiten in Angriff genommen werden müßten, weshalb Martin's Heimkehr sehr wünschenswerth sei, und daß er denselben ja auf die erste Anzeige wieder stellen könne. Fände Se. Excellenz es nicht für angemessen, Martin zurückzuschicken, so möchte wenigstens Vorsorge getroffen werden, daß die Felder nicht unbesorgt blieben. Der Minister antwortete eigenhändig in sehr freundlicher Weise, sprach sich zugleich über Martin vortheilhaft aus und schickte 400 Fr. aus der Kasse des Königs, womit Martin's Frau für die Wirthschaft sorgen sollte. Martin selbst wurde in Charenton sehr gut behandelt und genoß alle mögliche Freiheit, von der er weiter keinen Gebrauch machte, als daß er an den Gartenarbeiten theilnahm. Am 15. früh erschien der Engel und sagte ihm: „Da man Euch so behandelt, so werde ich Euch nicht wieder besuchen. Lasse man doch die Sache von Doctoren der

Theologie [1]) untersuchen und man wird wol sehen, ob sie Grund hat, oder nicht. Wenn man nicht glauben will, so wird das, was vorhergesagt ist, kommen. Was Euch betrifft, so setzt Euer Vertrauen auf Gott; Euch wird kein Uebel und keine Strafe treffen. Ich gebe Euch den Frieden; habt weder Sorge noch Unruhe." In der That erschien der Engel bis zum 26. nicht wieder. In der Zwischenzeit hatte Herr Royer-Collard, der den Martin fortwährend sehr aufmerksam beobachtete, elf sich auf Martin's Charakter, Denkungsart, Ansichten, Lebenswandel u. s. w. beziehende Fragen entworfen, welche dem Pfarrer und dem Maire von Gallardon vorgelegt wurden. Beide antworteten übereinstimmend, indem sie Martin als einen biedern, offenen, gemäßigten Mann darstellten, der der Revolution, jedoch ohne Bitterkeit, feind sei, ein Freund des Königs, ohne damit zu prunken, heitern Temperaments, festen Charakters, nicht leichtgläubig, kein Freund des Wunderbaren, unfähig, einer Partei auf Kosten der Wahrheit zu dienen. Während jene Fragen nach Gallardon und die Antworten nach Charenton gingen, welches beides den Umweg über den Präfecten zu Chartres nahm, traf Martin's Bruder, Jakob, in Charenton ein, um seinen Bruder zu besuchen. Auch er erschien als ein verständiger und rechtschaffener Mann. Nachdem er längere Zeit mit seinem Bruder zugebracht hatte, wurde er vor eine Versammlung der Aerzte und sonstigen Beamten der Anstalt berufen und über dieselben Punkte befragt, über die man eben in Gallardon Auskunft suchte. Auch er erklärte: man habe an Tho-

---

1) Diese galten also selbst bei dem Erzengel für eine Autorität. Freilich sieht man nicht ab, was sie eigentlich in diesem Falle sehen sollten, sobald sich der Erzengel nicht ihnen selbst vorstellte.

was Martin jederzeit einen äußerst sanften und maßvollen Charakter gefunden, niemals aber exaltirte Vorstellungen über was immer für einen Gegenstand bei ihm bemerkt; er habe stets einen tadellosen, auf wohl verstandene und von jedem Fanatismus und Aberglauben freie religiöse Gesinnungen begründeten Wandel geführt; die Revolutionen, welcher Art sie auch gewesen, hätten niemals einen bemerkenswerthen Eindruck auf ihn geäußert; er habe sich, sowol physisch als moralisch, immer einer guten Gesundheit erfreut; niemand aus seiner Familie sei geisteskrank gewesen. Noch erzählte er, daß, als er einstmals mit seinem Bruder bei der Feldarbeit gewesen, er denselben habe in der Stellung eines Menschen, der zuhört, anhalten sehen; er habe auch stehen bleiben wollen, sei aber genöthigt gewesen, seinem Pferde zu folgen, das ihm zum Trotze fortgeschritten sei, und dann durch seinen Bruder von dem Vorgegangenen unterrichtet worden.

Als Jakob Martin am 23. wieder abreiste, verließ er seinen Bruder in vollkommener Ruhe, und selbst bei dem Abschiede war nicht die geringste Bewegung an demselben zu spüren. Am 25. wurde Martin von dem Oberarzte besucht, der ihn fragte, ob er noch immer etwas sehe. Als nun Martin erwiderte, daß dies nicht geschehen, da der Engel ihm gesagt habe, er werde nicht wiederkommen, versetzte der Arzt, und das ist sehr bedeutsam: „Er wird doch wiederkommen, Ihr werdet ihn sehen, die Geschichte ist einmal angefangen und muß ihr Ende finden.“ In der That bewährte sich der Scharfblick des Arztes, welcher wahrscheinlich bei Martin Anzeichen fand, daß derselbe doch noch nicht zur Ruhe gekommen besser, als die Consequenz des angeblichen

Erzengels.[1]) Denn am 26. März, als Martin eben die ersten Zeilen eines Briefes an seinen Bruder geschrieben hatte, stand der Geist wieder an seiner Seite und sprach Folgendes zu ihm, das Martin sofort in den Brief eintrug: „Mein Freund, ich habe Euch gesagt, daß ich Euch nicht wieder besuchen würde; ich versichere Euch, daß es mich sehr schmerzen würde, wenn meine Schritte fruchtlos wären. Ich versichere Euch, daß die schrecklichste Geißel bereit ist, auf Frankreich zu fallen, und daß sie vor der Thüre steht. Wenn die Völker diese Dinge eintreffen sehen werden, so werden sie von Erstaunen ergriffen werden und sich vor Schrecken abzehren. Was vordem vorhergesagt worden ist, ist eingetroffen, wie es verkündigt worden; ebenso wird die Sache eintreffen, wenn man nicht thut, was ich befehle. Frankreich lebt in nichts mehr, als in Irreligion, Hochmuth, Ungläubigkeit, Unfrömmigkeit, Unreinheit und ergibt sich allen Arten von Lastern. Wenn das Volk sich zur Buße anschickt, so wird das Vorhergesagte angehalten werden. Wenn man aber nichts von dem, was ich angezeigt habe, thun will, so wird das, was vorhergesagt worden, eintreten.“ Noch sagte der Engel: Martin könne gar keine bessere Gesundheit wünschen; die gelehrtesten Aerzte möchten ihn untersuchen und sie würden keine Krankheit an ihm finden[2]); man hielte ihn in Haft, um ihn zu prüfen; es sei aber nach dem allen, was geschrieben sei, ein Irrthum, ihn prüfen zu wollen.

---

1) Es thut uns leid, diesen Erzengel, für den wir schon seines Verdienstes um den jungen Tobias halber alle mögliche Achtung und Vorliebe haben, kritisch behandeln zu müssen. Indeß wir meinen, es hat hier ein Anderer seine Rolle gespielt, der, wenn auch vielleicht kein böser, doch kein Engel des Lichtes gewesen ist.

2) Hier scheint sich recht deutlich zu verrathen, daß die Erscheinung Martin's eigne Gedanken aussprach.

Martin schrieb, während der Engel zu ihm sprach, dem er nicht ins Gesicht zu blicken wagte und von dem er nur sah, daß er die eine Hand auf das Fenster zu stützen schien. Wie der Geist verschwunden war, trug Martin den Brief zu dem Aufseher und er wurde dem Vorsteher, mehreren andern Personen und dem Minister mitgetheilt, sodaß er erst nach acht Tagen nach Gallardon gelangte. — Die täglichen ärztlichen Visitationen der Anstalt wurden Martin lästig, weil er zu bemerken glaubte, daß manche Theilnehmer derselben sich über ihn lustig machten. Er hielt sich daher am 27. und 28. März im Garten auf, bis die ihm unangenehme Scene vorüber war. Am 28. aber, gegen 5 Uhr des Nachmittags, erschien ihm der Erzengel und fragte: „Warum geht Ihr nicht zur Visitation?" Als Martin darauf sagte, er sei im Begriff, dahin zu gehen, versetzte der Engel etwas kurz[1]): „Sie ist vorüber" und setzte hinzu: „Ihr wollt (sollt) nicht lügen; man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Der Engel des Lichts kann nicht die Dinge der Finsterniß verkündigen; der Engel der Finsterniß kann nicht die Dinge des Lichts verkündigen. Setzet Euer Vertrauen auf Gott und es wird Euch kein Leid widerfahren."

Während der Oberarzt Martin's Zustand zu erkennen überzeugt war und manche Spötter sich über den ehrlichen Landmann lustig machten, scheint derselbe doch auch seine Anhänger in der Anstalt gefunden zu haben. An eben jenem 28. März ließ der Aufseher Le Gros

---

1) Kein unfeiner psychologischer Zug, da Martin allerdings nicht mit seiner gewohnten Wahrheitsliebe gesprochen hatte. Er hatte absichtlich gezögert, den Garten zu verlassen, um zu spät zur Besichtigung zu kommen.

ihn auf seine Stube kommen, unterhielt sich mit ihm über die Erscheinungen und sagte zum Schluß, sei es nun im Ernst oder Scherz: „Da Ihr ihn also sehet, so bittet ihn doch, wenn Ihr ihn wiederseht, daß er mich unter seinen Schutz nehmen möge; es würde mir sehr lieb sein, unter dem Schutz eines Engels zu stehen." Martin versprach es. Der Engel kam ihm aber zuvor und sagte ihm bei der nächsten Erscheinung: „Jemand aus dem Hause hat begehrt, daß ich ihn unter meinen Schutz nehme; saget ihm, daß alle, welche die Religion bekennen und sie mit festem Glauben ausüben, gerettet sein werden." Als Martin bei einer andern Gelegenheit sich erlaubte, einige Fragen an den himmlischen Boten zu richten, erhielt er die Antwort: er habe keine Fragen zu stellen; man werde ihm alles sagen, was nöthig sei.

Während nun die Sache sich so hinzog und keine Aussicht zu bieten schien, zu dem angekündigten Ziele zu führen, begannen andere Personen, sich in dieselbe zu mischen. Der Bischof von Rheims, Großalmosenier des Königs, erfuhr von ihr und sendete einen Herrn Dulondel zur Untersuchung Martin's. Das von demselben am 29. April [1]) 1816 aufgenommene Protokoll schloß mit den Worten: „Martin hat mir versichert, daß der Erzengel nie anders als mit einer unbeschreiblichen Milde, sehr deutlich und in wenig Worten mit ihm spricht. Ich kann bezeugen, daß, nachdem ich mich lange mit Martin unterhalten, ich ihn bei vollkommenem Verstande gefunden habe. Seine neue Lebensweise, wie entgegengesetzt auch seinen häuslichen Gewohnheiten, macht ihm nicht die mindeste Un-

---

1) Dieses Datum kann kaum richtig sein, und soll vielleicht 29. März heißen. Denn Martin verließ die Anstalt am 3. April, und das Protokoll ist von Charenton datirt.

ruhe; er hat Frau und Kinder, verläßt sich aber in Betreff ihres und seines Wohles gänzlich auf den heiligen Willen Gottes. Mit einem Worte, er erfreut sich einer übernatürlichen Ruhe; er besitzt große Sanftmuth, eine Frömmigkeit ohne Ueberspanntheit; er hat mir gesagt, seine Andacht bestände in Beobachtung der Gebote Gottes und der Kirche. Er ist voll einer undenkbaren Naivetät und Einfachheit. Er ist mit aller Welt in Frieden."

Die von Herrn Dulondel angestellte Exploration soll zunächst durch die Schritte des Vicomte Sosthène de Larochefoucauld veranlaßt worden sein, der sich überhaupt als denjenigen darstellt, welcher die Wünsche der Erscheinung und Martin's, soweit sie sich nämlich auf eine Unterredung des Letztern mit dem König bezogen, zur Erfüllung brachte. Derselbe war bekanntlich Adjutant des Grafen von Artois, blieb in dieser Eigenschaft bei ihm, als er als Karl X. den Thron bestieg, und ist auch weiterhin ein Haupt der Legitimisten-, später der Henriquinquistenpartei geblieben. Im Interesse der letztern hat er Memoiren herausgegeben. Wie er dazu gekommen, sich der Martinschen Sache anzunehmen, erzählt er in folgender Weise. Seine Großmutter, die Herzogin von Luynes, habe ein Landgut Eclimont in nächster Nähe von Gallardon bewohnt, und dort natürlich auch von den Visionen des guten Martin gehört, den sie von Ansehen gekannt und von dem sie gewußt hätte, daß er ein in der ganzen Gegend geachteter Mann sei. Auch der Vicomte selbst habe sich, wenn er nach Eclimont gekommen, von diesen Dingen erzählen lassen, ohne sich weiter dafür zu interessiren. Da habe er eines Tages zu Paris einen sehr dringenden Brief aus Gallardon von einem seiner Familie wohlbekannten und vollkommen achtungswerthen Geistlichen

erhalten, worin dieser ihn benachrichtigt habe, daß einen oder zwei Tage vorher, in der Nacht, Martin von der Polizei aufgegriffen [1]) und wahrscheinlich nach Paris gebracht worden sei; daß dies allgemein große Unruhe und Besorgniß errege, und daß man ihn bitte, sich zu Gunsten des achtbaren Mannes, dessen Visionen niemand Schaden brächten, zu verwenden. Der Vicomte sagte sich freilich, daß die Sache schwieriger sei, als die guten Leute in Gallardon dächten. Diese hielten den Adjutanten eines Bruders des Königs für eine Person, vor der sich die Pforten aller Bureaux und die Cabinete aller Minister öffneten, während er gerade, theils in seiner Stellung, theils wegen seiner Theilnahme an gewissen Hofintriguen, ein Gegenstand des Verdachtes für Decazes war, — und nicht ohne Grund. Jedenfalls war er nicht in der Lage, sich in der Sache an den Minister selbst zu wenden. Der Sache selbst war er sofort entschlossen, sich zu unterziehen, und gibt dafür die achtungswerthe erbliche Neigung, sich seiner Umgebungen beschützend anzunehmen, sowie den Unwillen über das, was er als eine polizeiliche Gewaltthat betrachtete, als Grund an. Daß er damit dem Minister Decazes, der der legitimistischen Partei zu liberal und deshalb verhaßt war, in den Weg trat, wird ihn in seiner protectorischen Gesinnung nur bestärkt haben. Zunächst aber mußte er ermitteln, wo man Martin hingebracht habe, und fiel glücklich sogleich auf Charenton. Er fuhr dahin und ließ sich die Anstalt zeigen. Schon hatte er „lange Stunden" alle Winkel derselben durchspäht, als er end-

1) Diese Erzählung stimmt freilich nicht mit dem oben berichteten Hergange, ist aber wol nur eine Ausschmückung, welche das Stadtgerücht, wo nicht der Vicomte, hinzugethan.

lich in ein kleines Zimmer kam, wo er einen Mann traf, der, in vollkommner Ruhe, auf dem Fußende eines schmalen Bettes saß und eben von einem Geistlichen besucht ward. Er erfuhr bald, daß dies Martin aus Gallardon sei, und unterhielt sich mit ihm, ohne sich und seine Absicht zu erkennen zu geben. Das Gespräch kam übrigens bald auf die Erscheinung und Martin verschwieg seinen Wunsch nicht, den König zu sprechen. Miene, Ton und Zuversicht des Mannes machten Eindruck auf den Vicomte. Es wäre schwer gewesen, sagt er, ein ehrlicheres und sanfteres Gesicht zu finden. Auch bei ihm findet sich der feine Zug: daß, wenn Martin auf gewöhnliche und indifferente Fragen geantwortet habe, sein Aussehen sich von dem eines sehr einfachen Landmannes kaum unterschieden habe, daß aber, sobald man auf den Engel und die Mission gekommen sei, die Züge und die Reden Martin's sich gehoben und etwas Feierliches und Begeistertes angenommen hätten.

Nachdem der Vicomte, um allen Verdacht zu vermeiden, noch einige Theile der Anstalt besichtigt hatte, fuhr er nach Paris zurück, überlegte unterwegs die Sache, ward in seinem Entschlusse bestärkt, als er bei seiner Rückkehr Briefe seiner Familie fand, die in derselben Sache seine Vermittelung in Anspruch nahmen, erzählte, sobald er in den Tuilerien angekommen, dem Grafen Artois und der Herzogin von Angoulême den Vorgang, und bat sodann um eine Audienz bei dem Könige, die ihm sofort gewährt ward. Als er dem König die Geschichte erzählt hatte, erkannte er wohl, daß dessen Neugier rege gemacht war, und der König versprach ihm, sich der Sache anzunehmen, ohne ihn dem Minister gegenüber zu compromittiren. Daß übrigens der König schon am nächsten Tage nach dieser Audienz

den Martin zu sich beschieden habe, will mit den anderweiten Zeitangaben nicht übereinstimmen. Denn da Martin am 7. März von Gallardon abgereist ist, ein oder zwei Tage nach seinem Verschwinden an den Vicomte geschrieben worden sein soll, dieser darauf sofort nach Charenton gefahren und unmittelbar nach seiner Rückkehr von da die Audienz gehabt haben will, so würde anzunehmen sein, daß Martin etwa am 12. März zu dem Könige gekommen wäre, während es erst am 2. April geschehen ist. In der That fällt zwischen die Audienz des Vicomte und die des Martin bei dem Könige die Exploration, welche der Erzbischof von Rheims, jedenfalls auf von dem König erhaltene Veranlassung, anordnete. Auch wurde der Pfarrer von Gallardon zu dem Erzbischof von Rheims beschieden und hatte am 2. April eine lange Conferenz mit demselben, bei welcher der Erzbischof ihm übrigens in Betreff Martin's mit besorgter Miene gesagt haben soll: „Er erscheint heute vor dem König; ich weiß nicht, welchen Eindruck dies auf Se. Majestät machen wird."

Am 31. März, einem Sonntag, hatte Martin noch eine Erscheinung, welche weiter ging, als die zeitherigen und sich nicht auf Worte beschränkte. Er befand sich zwischen 2 und 3 Uhr des Nachmittags im Garten, als ihm der Engel erschien und zu ihm sagte: „Es wird noch Debatten geben; die Einen werden sagen, es sei eine Einbildung, die Andern, es sei ein Engel des Lichts, und wieder Andere, es sei ein Engel der Finsterniß. Ich erlaube Euch, mich zu berühren." Er faßte darauf mit seiner Rechten Martin's rechte Hand und drückte sie vollkommen fühlbar. Dann öffnete er seinen Oberrock vorn, und als dieser eröffnet war, erschien, wie Martin versicherte, ein hellerer Glanz, als die Strahlen der Sonne,

sodaß Martin nicht hinblicken konnte, sondern die Hand vor die Augen halten mußte. Als die Erscheinung den Oberrock wieder geschlossen hatte, verschwand der Glanz und alles war wie vorher. Das Oeffnen und Zumachen sei ohne Bewegung von Seiten der Erscheinung erfolgt. Dann habe der Engel seinen Hut nach hinten geschoben und, indem er mit der Hand seine Stirn berührt, gesagt: „Der rebellische Engel trägt hier die Zeichen seiner Verdammung, und Ihr seht, daß ich keine habe.“ Zum Schlusse sprach er: „Gebet Zeugniß von dem, was Ihr gesehen und gehört habt.“

Noch an demselben Tage, gegen 4 Uhr, fragte ein Stabsoffizier, der, wie Martin erzählte, große goldene Epaulettes trug, nach Martin, ging eine halbe Stunde lang mit ihm spazieren und fragte ihn mancherlei, wobei dieser ihm auch die eben gehabte Erscheinung erzählte. Ob dieser Offizier auch vom König gesendet war, oder ob er die Absicht hatte, auf Martin's Auslassungen bei der bevorstehenden Audienz zu influiren, oder was sonst der Zweck seines Besuches gewesen, mag dahingestellt bleiben. — Am folgenden Tage, den 1. April, ließ der Oberarzt Royer-Collard Martin in das Cabinet des Vorstehers kommen und sagte ihm: „Ich werde bald meinen Bericht erstatten; Ihr werdet nicht mehr lange hier bleiben. Habe ich Euch nicht gesagt, daß Ihr wieder etwas sehen würdet, da eine so begonnene Sache auch ein Ende haben muß?“ „Gleichwol“, meinte Martin, „hatte er mir gesagt, daß er nicht wiederkommen würde.“ Herr Royer-Collard scheint seiner Sache gewiß gewesen zu sein und den Zustand des Martin als einen krankhaften erkannt zu haben. Sollte es daher gegründet sein, daß er sowol, wie Dr. Pinel, definitiv erklärt hätten, die Wissenschaft der Heilkunst biete keine

Mittel, ein Phänomen wie das des Martin zu erklären, so wird darin doch nicht die Anerkennung eines übernatürlichen Charakters der Erscheinung, sondern nur das Zugeständniß gelegen haben, daß die Sache den der Wissenschaft noch nicht zugänglichen Seiten des Menschenwesens angehöre.

Am 2. April ward Martin, wie er eben mit seiner Mittagsmahlzeit beschäftigt war, zum Director beschieden. Hier traf er einen Herrn, der ihm sagte, daß er mit ihm nach Paris kommen müsse. „Nun wohlan", erwiderte Martin ruhig, „wenn es nach Paris gehen muß, so will ich gerne dahin gehen." „Ich weiß nicht, weshalb es geschieht", meinte der Herr; „aber wenn Ihr heute den König sehen solltet, würde Euch das nicht in Erstaunen setzen?" „Nein, mein Herr", versetzte Martin, „denn ich bin nur deshalb hier, um ihn zu sprechen. Es ist mir jederzeit angekündigt worden, daß ich ihn sprechen würde." Der Herr brachte ihn nun in das Hotel des Ministers, wo er erst eine Weile warten mußte, bevor der Minister ihn empfangen konnte. Dieser fragte ihn, was er dem König zu sagen habe, erhielt aber nur die Antwort: „Ich weiß in diesem Augenblick nicht, was ich ihm zu sagen habe; die Sachen werden mir angezeigt werden, wenn ich vor ihm stehen werde." Während der Minister sich in einem Nebenzimmer in Staat warf, kam die Erscheinung zum letzten male und sprach zu Martin: „Ihr werdet den König sprechen und werdet allein mit ihm sein; habt in Betreff dessen, was Ihr zu ihm sprechen sollt, keine Furcht; die Worte werden Euch aus dem Munde fließen." Nun kam der Minister und beauftragte einen Mann, dem er ein Schreiben gab, Martin zu dem ersten Kammerdiener des Königs zu führen. Eine Kutsche stand bereit, sie hinzufahren.

Martin zog es aber vor, zu Fuße zu gehen, sodaß der Minister ihnen zuvorkam. Sie trafen gegen 3 Uhr in den Tuilerien ein, und Martin wurde von dem Kammerdiener, nachdem dieser das Billet gelesen, zu dem König geführt.

Das Wichtigste wäre nun, die nunmehr stattfindende Unterredung genau und zuverlässig zu kennen, was denn, da sie, nach den meisten Angaben, ohne alle Zeugen stattfand, außer daß, nach einem Berichte, eine Dame am Schlüsselloche gehorcht hat, ohne alles hören zu können, seine Schwierigkeiten hat. Es gibt gleichwol verschiedene Berichte darüber, die in Einzelnem abweichen, in Anderem übereinstimmen. Freilich kann der Eine den Anderen benutzt und nur nach Bedürfniß modificirt haben, und es wäre möglich, daß alle falsch wären. Einer ist allerdings darunter, der als authentisch gelten könnte, da er aus Martin's eigenem Munde geflossen sein soll. Indeß, das Vertrauen, das man diesem Berichte schenken will, ist für Jeden, der nicht sowol der unbedingten Glaubwürdigkeit Martin's, als der Zuverlässigkeit dessen, der die Erzählung desselben nachberichtet, nicht gewiß ist, eben nur Glaubenssache.

Fest steht eigentlich nur, daß der König fast eine Stunde mit Martin allein sprach, daß Martin gnädig entlassen und in seine Heimat zurückgeschickt ward, und daß es am Hofe hieß, der König sei durch die Unterredung sehr ergriffen worden.

Die bekannten Memoiren, welche sich für Memoiren Ludwig's XVIII. ausgaben, gelten für apokryph, wenn sie auch dem Bilde, das wir wenigstens uns von ihm gemacht haben, sehr wohl entsprechen, und haben jedenfalls, auch wenn ihnen eigene Aufzeichnungen des Königs zu Grunde gelegen haben sollten, eine starke Ueber-

arbeitung erfahren. In diesen Memoiren wird der Sache in folgender Weise gedacht:

„Einen Vorgang will ich nur berühren. Ich meine jene Komödie, in der man mich, zugleich mit jenem guten Bauer von Gallardon, jenem armen Martin, spielen ließ, der den Engel Raphael nach Belieben von Angesicht zu Angesicht sah. Die Rücksichten, die ich der Religion schulde, verbieten mir, mich unumwunden über diese Anekdote zu erklären. Auch will ich Personen nicht betrüben, die ich liebe und man bei jener Gelegenheit noch mehr betrog, als mich, der ich nur der Betrogene meiner Neugier war. Ich hätte einer Grille widerstehen sollen, die mir beikommen ließ, jenen Boten der himmlischen Rathschlüsse zu sprechen. Ich erkläre jeden öffentlichen Bericht, den man bekannt gemacht hat, oder, während meines Lebens oder nach meinem Tode, bekannt machen wird und worin von meiner Unterredung mit Martin gehandelt wird, für falsch. Wenn es mir gefiele, sie so bekannt zu machen, wie sie wirklich stattgefunden hat, so würde ich Viele überraschen. Alles, was man wissen mag, ist, daß die Leiter dieses Marionettendrahtes die Lust verloren, der ersten Vorstellung eine zweite folgen zu lassen. Martin kehrte in sein Dorf zurück. Herr Decazes blieb bei mir, und die Leitung der meinen (seinen?) Händen vorbehaltenen Angelegenheiten fiel nicht in die, denen man sie, mittelst jenes Taschenspielerstreichs, zudachte. Die Botschaft Martin's und die neuerliche Explosion des Pulverfäßchens in den Tuilerien[1])

---

1) Es ist wol die Explosion der von einem vormaligen Soldaten Gravier gelegten Petarde gemeint (29. April 1820), durch welche die mit Heinrich V. schwanger gehende Herzogin von Berri erschreckt und zu einer Fehlgeburt gebracht werden sollte.

sind die beiden Frechheiten, die ich am wenigsten geneigt bin zu vergeben."

Der König, oder wer sonst diese Stelle geschrieben hat, will sonach zu verstehen geben, daß Martin als das unbewußte Werkzeug einer ultraroyalistischen Intrigue gehandelt hätte, welche zunächst gegen den Minister Decazes gerichtet gewesen wäre. Daß dergleichen von dem Pavillon Marsan und andern Hauptquartieren der Legitimisten aus vielfach gesponnen wurden, ist bekannt, und ebenso, daß die Gunstdame des Königs, die Gräfin du Cayla, auf die wir gleich kommen werden, im Sinne derselben auf den König zu wirken bemüht war, während wieder der Vicomte von Rochefoucauld selbst zu erkennen gibt, daß er mit dieser Dame in Verbindung gestanden habe und deshalb dem Polizeiminister verdächtig gewesen sei. Gelungen ist freilich dieser Plan, falls er wirklich der Sache zu Grunde gelegen, nicht; denn Decazes blieb noch vier Jahre in immer steigender Macht und nichts geringeres als die Ermordung des Herzogs von Berri gehörte dazu, seine Stellung, zum Bedauern des Königs, zuletzt unhaltbar zu machen. Auch ist in der That nicht recht abzusehen, was man dem ehrlichen Martin in den Mund legen konnte, das die Politik des Königs hätte ändern mögen. Ueberhaupt war der schlaue, skeptische Ludwig nicht der Mann, auf den durch Wundergeschichten sonderlich zu wirken war. Möglich wäre es übrigens auch, daß die Unterredung einen ganz andern Zweck und Charakter gehabt, daß sie doch im ersten Augenblick einen Eindruck auf den König gemacht hätte, welchen dieser später gern vergessen und verleugnen wollte, und daß er deshalb sich so wegwerfend über die Sache aussprach. Vielleicht auch, daß er erst später die Fäden der Intrigue entdeckte. Ein Herr Acher, der über diese Ge-

schichte berichtet hat, versichert: der König habe, als ihn die Herzogin von Berri, beim Frühstück, in Gegenwart mehrerer Zeugen, gefragt habe, was sie den Verwandten in Italien, die sich nach der Martinschen Sache erkundigt[1]), antworten solle, erwidert: Martin sei ein sehr ehrlicher Mann, der ihm gute Rathschläge gegeben habe, von denen er Nutzen zu ziehen hoffe. Allerdings eine Aeußerung, die selbst damals die oben ausgedrückte Auffassung des Königs nicht nothwendig ausschließt, indem sie eben mit Rücksicht auf die Zeugen gefaßt sein konnte. Der König konnte immerhin erkannt haben, was für eine Intrigue der Sache zum Grunde liege, dieselbe aber nicht weiter verfolgen und nicht ruchbar werden lassen wollen. Martin selbst soll aber beharrlich, u. a. auch gegen den Adjuncten von Gallardon, der dies schon am 5. April 1816, also unmittelbar nach Martin's Heimkehr, geschrieben habe, versichert haben: der König habe viele Thränen vergossen und zu ihm gesagt: „Ihr sagt mir die Wahrheit.“ Aehnlich muß er sich gegen den Director der Anstalt zu Charenton ausgesprochen haben, wenn es wahr ist, daß dieser schon am Tage der Unterredung, am 2. April 1816, an einen Freund geschrieben: „Alles ist heute zum Schlusse gekommen; die Ueberzeugung ist vollständig und die Bühne mit Thränen benetzt. Die Mission ist vollständig und so, wie es sein mußte, erfüllt.... Der gute Mann reist morgen in seine Heimat, wie immer mit Frieden und Ruhe in der Seele.“

Doch hören wir nun die Versionen, welche von verschiedenen Seiten über jene Unterredung gegeben worden sind. Wir beginnen mit dem Berichte in den Memoiren

---

1) Hatten diese also schon davon gehört?

einer Dame von Stande, unter welcher die Gräfin du Cayla verstanden wird. Es war dies Zea Talon, die 1784 geborene Tochter des Advocaten Talon zu Paris, welcher emigrirt und zwar 1802 zurückgekehrt war, dann aber zu der royalistischen Partei gehörte, welche fortdauernde Verbindungen mit den vertriebenen Bourbons unterhielt. Als sein Verkehr mit dem Grafen von der Provence entdeckt ward, kam er in Haft, soll aber den Reizen seiner Tochter und ihren Verwendungen bei den Polizeiministern wesentliche Milderungen seiner Lage zu verdanken gehabt haben. Diese Tochter gewann auch die Hand des Grafen du Cayla, mit dem sie nach der Restauration am Hofe erschien und hier die Neigung des Königs auf sich zog. Von ihrem Gemahle geschieden, erheiterte sie die letzten Jahre des alternden und kränklichen Ludwig, und übte wenigstens in der Vertheilung der königlichen Gnadenbezeigungen wesentlichen Einfluß. Nach dem Tode des Königs lebte sie auf einem Gute bei St. Ouen und hat hier ihren Namen auf eine neue Gattung von Schafen übergetragen, indem sie die langhaarigen nubischen Widder, die sie 1818 von Mehemed Ali geschenkt bekommen, mit englischen Schafen kreuzte.

In jenen Memoiren wird zuvörderst der erste Hergang der Sache in aller Kürze, aber ohne sehr wesentliche Abweichungen von dem oben darüber Berichteten erzählt. Die dabei vorkommenden Abweichungen bestehen etwa darin, daß die neue Relation Martin von seinem Pfarrer zunächst zu dem Bischof von Versailles schicken läßt, der ihn beauftragt habe, den Unbekannten nach seinem Namen zu fragen; ferner, daß von der Correspondenz zwischen dem Präfecten und dem Polizeiminister keine Rede ist, vielmehr Martin von dem Präfecten aus eigenem

Antriebe nach Paris geschickt wird. Weiter wird erzählt, daß Decazes dem König über Martin in dem halb ernsthaften, halb scherzenden Tone eines jungen weltmännischen Philosophen berichtet, der König aber, der kein Freund von Mystificationen gewesen, ihm trocken gesagt habe, er möge Martin in die Hände des Dr. Pinel geben. Nun habe sich aber der Großalmosenier eingemischt, und gemeint, die Sache gehöre vor das geistliche Forum, und durch diesen Competenzstreit sei der schon vergessene Martin wieder in Erinnerung gebracht worden. Die Scene, wo Raphael sich dem Martin in seinem seraphischen Glanze zeigte, läßt die Dame in Gegenwart zweier Eleven vor sich gehen, die ihn mit dem Schnittmesser in der Hand beobachtet hätten. Sie hätten nichts gesehen, als den Ausdruck schöner Ekstase auf dem Gesichte des Bauers von Gallardon, dessen Vision sehr bald durch den Strom eines Sturzbades unterbrochen worden sei. Inzwischen habe der Erzbischof von Rheims die Sache nicht ruhen lassen, und da der König gerade eine Anwandlung einer ihn zuweilen überkommenden weichen Stimmung, einen Anflug schwermüthiger Erinnerung an seine Jugend hatte, so ward er empfänglicher für das Mystische in der Sache und wenigstens von einiger Neugier ergriffen. Die Gräfin, als Frau die letztere Empfindung in vollem Maße theilend, schürte diese Stimmung, und Dr. Alibert[1]), ein Arzt, der viel auf psychische Einflüsse gab und mit dem der König und die Gräfin über Martin sprachen, erklärte: alles, was er über diesen gehört habe, lasse ihn vermuthen, daß in

1) Jean Louis Baron Alibert, geb. zu Villefranche 1775, wurde allerdings erst 1818 Leibarzt Ludwig's XVIII., nachdem er vorher Oberarzt im St.-Louis-Hospital gewesen. Er hat u. a. eine Physiologie des passions geschrieben.

Namen nicht", sagte Martin. „Es kommt nichts darauf an [1]); aber wer hat den Gefangenen entkommen lassen?" — „Sire, die Langsamkeit der Verfolgung klagt die an, die für seine Bewachung zu sorgen hatten." — „Ihr seht, Martin, die Frauen, die uns betrügen wollen, sind listiger, als die Polizei." — „Ja, Sire, es war List im Spiele; aber mistrauen Sie Ihren Dienern. Frankreich wird den inneren Frieden nicht vor 1840 [2]) zurückerhalten. Bis dahin werden die Verschwörungen den Thron unterwühlen. Eine Hand wetzt einen Dolch! Eilen Sie, die jungen Pflanzen zu vermehren, denn man will den Saft in dem Zweige, der Knospen treibt, anhalten. Bereits hat das Unheil eine verwelken lassen; man muß denjenigen pfropfen, der den alten Stamm noch mit Blättern und Früchten schmücken kann." — „Aber", sagte der König, „da der Engel, der Euch sendet, derselbe ist, der den jungen Tobias vermählte und dessen Braut von den bösen Geistern befreite, könnte er nicht alle die Zweige des Baumes fruchtbar machen?" — „Sire, der Beschluß ist unwiderruflich." „Doch es gibt schon eine Frau und Kinder, eine legitime Verbindung; sollen wir sie anerkennen?" [3]) — „Sire, Sie sprechen nicht Ihren ganzen Gedanken aus. Sie werden keine eheliche Verbindung mit den Feinden Frankreichs und der katholischen Religion wollen. Folgen Sie Ihrer Eingebung; sie ist gut; der Dolch wird zu spät kommen; eine Taufe von Blut bereitet sich vor, aber das Leben

---

1) Ein wahres Wort. Die Flucht Lavalette's drohte keine Gefahr, konnte dem König selbst lieb sein, da sie einen Justizmord ersparte.

2) Herr Guizot könnte sich schmeicheln, daß sein Ministerium gemeint sei. Sonst ist Frankreich auch damals nicht ruhiger geworden, als es vorher war.

3) Was soll damit gemeint sein? Die Orleans?

wird aus dem Tode erstehen." — „Wir gerathen in die Apokalypse", meinte der König, soll sich aber später bei einem furchtbaren Anlasse[1]) an diese dunkle Vorhersagung erinnert haben. „Sire", fuhr Martin fort, „die Folge wird Sie aufklären; aber beeilen Sie Sich; der Tag des Dolches ist niedergeschrieben." — Der König, der, durch die Prophetenmiene Martin's überwältigt, seinen Worten mit höchster Aufmerksamkeit zugehört haben soll, faßte hier, heißt es, Martin's Hand, mit den Worten: „Erlaubt mir, sie zu berühren, diese Hand, die der Engel mit der seinen gedrückt hat. — „Ah, Sire, Ihre Hand würde, wie die meine, von jener glorreichen Hand gedrückt worden sein, und ich wagte, dem Engel, als er mir den Befehl ertheilte, hierher zu kommen, zu erwidern: warum geht Ihr nicht selbst?" — „Nun wohlan, was antwortete er Euch?" — „Daß es nicht in seiner Macht stehe, Ihnen das zu bewilligen, was Sie in diesem Augenblicke am meisten wünschten, und daß es ihm zu schwer gefallen sein würde, es Ihnen persönlich ab-

1) Hier ist offenbar die Ermordung des Herzogs von Berri gemeint und die Vorhersagung deutet zugleich darauf hin, daß dieser Prinz eine schwangere Gemahlin hinterließ, welche Heinrich V. gebären sollte. Ferner scheint in dem Vorhergehenden der Rath zu liegen, die Vermählung des Herzogs von Berri zu beschleunigen und ihn nicht mit einem Frankreich und der katholischen Kirche feindlichen Hause, sondern mit der Prinzessin zu verbinden, die der König im Sinne trug, und daß damit die nachherige Herzogin von Berri gemeint war, liegt in dem Zusammenhang der Prophezeiung, indem die Sachen so verlaufen sind, wie Martin für diesen Fall vorhersagte. Es ist uns aber nicht bekannt, daß jemand dem Herzog von Berri eine Braut aus einem Frankreich und der katholischen Kirche feindlichen Hause zugedacht hätte. Auch erfolgte seine Vermählung schon am 17. Juni 1816, und es ist nicht wahrscheinlich, daß sie am 2. April noch nicht festgestanden haben sollte. Endlich war die Herzogin von Berri eine Person, bei der es doch etwas wunderlich ist, daß ein Erzengel gerade sie zur Stammmutter einer von ihm beschützten Dynastie erkoren haben sollte.

zuschlagen.“ — „Ah, ich weiß“, sagte der König, etwas verlegen, und sprach leiser, sodaß die Gräfin nur den kaum ausgesprochenen Namen des Königs David verstehen konnte. — „Doch Ihr wißt alles, Martin?“ hob der König mit festerer Stimme wieder an. — „Ich weiß nichts, als was man mir gesagt hat; aber, um Ihnen meine Mission zu beweisen, will ich Ihnen sagen, daß Sie ein Versprechen gemacht haben, das Sie nicht erfüllt haben. Noch haben Sie Zeit dazu; sonst müssen Sie darauf verzichten, jemals das heilige Oel auf Ihre Stirne zu bekommen. — „Bewahret das Geheimniß“, sagte der König; „nur Gott, Ihr und ich werden es jemals kennen.“ — „Ich werde stumm sein; aber gehen Sie nicht nach Rheims, wenn Sie Ihr Wort nicht gelöst haben; denn es ist geschrieben, daß die Ceremonie der Salbung verhängnißvoll sein wird.[1]“ — Die Gräfin, die sonach nicht blos das Ohr an das Schlüsselloch gelegt haben muß, sah, daß der König die Augen zum Himmel hob, die Hände faltete und eine Thräne ihm über die Wange rollte, konnte aber nichts mehr verstehen, bis die Audienz sich mit den Formeln eines gewöhnlichen Gesprächs schloß. Martin sagte dabei: „Sire, ich wünsche Ihnen eine gute Gesundheit, und ich bitte um die Erlaubniß, in den Schos meiner Familie zurückzukehren; es ist mir immer verkündigt worden, daß mir kein Leid oder Uebel widerfahren soll.“ — „Es wird Euch auch keines widerfahren“, sagte der König; „Ihr werdet morgen mit Papieren zurückreisen, und für diesen Abend wird mein Minister Euch Abend-

1) Es muß dem König zu schwer gefallen sein, das Versprechen zu erfüllen; denn er ist nicht nach Rheims gegangen. Auch Napoleon I. und Karl X. müssen ähnliche Versprechungen unerfüllt gelassen haben; denn beiden hat die Salbung kein dauerndes Glück gebracht.

essen und Nachtlager geben." — „Sire, wie es Ew. Majestät gefällig ist." Ludwig schellte jetzt; der Minister erschien und führte Martin fort. Sie waren noch nicht aus dem Cabinet, als die Gräfin sich zeigte, sodaß Herr Decazes nicht verfehlen konnte, die Zuhörerschaft der Gräfin zu errathen. Auch der König erinnerte sich jetzt derselben, zitterte bei dem Anblick der Dame und rieb sich die Augen, als wenn er aus einem Traum erwachte. „Sie haben alles gehört?" fragte er, und als die Gräfin dies dreist bejahte[1]), setzte er hinzu: „Nun wohlan, Sie sehen, daß dieser Mensch weder Narr noch Betrüger ist. Ich weiß nicht mehr, was ich von einer solchen Mission denken soll." — „Sire, ich muß Sie nach einer derartigen Scene Ihren Betrachtungen überlassen", versetzte die Gräfin und entfernte sich, um das Gehörte niederzuschreiben.

In den äußeren Gemächern traf sie den Minister und Martin, welchem der Erstere, auf seinen Wunsch, den Palast zeigte. Es ist kein unfeiner psychologischer Zug, wenn erzählt wird, der Bauer von Gallardon sei nach Erfüllung seiner Mission ganz wieder der einfache Landmann geworden, neugierig, alles zu sehen, und mit verwunderten Augen umherwandelnd. Da der Minister ihn sehr rücksichtsvoll behandelte, so folgten die Höflinge dem Beispiel und jeder wollte ihn an seiner Tafel haben. Doch der Minister trat ihn nicht einmal dem Großalmosénier ab, und nur die Gräfin durfte Martin an jenem Abend bei dem Minister sehen. Sowol sie, als der Minister, erfuhren dabei, daß Martin's Discretion seinem Glauben gleichkam. Ueber die geheimnißvolle

---

[1]) Sie versichert zugleich, daß der Glaube des Königs, sie wisse alles, ihre Verbindung unauflöslich gemacht habe.

Botschaft konnten sie nicht mehr aus ihm herauslocken, als sie wußten. Desto unermüdlicher war er, über seinen Aufenthalt zu Charenton zu erzählen und sich darüber zu verwundern, daß Dr. Pinel ihn für wahnsinnig gehalten habe. Am nächsten Tage reiste er heim, nachdem der Minister ihm im Namen des Königs eine Gratification gereicht hatte, und nun suchte Herr Decazes die Gräfin auszuhorchen, wurde aber mit einer ersonnenen Geschichte abgespeist. Noch erfährt man, daß der Großalmosenier erwartet habe, Martin werde dem König die Herstellung der Jesuiten empfehlen, und als sich kein solches Resultat ergab, sich beschwert habe, daß der Polizeiminister den Abgeordneten Raphael's habe stimmen können. Der König soll mehreren Personen seines Hofes gesagt haben, daß Martin ihm Offenbarungen gemacht habe, welche Erklärung, da er sich niemals näher darüber ausließ, nur die Vermuthungen zu vervielfachen diente. Unter diesen Vermuthungen wird in den Memoiren der Frau von Stande nur die eine aufgeführt: daß Martin den König aufgefordert habe, die Krone seinem Neffen Ludwig XVII. zurückzugeben, der bald erscheinen werde. Der König sei übrigens von der schwermüthigen Anwandlung, die ihn für diese Unterredung gestimmt hatte, sehr bald — durch einen Anfall der Gicht geheilt worden.

Nun, diese erste Version der Unterredung wollte nicht viel sagen, und vielleicht liegt eben darin ihr Wahrscheinliches, da ja bis jetzt alle Hellseher und ihnen verwandte Erscheinungen keine wahrhaft neuen, überraschenden, dem menschlichen Geiste bis dahin völlig fremden Enthüllungen gebracht haben. Der gute Martin redet dem König von ihn bedrohenden Gefahren und der Untreue seiner Diener vor, weiß aber nichts anderes darüber anzuführen, als

die Flucht Lavalette's, auf die wenig ankam. Er empfiehlt ihm, den Herzog von Berri bald zu verheirathen, damit Heinrich V. erzeugt werden könne, womit, wie wir jetzt wissen, weder die alte Dynastie, noch Frankreich etwas Sonderliches gewonnen haben. Er erinnert ihn, daß er, was schon manchem Fürsten und Nichtfürsten begegnet ist, ein Versprechen unerfüllt gelassen habe, und warnt ihn, sich nicht salben zu lassen, solange er dieses Versprechen, über dessen Gegenstand wir nichts erfahren, nicht erfüllt habe. Das ist das Ganze.

Was die Gräfin aber nur hinterher als eine ausgesprengte Vermuthung über die Unterredung anführt, das bildet in den beiden andern Versionen die Hauptsache. Wenden wir uns zunächst zu der des Vicomte von Larochefoucauld, der allerdings nicht angibt, aus welcher Quelle er geschöpft hat, sondern nur versichert, er habe alle Details bald darauf erfahren und könne sie mit aller Sicherheit des Gewissens und mit gänzlicher Gewißheit berichten. Da der König ihm sicher den Inhalt seiner Geschichte nicht mitgetheilt hat, so blieben nur drei Quellen übrig: entweder eine dritte Person, der der König die Sache erzählt haben könnte, speciell etwa der Graf von Artois, oder die Gräfin du Cayla, oder Martin selbst. Wäre es nun auch möglich, ja wird es auch von dem Vicomte mit Bestimmtheit versichert, daß der König die Sache seiner Familie entdeckt hätte, so ist es doch im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß das Geheimniß irgend einer nicht zu dem königlichen Hause gehörigen Person ausgeplaudert worden sein sollte.[1]) Wäre

1) Allerdings ist unwahrscheinlich nicht unmöglich, und wir wollen wenigstens darauf aufmerksam machen, daß die Erzählung des Vicomte in ihrer gedrängten Fassung den Stempel einer an dritte Personen gemachten Relation trägt, bei der nur das Hauptsächliche herausgehoben wird.

die Gräfin du Cayla die Quelle des Vicomte gewesen, so müßte sie entweder dem Publikum, oder ihm, einen ähnlichen Streich gespielt haben, wie Herrn Decazes; denn die Geschichte des Vicomte ist von der in den Memoiren der Frau von Stande völlig verschieden. Hätte der Vicomte endlich die Sache von Martin selbst erfahren, so müßte dieser die Discretion, die er, nach der eigenen Angabe des Vicomte, mindestens bis zu dem Tode Ludwig's XVIII. streng bewahrt haben soll, viel früher aufgegeben haben. Doch hören wir den Vicomte selbst.

Wie der gute Mann, ohne verlegen zu scheinen, eintrat, heißt es bei ihm, sagte Se. Majestät in gütiger Weise und um ihn sofort jeder Aengstlichkeit zu überheben: „Guten Tag, Martin." „Guten Tag, Sire", erwiderte dieser, mit einer Mischung einfacher Würde und achtungsvoller Vertraulichkeit; „ich war wol sicher, daß ich dahin kommen würde, mit Ihnen zu sprechen." — „Ihr habt mir also etwas zu sagen." — „Ja, Ew. Majestät." — „Nun wohlan, sprecht, mein Kind, sprecht; ich bin bereit zu hören." — „O, Sire, es ist mir befohlen, nur vor Ihrer ganzen Familie zu sprechen." — „Und wer ist es, der Euch das befohlen hat?" — „Sire, es ist der Engel." — „Der Engel? was ist das, der Engel?" — Martin erzählte nun, wie der König gewünscht hatte, die ganze Geschichte seiner Visionen und bestand dann, auf die nochmalige Aufforderung, mit seinen Geheimnissen herauszurücken, abermals auf der Zuziehung der Prinzen und Prinzessinnen, gab jedoch, als der König ihm erklärte, daß es fast unmöglich sei, sie sogleich zusammenzubringen, und daß er nicht wisse, ob er ihn zu späterer Zeit werde sprechen können [1]), ihm

1) Freilich eine lahme Ausrede, wie, wenn nicht Martin, doch der Erzengel überschauen mußte.

dagegen vorschlug, sich mit dem Versprechen zu begnügen, daß der König die Sache seinem Bruder, seinen Neffen und Nichten mittheilen wolle, nach, und erklärte dem König trocken, der Engel habe ihn beauftragt, dem König anzuzeigen, daß er einen Platz einnehme, der ihm nicht gebühre. „Bah!" sagte Ludwig überrascht und ein wenig außer Fassung gebracht, „und wem gehört er denn?" — „Sire, der Engel hat mir das nicht gesagt, aber er hat mich u. a. beauftragt, damit Sie nicht an der Wahrheit meiner Mission zweifeln, Ihnen etwas zu sagen, was niemand in der Welt wissen kann, als Sie." — „Was ist das?" fragte der König, mehr und mehr erstaunt. — „Sire, es besteht darin, daß Sie einst, es ist schon lange her und Sie waren damals noch jung, als Sie, im Wald von Versailles, Sich mit Ihrem Bruder Ludwig XVI. auf der Jagd befanden und einen Augenblick anhielten, zu Sich selbst sagten, wenn während der Jagd unglücklicherweise ein Gewehr auf Ihren Bruder abgeschossen würde, so würden Sie es sein, der da König wäre." — Bei diesen Worten vermehrte sich die Bewegung des Königs und einige Zähren rollten ihm aus den Augen. — „Das ist wahr!" rief er. „Was für eine Erinnerung weckt Ihr soeben in mir wieder auf? Doch, wo ist der Mensch, dessen Geist nicht plötzlich von Gedanken durchkreuzt worden ist, welche die Güte Gottes niemals hat in seiner Seele Keime treiben lassen? Mein guter und heiliger Bruder, der mich hört, kennt den Grund meines Herzens, und daß ich gern mein Leben hingegeben hätte, um das seine zu erhalten." Die Bewegung des Königs war während dieser Scene gestiegen und seine Thränen ergossen sich. Nachdem er sich gefaßt hatte, verabschiedete er Martin, war aber den ganzen Tag bekümmert und niedergeschla-

gen, ohne daß jemand von seinem Hof die Ursache ergründen konnte. Der König erfüllte das gegebene Versprechen, seiner Familie die Enthüllungen des Visionärs zu berichten, und das Erstaunen der Prinzen stand dem des Königs nicht nach. Martin schien völlig glücklich, froh und getröstet, seine Mission erfüllt zu haben, und lehnte alles ab, was der König ihm anbieten ließ. Höchstens wollte er 15 Frcs. annehmen, um nicht zu Fuße heimreisen zu müssen. Solange Ludwig XVIII. lebte, sprach Martin mit niemand über das ihm Begegnete. Später hielt er sich seines Wortes entbunden.

Die dritte Version will aus Martin's eigenem Munde stammen. Sie wird von Herrn Gruau de la Barre, dem bekannten, noch immer unermüdlichen Verfechter der Identität des Uhrmachers Naundorf mit Ludwig XVII., mitgetheilt, und er beruft sich auf das Zeugniß mehrerer achtbaren, jedoch nicht von ihm genannten Personen, welche mit Martin Umgang gepflogen haben, sowie speciell auf das eines Sohnes von Martin. Wären diese Zeugnisse constatirt, geprüft und als glaubwürdig erfunden, so wären wir hier allerdings an die beste Quelle gewiesen. Wie die Sache jetzt steht, bleibt für den Zweifler immer noch der Argwohn, daß diese Version aus den beiden andern zusammengesetzt, daß sie hauptsächlich eine weitere Ausführung der Rochefoucauldschen Erzählung und für die Tendenz ihres Bearbeiters zugerichtet wäre. Im Gegenfalle würde das, was sie mit dem Berichte des Vicomte Gemeinsames hat, zu ihrer Bestätigung dienen, und wol könnte man annehmen, daß die Punkte, in denen sie wesentlich weiter geht, als der Vicomte, von letzterem oder seinen Quellen, aus nahe liegenden Gründen, unterdrückt oder abgeschwächt worden wären.

Der Anfang der Geschichte stimmt genau mit dem von der Gräfin gegebenen überein. Nachdem dann Martin sich gesetzt hat, fragt er den König: „Wie befinden Sie Sich?“ Der König antwortete: „Ich befinde mich etwas besser, als die Tage daher, und Ihr, wie befindet Ihr Euch?“ — „Ich befinde mich wohl.“ Dann spricht Martin, in Uebereinstimmung mit der Erzählung des Vicomte, die aber bei diesem Punkte wesentlich ausführlicher ist: „Lassen Sie Ihren Bruder und seine Söhne rufen; denn diese müssen wissen, was ich Ihnen zu sagen habe.“ Der König unterbrach ihn mit den Worten: „Das ist unnöthig, denn ich werde ihnen sagen, was Ihr mir zu sagen habt.“ Dann erzählte Martin die ganzen Erscheinungen, die er gehabt hatte. Wie er von dem aus dem Gefängnisse entkommenen Menschen spricht, sagt der König: „Ich weiß wohl; es ist Lavalette.“ Martin fährt fort: „Es ist mir gesagt worden, der König soll alle seine Beamten und vor allen seine Minister prüfen.“ — „Sind Euch die Personen nicht genannt worden?“ — „Nein, es ist mir gesagt worden, daß es für den König leicht wäre, sie zu kennen; ich kenne sie nicht.“ Als Martin nun seine ganzen Erscheinungen berichtet hatte, sagte der König: „Ich weiß das alles; der Erzbischof von Rheims hat mir alles gesagt; es scheint mir aber, daß Ihr mir etwas Besonderes und Geheimes zu sagen habt.“ In diesem Augenblick fühlte Martin die Worte auf seine Lippen kommen, die der Engel ihm versprochen hatte, und wurde ein völlig passives Organ, nur durch das Gehör erfahrend, was er sprach, und außer Stande, innezuhalten.

Er sagte zum König: „Das Geheimniß, das ich Ihnen zu sagen habe, besteht darin, daß Sie eine Stelle einnehmen, die Ihnen nicht zukommt.“ Hier unterbrach

ihn der König mit den Worten: „Wie? Wie? Da mein Bruder und seine Kinder todt sind, so bin ich der legitime Erbe.“ Martin versetzte: „Ich weiß nichts von dem allen, aber ich weiß wohl, daß die Stelle Ihnen nicht zukommt, und was ich Ihnen sage, ist ebenso wahr, wie es wahr ist, daß eines Tages, wie Sie mit dem König Ludwig XVI., Ihrem Bruder, im Walde von St. Hubert auf der Jagd waren, und der König etwa zehn Schritte Ihnen voraus war, Sie die Absicht gehabt haben, den König Ihren Bruder zu tödten. Ludwig XVI. ritt ein größeres Pferd als das Ihrige und war eben vorübergeritten. Sie waren durch einen Baumzweig, der sich niedergebogen, dergestalt behindert worden, daß Sie diesen Mord nicht bei dem Passiren jenes Baumes verüben können, und Ihr Bruder war vorbeigeritten, ohne durch die Zweige desselben Baumes behindert zu werden. Sie hatten ein Gewehr mit zwei Läufen, deren einer für den König, Ihren Bruder, bestimmt war, und Sie würden den andern in die Luft abgeschossen haben, um glauben zu machen, daß man auf Sie geschossen hätte. Sie würden jemand aus dem Gefolge des Königs beschuldigt haben.[1]) Der König stieß wieder zu seinem Gefolge, und Sie hatten Ihren Plan nicht ausführen können. Aber Sie haben diesen Gedanken lange Zeit festgehalten, jedoch niemals eine günstige Gelegenheit zu seiner Ausführung gehabt. Sie

1) Das wäre nun doch ein Mordplan gewesen, der viel zu plump war, als daß man ihn dem klugen und von früh an überaus vorsichtigen Ludwig zutrauen könnte, selbst wenn man ihn für schlecht genug dazu hielte. Die Erzählung des Vicomte, die sich mit einem flüchtigen, den Kopf des ehrgeizigen Prinzen durchkreuzenden Gedanken begnügt, ist jedenfalls wahrscheinlicher.

ußten in diesem Augenblicke nicht, daß die Königin chwanger war.

Der König sagte: „O mein Gott! O mein Gott! Das ist allerdings wahr. Nur Gott, Ihr und ich wissen s. Versprecht mir, über alle diese Mittheilungen das rößte Geheimniß zu bewahren.“ Martin versprach es ınd fuhr dann fort: „Sie treffen Vorbereitungen für Ihre Salbung; aber hüten Sie Sich wohl, Sich nicht alben zu lassen, denn wenn Sie es versuchten, so würen Sie mitten in der Ceremonie des Todes sein.“[1] — In diesem Augenblick und bis zum Schluß des Gespräches veinte der König fortwährend, und Martin fuhr fort: „Erinnern Sie Sich Ihrer Sorge in der Widerwärtigeit, zur Zeit Ihres Exils. Sie haben über Frankreich eweint, und es gab eine Zeit, wo Sie keine Hoffnung nehr hatten, dahin zurückzukehren, da Sie Frankreich nit allen seinen Nachbarn im Bunde sahen.“ — „Ja, s hat eine Zeit gegeben, wo ich keine Hoffnung hatte.“ — „Gott hat die königliche Familie nicht verderben vollen; er hat die Familie der Bourbons heimkehren assen. Aber wo sind die Danksagungen, die für eine olche Wohlthat erstattet worden? Um Frankreich noch inmal zu züchtigen, ist der Usurpator aus seinem Exil ezogen worden. Es ist weder durch den Willen der Menchen, noch durch eine Wirkung des Zufalles geschehen, aß diese Dinge dergestalt zugelassen worden sind. Er st ohne Truppen, ohne Waffen zurückgekehrt, ohne daß nan ihm Widerstand geleistet hat. Sie sind genöthigt vorden, Ihre Hauptstadt zu verlassen. Sie glaubten,

---

1) Hier lenkt die Relation in die der Gräfin ein, läßt aber den ort angegebenen Grund, das nicht erfüllte Versprechen, weg, wol m einen anderen, die Nichtberechtigung zur Krone, supponiren zu assen. Aber warum lief die Salbung Karl's X. ungestört ab?

noch eine Stadt von Frankreich zu behaupten, und mußten auch diese aufgeben." — „Das ist wahr, ich dachte, in Lille zu bleiben." — „Wie der Usurpator zurückgekehrt war, bildete sich eine Regierung, ein Heer, und wie er sich vor den Feinden zeigte, war er beim ersten Schlage ohne Hülfsquellen, ohne Zuflucht, ohne Waffen und von seinen Unterthanen verworfen. Sie kehrten nochmals nach Frankreich zurück. Wo sind die Danksagungen, welche Gott für ein so sichtbares Wunder erstattet worden?" — „Es ist wahr", sagte der König; „ich habe nicht daran gedacht." — Martin versetzte: „Der gute Gott hat Ihnen den Gedanken daran nicht gegeben, weil Sie nicht das Recht haben, zu regieren. Für den, der das Recht hat, zu regieren, ist es vorbehalten, sich jener Pflicht zu entledigen. Es ist mir stets gesagt worden, daß ich dazu gelangen würde, Sie zu sprechen, und daß ich dazu gelangen würde, das mir Angekündigte auszuführen, und ich sehe wohl, daß Er mich nicht getäuscht hat, denn ich bin bei Ihnen. Es ist mir gesagt worden, daß Sie nicht schwanken würden, zu glauben, wenn ich Ihnen die Dinge sagen würde." — „Nein, ich kann nicht schwanken, da es die Wahrheit ist. Hat Er Euch nicht gesagt, wie ich mich zu verhalten hätte, um Frankreich zu regieren?" — „Steigen Sie vom Thron, und lassen Sie das Geschäft des Regierens dem es zukommt. Senden Sie vertraute Männer in die Provinzen, um die Regierung des legitimen Prinzen vorzubereiten, der von seinen Unterthanen geliebt, gefürchtet und geehrt werden wird. Es ist mir angezeigt worden, daß ich Ihnen sagen sollte: wenn Sie nicht thäten, was Ihnen verkündigt worden ist, so würden Sie Frankreich in neue Drangsale stürzen. Die Könige Frankreichs müßten sich erinnern, daß sie den Titel

sehr christlicher Könige führten, obwol ich nicht weiß, wie sich das verhält; sie müßten sich ihrer Pflicht erinnern, das Volk zum Christenthum zurückzuführen."

Der König empfahl ihm nun vor allem Verschwiegenheit, und setzte hinzu, er verspreche, alle mögliche Nachforschungen anzustellen, um den zu finden, von welchem Martin gesprochen habe, und ihn an seine Stelle zu setzen. Martin erwiderte jedoch: „Es ist mir gesagt worden, daß dies Ihnen nicht schwer fallen wird." Hierauf kommt der Passus aus der Erzählung der Gräfin, wo der König hervorhebt, wie der Engel, welcher Martin erschienen, derselbe sei, der den jungen Tobias geleitet hatte, — ein Passus, der in der Erzählung der Gräfin besser in den Zusammenhang gepaßt ist, — und wo er die Hand zu berühren begehrt, die der Engel gedrückt habe. Dann soll der König nach dem Pfarrer von Gallardon gefragt haben, bei welcher Gelegenheit Martin, wie er sagt, dem König wiederholte, was er ihm in Betreff der Sonn- und Festtage und der Unordnungen in der Gesellschaft schon bei Schilderung der Erscheinungen aus dem Munde des Engels gesagt hatte[1]), hauptsächlich aber ihn an den Hauptgegenstand seiner Mission, die Abtretung seiner Würde an den Berechtigten, erinnerte. Der König soll geantwortet haben: „Ich werde bedacht sein, allem abzuhelfen." Die Unterredung dauerte 55 Minuten und schloß, auch nach diesem Berichte, in ähnlicher Weise, wie nach den frühern. Eine Zuthat kommt hier noch: daß Martin um Erlaubniß gebeten habe, in Charenton Abschied nehmen zu dürfen, was ihm auch gewährt worden. Ohne daß wir weiter etwas

1) Gerade diese Aufträge, die einzigen, welche der Engel dem Martin vor der Unterredung mit dem Könige gab, werden in den beiden frühern Relationen gar nicht und hier nur nebenbei erwähnt.

davon hörten, scheint es, nach dem oben erwähnten Brief des Directors der Anstalt, in der That, daß dieser den Martin vor dessen Abreise noch gesprochen hat.

Von der Besichtigung des Palastes, unter Führung des Ministers, erwähnt Martin nicht nur nichts, sondern stellt vielmehr die Sache so dar, als sei der Minister in seinem Hotel geblieben. Hier fragt ihn der Minister, nachdem er ihm vergebens sein Geheimniß abzulocken versucht hatte, in angenommenem leichten Tone: „Und was denkt Ihr über mich?“ wobei Martin, wie durch eine innere Gewalt getrieben, herausplatzt: „Was ich von Ihnen denke? nun daß, wenn man Ihnen Ihr Recht thäte, Sie gehenkt werden würden, Monseigneur“, worauf dann der Minister nichts weiter gesagt hätte. Beim Abschiede habe er ihm von Seiten des Königs 200 Fr. eingehändigt, welche Martin erst abgelehnt, schließlich aber, als ihm bemerklich gemacht worden, man dürfe unter keinen Umständen ein Geschenk Sr. Majestät zurückweisen, angenommen habe.

Martin kehrte nun in seine Heimat zurück, wo er sich längere Zeit ruhig seinen ländlichen Beschäftigungen widmete, immer aber einer polizeilichen Ueberwachung unterlegen haben und ein Gegenstand der Aufmerksamkeit Solcher geblieben sein soll, die etwas von seiner Mission wußten. Von Seiten der Regierung suchte man freilich die Erinnerung an dieselbe zu verwischen, und sowol der Präfect Graf Breteuil, als der Gensdarmerielieutenant André und der Pfarrer von Gallardon wurden versetzt. In der ersten Zeit bekam Martin allerdings viele Besuche und wurde oft nach seinen Geheimnissen gefragt, wies aber alle Fragen mit der trockenen Bemerkung ab: „Wenn Ihr Geschäfte habt, so besorgt Ihr sie, und ebenso habe ich die meinigen besorgt.“ So lebte er

ruhig bis zu Anfang des Jahres 1821, wo er auf einmal wieder in das Reich der Wunder und Geheimnisse gezogen ward. Schade, daß Royer-Collard ihn nicht mehr beobachtete, der vielleicht auch diesmal vorhergesagt hätte, daß die Geschichte noch nicht aus sei.

Am Sonntag den 28. Jan. 1821 schrieb er an den frühern Pfarrer von Gallardon, dem er also noch immer sein Zutrauen vorzüglich zuwendete, folgenden Brief:

„Herr Pfarrer, ich schreibe Ihnen, um Ihnen eine Sache mitzutheilen, die mir vorigen Dienstag (23. Jan.) begegnet ist, wie ich hinter dem Pfluge war. Ich hörte eine Stimme [1]), die zu mir sprach, ohne daß ich jemanden sah, und es ward mir gesagt: «Sohn des Japhet, halte an und achte auf die Worte, die an Dich gerichtet werden.» In demselben Augenblicke blieben meine Pferde stehen, ohne daß ich etwas gesagt hatte, da ich sehr überrascht war. Folgendes sind die Worte, die zu mir gesprochen wurden [2]): «In dieser großen Gegend ist ein großer Baum gepflanzt, und auf dieselbe Wurzel ist ein anderer Baum gepflanzt, der dem erstern nachsteht. Der zweite Baum hat zwei Zweige, davon der erste zerschlagen worden ist, und gleich darauf ist er durch einen wüthenden Sturm vertrocknet worden, und dieser Sturm hört nicht auf, zu blasen. An Stelle dieses Zweiges ist ein anderer Zweig, jung und zart, daraus hervorgegangen, der ihn ersetzt. Aber dieser Wind, der stets erregt ist, wird sich eines Tages mit solchen Stößen erheben, daß . . . [3])

1) Gesehen hat er den Engel hienieden nicht wieder und alle fernern Offenbarungen nur durch das Gehör empfangen.

2) Es ist immerhin auffällig, daß der schlichte Landmann sich die für ihn lange und ungewohnte Rede so genau gemerkt hat.

3) Wäre der fehlende Nachsatz eine Stelle, welche Martin vergessen hat? Oder soll man dies denken?

diese Dinge sind dunkel für Dich, aber Andere werden sie leicht verstehen.» Dies, mein Herr, ist es, was mir am Dienstag den 23. Januar, gegen 1 Uhr des Nachmittags, begegnet ist. Ich verstehe nichts davon. Sie werden angeben, ob Sie etwas davon verstehen. Ich habe mit niemand von dem allen gesprochen, nicht einmal mit meiner Frau; denn ich will nicht, daß die Sache erwähnt wird, denn die Welt ist boshaft. Ich war gesonnen, das Ganze zu verschweigen; aber ich habe mich entschlossen, Ihnen heute zu schreiben, weil ich diese Nacht nicht habe schlafen können, und ich habe immer jene Worte in den Gedanken, und ich bitte Sie, die Sache geheim zu halten, weil die Welt sich darüber aufhalten würde. Mein Herr, man hat mich als Sohn des Japhet behandelt; ich kenne niemand in unserer Familie, der diesen Namen führt; man hat sich vielleicht geirrt; man hat mich vielleicht mit einem andern verwechselt." [1])

Der Pfarrer hatte geantwortet und Martin schrieb ihm am 8. Febr. 1821 wieder Folgendes:

„Mein Herr, ich habe Ihren Brief am Sonntag (4. Febr.) empfangen. Ich hatte Ihnen verboten, von dem, was ich Ihnen angezeigt hatte, zu sprechen; ich hatte unrecht, da dasselbe nicht verborgen bleiben kann. Es ist nothwendig, daß es vor die Großen und die Ersten des Staats kommt, damit man die Gefahr sieht, mit der sie bedroht sind, weil der Wind, von dem ich Ihnen gesagt habe, binnen kurzem die größten Unfälle anrichten wird; denn dieser Wind bewegt sich beständig

---

1) Dieser letztere Zug kann, wenn der ganze Brief echt ist, als Zeugniß für die große Einfachheit des Mannes und dafür dienen, daß ihm bei seinen mysteriösen Begegnissen Worte in den Mund kamen, die er in seinem gewöhnlichen Zustande gar nicht kannte. Wir gestehen aber, daß uns der ganze Passus etwas gemacht vorkommt.

um den Baum. Wenn man nicht Acht gibt, wird er binnen kurzem umgestürzt werden; in demselben Augenblicke wird der andere Baum, mit dem, was aus ihm entspringt, dasselbe Schicksal erleiden. Gestern ist dieselbe Stimme gekommen, zu mir zu sprechen, und ich habe nichts gesehen, und es ist nothwendig, die Sache wissen zu lassen ... alle diese Dinge beunruhigen mich sehr, und ich weiß nicht, wie man am hellen Tage hören kann, ohne etwas zu sehen; ich stelle alles in die Hände Gottes."

Wieder am 21. Febr. desselben Jahres schrieb er:

„Mein Herr, ich habe diesen Vormittag einen großen Schrecken gehabt; um 9 Uhr hörte ich ein großes Geräusch um mich herum, und ich habe nichts gesehen, aber ich hörte dieselbe Stimme sprechen, nachdem das Geräusch sich gelegt hatte, und es ward mir gesagt: «Warum habt Ihr Furcht gehabt? Fürchtet nichts; ich komme nicht, um Euch irgend ein Leides zu thun. Ihr seid verwundert, sprechen zu hören und nichts zu sehen. Erstaunt nicht; es ist nöthig, daß die Sachen enthüllt werden; es wird Euch nichts widerfahren; ich bediene mich Eurer, um Euch zu senden, wie ich gesendet worden bin. Die Philosophen, die Ungläubigen, die Unfrommen glauben nicht, daß man ihre Schritte sieht; aber sie müssen besiegt werden. Fürchtet nicht, daß man sage, Ihr hättet irgend eine Krankheit, die Euch handeln machte; ich erkläre Euch, daß Ihr keine Krankheit habt, und daß die geschicktesten Doctoren der Medicin nichts bei Euch finden würden. Ihr seid bis auf diesen Tag von allen Krankheiten frei gewesen [1]), und eben

1) Hierauf scheint der gute Martin besondern Werth gelegt und die ärztlichen Untersuchungen scheinen ihn besonders gewurmt zu haben.

deshalb bediene ich mich Eurer. Bleibt ruhig; fahrt fort zu sein, was Ihr gewesen seid; Eure Tage sind gezählt und es wird Euch kein einziger entgehen. Ich verbiete Euch, Euch vor mir niederzustrecken, da ich nichts bin, als ein Knecht wie Ihr ... Man hat mir gesagt, daß der, welcher den Streich auf Charles Ferdinand d'Artois (so ist er mir genannt worden)[1]) geführt hat, sehr getäuscht worden ist; denn der, welcher ihn den Streich hat führen machen, hatte ihm immer versprochen, man werde ihm nichts anhaben, und er solle nichts entdecken, und er hatte diese Hoffnung fortwährend gehegt, bis zum Augenblicke der Hinrichtung, von der er glaubte, daß sie nur eine List sei, um ihn entdecken zu machen, wer ihm jenen Rath gegeben, und denselben Tag sollte er nicht davonkommen.» Mein Herr, das ist es, was mir gesagt worden. Ich weiß nicht, wer die Person ist, die zu mir spricht; sie hat eine ziemlich starke und sehr helle Stimme. Ich dachte daran, zu sprechen; aber ich habe es nicht gewagt, weil ich niemand sah."

Wenige Tage nach Absendung des vorstehenden Briefes ließ sich, als Martin mit seinem Sohne in der Scheune war, dasselbe Geräusch hören, und der junge Martin erschrak so, daß er hinauslief und zu seiner Mutter flüchtete. Ob er freilich das Geräusch selbst gehört hat, oder ob es ihm blos über den Mienen und Geberden seines Vaters unheimlich geworden ist, bleibt ungewiß, und was bei dieser Gelegenheit weiter vorgegangen, wird uns nicht gesagt. Wol aber scheint es, daß Martin nach diesen Vorgängen der ersten Monate des Jahres

1) Der Herzog von Berri war dem Martin sicher unter diesem Namen, nicht unter dem im Texte enthaltenen bekannt. Auch hier bleibt die Frage, ob dieser Zug nicht ein gemachter ist.

1821, welche gar keine Folge gehabt zu haben scheinen, wieder mehrere Jahre unbehelligt geblieben ist. Wie erwähnt, hatte Martin bis zu dem Tode Ludwig's XVIII. (16. Sept. 1824) über seine Unterredung mit letzterm geschwiegen, wofür schon in dem dem König geleisteten Versprechen ein hinlänglicher Grund lag, während Herr Gruau de la Barre als weiteren Grund, im Sinne seines Werkes, auch noch anführt, daß Martin dem Könige habe Zeit lassen wollen, zu thun, was er ihm empfohlen. Nach dem Tode des Königs soll nun der Herzog Mathias de Montmorency-Laval (geb. 1767), der Schwiegervater des Vicomte von Rochefoucauld, im Auftrag Karl's X., in einer in Gegenwart des Pfarrers von Bleury in dessen Garten gepflogenen Unterredung, die am 1. August 1825 stattgehabt haben soll, das hartnäckige Schweigen Martin's besiegt und ihm das Geheimniß abgewonnen haben. [1]) Herr v. Montmorency [2]) soll über das Ergebniß höchlich erschrocken sein, und sich vergebens bemüht haben, einen Irrthum auf Seiten Martin's zu entdecken. Letzterer habe von da an kein Geheimniß mehr aus der Sache gemacht und eine drohende

---

1) Hier muß entweder die Erzählung des Vicomte von Rochefoucauld, der nicht blos selbst den Inhalt der Unterredung Martin's mit Ludwig XVIII. bald hernach erfahren haben will, sondern auch behauptet, der König habe denselben seiner Familie mitgetheilt, oder die im Texte gegebene des Herrn Gruau de la Barre falsch sein. Denn wenn die erstere wahr wäre, so wäre es unnöthig gewesen, Martin noch 1825 auszuforschen.

2) Herr Gruau de la Barre bringt mit dieser Unterredung die Ernennung des Herrn von Montmorency zum Gouverneur des Herzogs von Bordeaux und seinen schon am 24. März 1826 erfolgten Tod in eine, nicht ausgesprochene, aber nahegelegte Verbindung, die im Geschmacke seines ganzen Werkes ist, welches alle und jede französische Vorgänge seit 1789 sich lediglich um Ludwig XVII. drehen läßt.

Weissagung der Katastrophe von 1830 hinzugefügt, die nur durch Anerkennung Ludwig's XVII. zu verhindern sei. Er soll oftmals und gegen viele Personen Folgendes geäußert haben: „1830 und nach einer Geschichte mit Algier werden die Bourbons entthront werden. Frankreich wird sich alsdann in drei wohl unterschiedene Parteien theilen, die republikanische Partei, die Partei der Bourbons und die der Orleans. [1]) Nach furchtbaren Kämpfen unter ihnen, werden Frankreich Frieden und Glück durch den wahrhaften Sohn Ludwig's XVI. zurückgegeben werden, welcher allgemein anerkannt werden wird; seine Schwester, die Herzogin von Angoulème, wird jedoch die letzte sein, die ihn anerkennen will, und wird bis dahin den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzen." [2])

Herr Gruau de la Barre, der für das Folgende die einzige Quelle ist, erzählt weiter: Bei den Siegen über Algier habe man die französische Monarchie für fernerhin unerschütterlich angesehen [3]) und über Martin's Vorhersagungen gespottet. Dieser habe aber gesagt: „Ich habe nichts von mir aus gesagt; diese Sache geht mich nichts an; ich bin in dem allen nur das Werkzeug Gottes. Im übrigen ist 1830 noch nicht vorüber." Am 24. Juli 1830, dem Vorabend der Ordonnanzen, hörte Martin, gegen 5 Uhr des Abends, als er auf dem Felde arbeitete, das ihm schon bekannte Geräusch und darauf die

---

1) Wo bleibt die Imperialistische, die 1848 so mächtig aus ihrem Dunkel hervortrat?

2) Letzterer Zusatz schmeckt auch sehr nach der allgemeinen Tendenz des Herrn Gruau de la Barre.

3) Es ist bekannt, daß jene Siege, den innern Zerwürfnissen gegenüber, gar nicht den erwarteten Eindruck machten und keineswegs das hier gerühmte Gefühl der Sicherheit gaben.

Stimme, die zu ihm sprach: „Die Axt ist bereit, zu schlagen; die Ereignisse werden kommen und werden so unheilvoll sein, wie vorhergesagt worden.“ Acht Tage darauf kam der flüchtige Karl X. zu Rambouillet, vier Meilen von Gallardon, an. Am folgenden Tage, einem Sonntage (1. Aug.), sah Martin, während der großen Messe, zwischen den zwei Consecrationen, deutlich drei starke rothe Thränen, jede ungefähr einen Fuß lang und einen Fuß voneinander entfernt, gerade auf den Altar herabfallen, denen drei ebenso große schwarze und dann drei weiße Thränen von gleicher Gestalt folgten, davon jedoch die letztern, die weißen, sich in der Kirche vertheilten und diese mit einer glänzenden Helle erfüllten. Zugleich ward ihm folgende Auslegung ertheilt: „Die rothen Thränen bedeuten das Blut, welches Frankreich überschwemmen wird, die schwarzen die Trauer, die diesem Blutvergießen folgen wird, die weißen die Ordnung und den Frieden, die mit der Legitimität zurückkehren sollen.“ Martin erfuhr durch dieselbe Stimme, daß man ihn von Seiten Karl's X. zu Rathe ziehen werde, und daß er zu antworten habe: der König solle den Kampf nicht wieder beginnen, da dies nur nutzloses Blutvergießen sein würde; er werde nicht weiter regieren; Karl X. und der Herzog von Angoulême würden im Exil sterben, und der Herzog von Bordeaux würde nicht regieren. Dies alles soll Martin selbst dem Pfarrer Appert [1]) von St.-Arnoult erzählt haben. Auch soll in der That Herr v. Larochejaquelin an Martin geschickt worden sein, um

1) Dieser Mann hat sich der Sache des Prätendenten, der früher der Uhrmacher Naundorf hieß, vollständig angeschlossen, und noch nach dem Tode desselben bei seiner Familie gelebt. Allerdings scheint sein Antheil an dieser Sache seinen Vorgesetzten misfallen und ihn zur Auswanderung vermocht zu haben.

ihn über das von dem Könige einzuschlagende Verfahren zu befragen, und die erwähnte Antwort erhalten haben, worauf denn Karl X. die Krone niedergelegt, den Rest seiner Truppen entlassen und sich auf den Weg nach Cherbourg gemacht habe.

Martin wurde nun immer mehr in die Sache des angeblichen Ludwig XVII. verwickelt. Schon im August 1830 zeigte er an: der Dauphin, Sohn Ludwig's XVI., sei in Deutschland verborgen, wo er eine harte Buße bestehe; es würden Betrüger unter seinem Namen erscheinen, und seine, Martin's, specielle Mission bestehe darin, den wahren kennen zu lehren. Bald darauf soll Martin's Haus von bewaffneten Leuten überfallen worden sein, denen er doch wie durch ein Wunder entkommen sei, indem er mitten durch sie hindurch entflohen wäre. Sie hätten einer politischen Partei angehört, welcher seine Angaben über Ludwig XVII. zuwider gewesen wären, und die ihn zu einem Widerruf hätte drängen wollen. Die Stimme befahl ihm darauf, sich gänzlich verborgen zu halten und vierzig Wochen verborgen zu bleiben, welche Zeit die vierzig Jahre bedeuten solle, während deren der Prinz selbst der Welt verborgen gelebt habe. Diese vierzig Jahre bringt Herr Gruau de la Barre damit heraus, daß er von dem 10. Aug. 1792 bis zu dem 1. Aug. 1832 rechnet, wo — der gute Herloßsohn in seinem „Komet" einen Artikel zu Gunsten des sogenannten Uhrmachers Naundorf brachte, während der letztere um dieselbe Zeit Crossen heimlich verließ und nach Frankreich pilgerte. 1)

---

1) S. Bd. 2, S. 67 fg. — Bei dieser Gelegenheit will ich bemerken, daß ich vor einigen Jahren eine Tochter jenes angeblichen Ludwig's XVII. gesehen und gesprochen habe, die allerdings die bourbo-

Am 27. Aug. 1831 sagte die Stimme zu Martin: „Servire Deo regnare est“, eine Aeußerung, welche Martin natürlich nicht verstehen, die ihm aber auch der Pfarrer Appert, der jetzt sein Rathgeber war, nur eben übersetzen konnte, während beide sich Sinn und Zweck derselben nicht zu erklären vermochten. Herr Gruau de la Barre glaubt darin die Ankündigung zu entdecken, daß der Sohn Ludwig's XVI. den Thron nicht besteigen, sondern nur durch die Wahrheit herrschen werde, sofern es seine Mission gewesen sei, der Welt die Erneuerung des Urevangeliums, durch die erhabenen Lehren der himmlischen Doctrin, zu hinterlassen, eine Erklärung, die uns freilich noch völlig mysteriös bleibt. Daneben legt er Gewicht darauf, daß an demselben 27. Aug. 1831 einige französische Journale einen Artikel der — Leipziger Zeitung wiedergegeben hätten, worin davon gesprochen worden, daß der Sohn Ludwig's XVI. in Crossen bei Frankfurt an d. O. lebe, und worin angegeben worden sei, wie man mit ihm correspondiren könne.

Martin habe, versichert derselbe Schriftsteller, um jene Zeit viel Aufsehen gemacht und großes Ansehen genossen. Einer der Obern des Seminars St.-Sulpice zu Paris, Herr Boyer, sei mit zwei Edelleuten zu Martin gereist, um ihn nach allen Regeln der römischen Theologie zu prüfen, und sie hätten ihn überzeugt von der Göttlichkeit seiner Offenbarungen verlassen. Sein ältester Sohn sei, ohne daß man sich darum beworben und ungeachtet er nicht zu dem Sprengel von Versailles gehört habe, nach dem ausdrücklichen Willen und auf Kosten — der Herzo-

---

nischen Züge in solchem Maße trug, daß die ganze Erscheinung einen wahrhaft ergreifenden Eindruck machte.

gin von Angoulême, in das Seminar von Versailles gebracht worden und dort bis zur Julirevolution geblieben. Man habe dadurch sein Stillschweigen erkaufen und zugleich seinen Vater gewinnen wollen, und nicht ohne Absicht eine Anstalt gewählt, deren Vorsteher, der Abbé Chauvel, gesagt habe: „Wenn ich gewiß wäre, daß der Bruder Madames lebte, und wenn Ihre königl. Hoheit mich über das in Betreff desselben einzuhaltende Verfahren zu Rathe zöge, so würde ich ihr rathen, ihn nicht anzuerkennen.“ — 1832 habe der Bischof von Nancy, Herr de Forbin Janson, ohne sich zu erkennen zu geben, Martin einer langen Befragung unterworfen, bei der er seine Angaben in Betreff seiner Unterredung mit Ludwig XVIII. getreu wiederholte und auch seine spätern Prophezeiungen anführte. Hierbei erfährt man noch, daß er Karl X. auch die Antwort vorhergesagt habe, die ihm der Herzog von Orleans auf seine Ernennung zum Regierungsverweser für Heinrich V. geben würde. Ferner, daß ihm damals der Name des Herrn v. Larochejaquelin, den er vorher nie gekannt, eingegeben und derselbe von ihm genannt worden sei. Dieselbe Gunst wurde ihm jedoch hinsichtlich des Bischofs nicht zutheil, was er damit erklärte, daß der Bischof nicht von einem Höhern gesendet sei. Als der Bischof ihm eine Entschädigung für den ihm verursachten dreistündigen Zeitverlust anbot, lehnte er es mit den Worten ab: „Ich treibe mit den Sachen des guten Gottes keinen Handel.“ Noch erzählte er, daß die Stimme ihm gesagt habe: es werde eine furchtbare Krisis kommen; das Blut werde vom Norden zum Süden fließen; die Krisis werde so schrecklich sein, daß selbst die Bösen, erschreckt durch die Uebel, die sie verursacht hätten, sich in großer Zahl bekehren würden.

Am Morgen nach dieser Unterredung, dem 8. Febr.

1832, sagte die Stimme zu Martin: „Man hat Euch viel befragt und sehr gequält. Alle diese Erkundigungen sind gut; aber man hätte sie rechtzeitig vornehmen sollen und würde dann vielen Uebeln entgangen sein; jetzt ist es nothwendig, daß diese Uebel eintreten.“ — Am 9. Febr. sagte die Stimme: der Klerus sei in großer Verlegenheit; seine (Martin's) Angelegenheit beschäftige denselben sehr; dieselben, die zur Zeit Jesu Christi am hartnäckigsten gewesen seien, ihn nicht anerkennen zu wollen, seien es auch jetzt, die am meisten widerstrebten. „Wenn man“, fuhr die Stimme fort, „Eure Offenbarungen rechtzeitig reiflich geprüft hätte, so würde man erkannt haben, ob Täuschung dabei sei; ein Mensch, der in Illusionen schwebt, kann keine Ruhe genießen. Man möchte gern dem Uebel abhelfen; aber die Wunde ist groß und es gilt, eine schwere Operation vorzunehmen.“ — Viele italienische Prälaten sollen häufige und fortgesetzte Beziehungen zu Martin unterhalten haben, wie er auch zu Paris mit dem Marchese Pacca, Neffen des Cardinals, in Verbindung gestanden habe.

Am 16. Febr. 1832 schrieb Martin: „Die Mittheilungen dieser Herren lassen mich viele Sachen sehen. Ich muß mich auf viel Widerwärtigkeiten und viel Befragungen gefaßt machen. Aber trotz all dieser Dinge muß ich mich mehr und mehr demüthigen. Ich muß alle Tage für die Befreiung Frankreichs, der schuldvollsten Nation, beten. Ich muß auch für die beten, die mich verfolgt haben und die täglich bereit sind, es wieder zu thun. Es gibt noch etwas, das mir anempfohlen worden ist, wovon ich aber nur mit meinem Beichtiger würde sprechen können. Vergangenes Jahr hatte ich eine Prüfung, die mir viel Schmerz bereitet hat. Dieses Jahr wird es anders sein. Es ist mir auch gesagt worden:

«Man wird sehen, ob Täuschung das geschehen macht, was ich Euch verkündige. Ihr werdet harte Prüfungen bestehen; aber Ihr werdet Beistand finden; denn wenn man Euch befiehlt, alle diese Dinge zu machen, so geschieht es, um den Hochmuth und die Ungläubigkeit zu verderben.»"

Am 29. April sagte die Stimme: „Man hat nichts von dem gethan, was befohlen worden; die angekündigten Plagen werden kommen; man wird von der einen nicht befreit sein, wenn die andere beginnt; sie werden sich in reißender Schnelle folgen." — Am 10. Juni hieß es wieder: „Die Zeit rückt heran; die Bösen werden vernichten, was sich ihnen entgegensetzt, vor allem ..." — Am 20. Aug. u. a.: „Der da regieren soll, wird alle Dinge wiederherstellen; da er viel gelitten hat, wird Gott, um ihn zu belohnen, ihn zu sich rufen; die Religion wird auf die bewunderswertheste Weise wiederaufblühen." — In den letzten Tagen des Januars 1833 sagte die Stimme: „Es wird eine so große Ruhe geben, daß alle Welt glauben wird, die Sachen hätten sich befestigt; die Bischöfe und die Priester werden es auch glauben, und eben in diesem Augenblicke werden sie gefangen sein. Die Ruhe wird nicht lange währen; es wird viele Opfer geben." — Am 4. März: „Der feinste Fuchs lauert unabläßig auf den günstigen Zeitpunkt, um seinen Plan auszuführen." — Am 11. Sept. 1830 und 10. Jan. 1832 brachte die Stimme eine merkwürdige Allegorie: „Es gibt zwei Füchse, davon der eine viel schlauer ist, als der andere. Die zwei Füchse sind schon aneinander gerathen; der stärkste hat bereits den andern geschwächt und wird fortfahren, ihn anzugreifen, bis er ihn überwältigt hat. Nach dem Sturze werden die Drangsale so groß sein, daß es nichts dergleichen gegeben hat ... Die

zwei Füchse sind die zwei Kammern, die Minister und der, welcher (regiert?); der feinste und boshafteste Fuchs ist die Kammer der Deputirten." — Endlich am 10. Juli (1832?) hieß es: „Der Arm des Herrn ist erhoben, um alle seine Plagen auf diese große prächtige (Stadt?) zu schleudern und sie für ihren Hochmuth zu züchtigen ... Man wird die Republik aufrichten, die nicht lange bestehen wird. Die Verwirrung wird allerwärts sein, und die, welche die Sachen angeregt haben, werden nicht mehr im Stande sein, sie aufzuhalten." [1])

Martin ward jetzt immer mehr in die Angelegenheiten des Prätendenten gezogen. Am 26. Mai 1833, einem Tage, wo eine neuntägige Andacht schloß, welche Martin auferlegt worden war, um die Ankunft des verheißenen Prinzen vorzubereiten, war der Uhrmacher von Crossen in der That in Paris eingetroffen. Hier irrte er hülf- und mittellos umher, bis er einige alte Diener des Königshauses fand, die ihn als den Waisen vom Tempel anerkannten. Zu diesen gehörte namentlich Frau Marco de St.-Hilaire, welche von der Kaiserin Josephine, deren Vertrauen sie genossen, erfahren haben soll, daß dieselbe die wiederholte Flucht des Dauphins aus seinem Gefängnisse vermittelt habe. Um jedoch sicher zu gehen, consultirte sie — Martin, was denn freilich kein sehr wirksames Zeugniß für die Sicherheit ihres Urtheils ablegt. Er antwortete ihr am 21. Aug. 1833:

„Anlangend die Person, von der Sie mir sagen, so wissen Sie schon, was ich Ihnen gesagt habe [2]), daß es

---

1) Das wäre denn freilich eine alte und immer wiederkehrende, aber immer wieder vergessene Erfahrung.

2) Sie hatten also schon früher in Verbindung gestanden, und Martin mag die Dame auf die Ankunft des Prätendenten vorbereitet haben.

nicht an falschen mangeln wird; besonders je näher man dem Ziele kommt, wo sich alles enthüllen muß. Es ist vielleicht eine List der Republikaner, um die Royalisten zu verlocken. Sie wissen, daß mir gesagt worden ist, wie ich auch Ihnen gesagt habe, die Person solle in der Krisis erscheinen, wo viel Blut vergossen werden wird. Nun, erwarten wir den Willen Gottes." — Am 4. Sept. 1833 schrieb er derselben Dame: „Ich habe ein festes Vertrauen, daß unsere Befreiung herannaht; denn ich habe etwas, das ich nicht schriftlich mittheilen kann. Es ist eine Angelegenheit, die mich sehr beunruhigt, da ich nicht weiß, wie ich es anfangen soll, um das zu thun, was mir befohlen ist; vorher aber muß unser Berechtigter anerkannt sein, was mich glauben macht, daß die Dinge nicht mehr lange währen werden." Zugleich kündigte Martin eine neuntägige Andacht, während der Octave von der Geburt der Jungfrau Maria, an. Am Schlusse derselben hatte ihm die Stimme geboten, sich nach Paris zu begeben, und hatte ihn mit Mittheilungen versehen, wie er den Sohn Ludwig's XVI. sicher erkennen möge. Das Aussehen desselben war ihm, wie er dem Pfarrer Appert versicherte, offenbart und es waren ihm auch sonstige untrügliche Merkmale entdeckt worden.

Am 28. Sept. 1833 fand nun in der That die Zusammenkunft zwischen Martin und dem Manne, der so lange als Uhrmacher Naundorf in Preußen gelebt hatte, bei Madame Albouys, in Gegenwart mehrerer Personen, statt. Der Prinz, wie wir ihn mit unserer Quelle nennen wollen, war etwas leidend, hatte sich auf sein Bett geworfen und schlief seit einiger Zeit, als Martin ankam. Man bat ihn, das Erwachen Sr. königl. Hoheit zu erwarten; aber Martin bat, in seiner Ungeduld, die Züge der erhabenen Persönlichkeit zu betrachten, die ihm

als ein sichtbar providentielles Wesen erschien, dessen Geschicke mit der Wohlfahrt der Menschheit verknüpft seien, um die Vergünstigung, ihn einen Augenblick zu sehen. Kaum war die Thüre des Zimmers geöffnet, als der Prinz erwachte. Wie er die Figur und Tracht des Landmannes erblickte, rief er rasch: „Guten Tag, Martin!" „Guten Tag, mein Prinz", erwiderte Martin, näherte sich dem Bette, und bat um Erlaubniß, die Wunde zu constatiren, die er, wie der Engel ihm gesagt, unter dem Kinne habe, und die von einer der Mishandlungen herrühre, die ihm sein Wächter Simon, während der Gefangenschaft im Tempel, zugefügt. Sie wurde sofort constatirt. Dann sprachen der Prinz und Martin ungefähr eine Stunde lang heimlich miteinander. Als sie wieder in der Mitte ihrer Freunde erschienen, trugen ihre Züge noch die Spuren einer tiefen Bewegung und geflossener Thränen. Martin sagte, mit strahlender Stirn und mit der Miene einer übermenschlichen Güte: „Wohl ist er es und es gibt keinen andern." Dann trennten sie sich.

Nach seiner Rückkehr von Paris berichtete Martin dem Pfarrer Appert alle Einzelheiten der stattgehabten Zusammenkunft, und versicherte ihm: der Prinz habe ihm Umstände mitgetheilt, die nur er, Martin, durch Offenbarung kenne; sowie er ihn erblickt habe, habe er ihn beim Namen genannt [1]), weil er in ihm einen wohlthätigen Genius wiedergefunden, der ihm, im Lauf seiner peinlichsten Unfälle, oftmals im Traume Nachrichten und Tröstungen ertheilt habe; der Sohn Ludwig's XVI., mit welchem Gott augenscheinlich Großes vorhabe, sei mit übernatürlichen Einsichten begnadigt.

---

[1]) Das war nicht zu verwundern, da der Prätendent jedenfalls Martin's Ankunft erwartete.

Von dieser Zeit an soll nun aber Martin zahlreichen Intriguen von Seiten derer ausgesetzt gewesen sein, denen das Auftreten des Prätendenten und alles, was den Glauben an ihn unterstützen konnte, zuwider waren. Man habe ihn mit List, Schmeichelei, Lügen umdrängt. Man habe Briefe in seinem Namen gefertigt, worin er seine Anerkennung des Prinzen widerrufen habe, und habe sie heimlich verbreitet. Endlich sei man weiter gegangen, bis die Sache dem guten Martin das Leben gekostet habe.

Hier kommen nun wieder entgegengesetzte Angaben. Der Vicomte von Rochefoucauld erzählt: „Martin der Seher und der angebliche Vorläufer des angeblichen Ludwig's XVII. war in den ersten Tagen des März 1834 gestorben.[1] Der arme und einfache Landmann hatte seit der Revolution von 1830 kein ruhiges Leben geführt; im Gegentheil hatte er sich zuletzt Spöttereien, Beleidigungen und endlich den Angriffen und Steinwürfen der Kinder von Gallardon, die ihn unablässig verfolgten, ausgesetzt gefunden. Er verließ nun die Gegend und erschien nur von Zeit zu Zeit wieder daselbst, indem er sich ohne Zweifel mit seiner eigenen Sicherheit und mit den Angelegenheiten Ludwig's XVII. beschäftigte, den er wiedergefunden zu haben behauptete. Kurz vor seinem Tode war Martin nach Chartres gekommen, wo er, nachdem er einige Tage krank gewesen, fast plötzlich verschieden war. Sein Leichnam war nach Gallardon gebracht worden, und die königliche Persönlichkeit, die sich in der Umgegend befand und von Martin's Tode benachrichtigt worden war, hatte sich sehr schnell dorthin begeben. Bei der Rückkehr behauptete er (der Prätendent) anfangs, Martin sei vergiftet, später, er sei erdrosselt

1) Nach Gruau de la Barre starb er dagegen am 8. Mai 1834.

worden, das eine wie das andere mit gleich wenig Ursache, Grund und Wahrscheinlichkeit. Der Leichnam Martin's wurde ausgegraben und geöffnet, und nichts ergab die mindeste Spur eines gewaltsamen Todes."

Anders freilich Herr Gruau de la Barre, der die Geschichte in folgender Weise erzählt, die wir jedoch nur im Auszuge wiedergeben können, da er, wie überall, auch bei dieser Sache sehr weitschweifig und mit einem Mangel an Uebersichtlichkeit schreibt, der fast wie absichtlich aussieht. Nach seiner Darstellung hatte Martin mit dem Prätendenten eine Danksagungswallfahrt zu Notre-Dame von Chartres verabredet, und eine Gräfin von V. hatte sich bereit erklärt, den Prinzen in ihrem Hotel zu empfangen. Auch Martin, der zuerst in Chartres eingetroffen war, fand bei der Gräfin Aufnahme und wurde mit größter Aufmerksamkeit behandelt. Als dagegen der Prätendent erschien, ward er nicht angenommen. Martin hat darüber geschrieben: „Anlangend die Reise nach Chartres, welche diese Herren [1]) gemacht haben, so habe ich erst im Augenblicke ihrer Ankunft erfahren, was unter diesen Damen, ohne mir davon Kenntniß zu geben, verabredet worden. Wie sie angekommen waren, wollte ich wissen, warum man sie nicht empfangen, und da sie denselben Tag nach dem Frühstück abreisten, hat man sich erklären müssen. Die Damen haben als Grund angegeben: er wäre es nicht; er dürfe nicht verheirathet sein und der Herzog von Bordeaux müßte König sein. Ich habe geantwortet, was Sie schon wissen, daß man mir niemals von dem Herzog von Bordeaux gesprochen hat. Sie haben mir geantwortet, die Herzogin von Berri

1) Der Prätendent und seine Begleiter.

hätte zur Zeit ihrer Entbindung eine Vision gehabt, die ihr verkündigt habe, daß sie einen Prinzen in die Welt setzen werde. Ich habe geantwortet: man habe ihr niemals gesagt, daß dieser Prinz König werden würde." Schon in einem frühern Briefe vom 3. Oct. 1833 schiebt er die Schuld, warum der Adel und die hohe Geistlichkeit den Prinzen nicht anerkennen wollten, auf ihren Hochmuth, der durch die geringen Verhältnisse desselben abgestoßen werde.

Der Prätendent war nicht gefirmelt und hatte das erste Abendmahl noch nicht genossen. Seine lange Haft und sein gezwungener Aufenthalt in protestantischen Ländern hatten ihn, wie seine Anhänger glaubten, von diesen heiligen Handlungen ausgeschlossen. Im Herzen jedoch dem Glauben seiner Väter treu geblieben, hatte er nicht als Gläubiger an den religiösen Acten der verschiedenen christlichen Sekten theilgenommen [1]) und auch seine Kinder davon ferngehalten. Er wünschte nun, das Versäumte nachzuholen, wendete sich deshalb an den Pfarrer Appert, wählte diesen zu seinem Beichtvater und empfing die Unterweisungen dieses Geistlichen. Martin wußte nichts von dem allen [2]), als die Stimme ihm am 4. Nov. (1833?) sagte: „Ihr habt gestern den Rosenkranz für die Person gebetet; er muß sich beeilen, zu thun, was er im Sinne hat; er wird sofort neue Gnadenbeweise

---

1) Die etwas umwundene Ausdrucksweise scheint darauf hinzudeuten, daß er wol an diesen Acten theilgenommen hatte, aber nicht als Gläubiger. In der That wird er z. B. in der protestantischen Kirche getraut worden sein und wird seine Kinder jedenfalls auch protestantisch haben taufen lassen.

2) So heißt es bei Herrn Gruau de la Barre, III, 1, S. 214, ausdrücklich. S. 231 aber erzählt der Prinz selbst, daß Martin ihm, auf Antrieb seines Engels, befohlen habe, jenen Ritus nachzuholen!

empfangen." Herr Appert wurde durch diese Nachricht in seiner Gesinnung für den Prinzen bestärkt, und zeigte im November 1833 dem Bischof von Versailles, Blanquart de Bailleul, an, daß einer seiner Beichtsöhne, ein schon älterer Mann, sich firmeln zu lassen wünsche. Tag und Stunde wurden festgesetzt und der Prinz ließ sich durch Herrn Noël Pasquier in die bischöfliche Kapelle begleiten. Als die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, soll der Bischof, in einer unerklärlichen Verwirrung, statt des Prätendenten, dessen Begleiter, und als dieser, ganz betroffen, wiederholt gesagt habe: „Aber, Monseigneur, ich bin es nicht, ich bin schon gefirmelt," denselben nochmals gefirmelt und sich entfernt haben, worauf Noël ihm nachgeeilt sei, ihn zurückgeholt und der Prinz endlich die Firmelung empfangen habe. Dieser Vorgang mochte aber den Bischof auf die ganze Sache aufmerksam gemacht, er mochte den Namen und die Verhältnisse der Person näher erkundet haben, und die Folge war, daß er den Prätendenten dem Präfecten von Versailles denuncirte. Bemerkenswerth ist dabei, daß Herr Gruau de la Barre selbst sagt, der Präfect habe dem Bischof erwidert: „Seien Sie unbesorgt, dieser Mensch gehört uns an; es ist eine Polizeiintrigue."

Um dieselbe Zeit sollen die Gegner des Prätendenten sich an den bekannten Prinzen von Hohenlohe [1]), der eine Zeit lang als Wunderthäter einen sehr bald verflogenen Lärm machte, gewendet haben, in der Hoffnung, ihn dem Martin entgegenstellen zu können. Martin

---

1) Alexander Leopold Franz Emmerich Prinz von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, geb. zu Kupferzell 17. August 1794, gestorben, als Bischof von Sardicá, Großpropst zu Großwardein und Abt von St.-Michael zu Gaborjan, 13. Nov. 1849.

erfuhr die Sache durch die Stimme, die ihm am 25. Dec. (1833?) sagte: „Man hat den Prinzen von Hohenlohe beschickt, um zu erfahren, ob Ihr die Wahrheit sagt, indem Ihr versichert, der wahrhafte Prinz, der über Frankreich regieren und daselbst die Ordnung und den Frieden herstellen soll, wäre endlich bekannt und befände sich gegenwärtig in Paris. Der Prinz hat geantwortet: «Richtet Euch nach dem, was Martin sagt.»" — Der Prinz hatte seine älteste Tochter nach Frankreich kommen lassen wollen, wo eine religiöse Gemeinschaft sich zu ihrer Aufnahme erboten hatte. Martin reiste am 6. Sept. von Gallardon zu dem Prinzen, lediglich um ihn von Seiten der Stimme zu bedeuten, daß er die seiner Familie ertheilten Anweisungen zurücknehmen möge, weil es nicht sicher für seine Kinder sein würde, sich nach Frankreich zu begeben. Er könne sie jedoch diesem nähern, indem er sie in eine katholische Gegend übersiedeln lasse, wo sie in der Religion und deren Ausübung unterwiesen werden würden. Der Prinz soll damals nicht an die Stimme geglaubt [1]), doch aber für gut gehalten haben, sich nach diesen Rathschlägen zu richten, weil — die Freunde Martin's die Einzigen gewesen seien, die ihn mit thätiger Ergebenheit unterstützt hätten. Er habe daher seine Familie nach Dresden dirigirt, und dies habe ihm wichtigen Beistand und sichere Freunde [2]) verschafft. — Am 19. Dec. 1833 soll in dem Zimmer des Prinzen

---

[1]) Trotz der mit Martin gehabten rührenden Unterredung? Der ganze Zug spricht dafür, daß der Prinz doch ein bischen — schlau war.

[2]) Das ist wahr, und ich habe selbst Gelegenheit gehabt, eine achtungswerthe Dame kennen zu lernen, die mit fester Gläubigkeit und inniger, aufopfernder Wärme an der Familie des Prätendenten hing.

während der Nacht ein ganz unerklärliches Ereigniß stattgefunden haben, von dem jedoch nichts Näheres vorliegt, außer soweit es scheint, daß ein brennendes Licht dabei im Spiele war. Martin schrieb am 22. darüber: „Die entzündete Kerze bedeutet das Licht, das der Prinz empfangen hat und von dessen Gebrauch er Rechenschaft zu geben haben wird.“ So schrieb er auch am 23.: „Es ist dem Prinzen etwas sehr Außerordentliches begegnet, das ich Ihnen nicht bezeichnen kann, da dies zu lang sein würde. Die Sache ist sehr auffällig und man sieht, daß der gute Gott sich mit ihm beschäftigt. Beten wir alle, indem wir den Willen Gottes erwarten.“ — Am 27. Dec. verkündete die Stimme Martin die neuen Unannehmlichkeiten, die den Prinzen erwarteten, und daß er sich gegen das Ende von fast allen seinen Freunden verlassen sehen würde. Zugleich theilte sie ihm Dinge mit, die sich in der Stunde der Offenbarung zu Paris zutrugen.

Am 1. Jan. 1834 schrieb Martin: „Ich habe einen Befehl empfangen, zu Chartres eine neuntägige Andacht abzuhalten. Sie werden den Prinzen benachrichtigen ... M. wird Ihnen gewiß gesagt haben, daß man Mittel ergreifen wird, um meine Beseitigung zu versuchen, denn man fürchtet, ich möchte entdecken, was man im Verborgenen betreibt. Ueberdem wird man dem Prinzen sagen, ich sei nicht so nöthig, als man denke. Beten wir inzwischen für Frankreich und für die Ungläubigen, die nur auf ihre Interessen sehen.“ — Am 29. Jan. 1834 schrieb er, mit Bezug auf die von dem Bischof von Versailles gemachte Denunciation: „Folgende Worte sind in diesem Augenblicke an mich gerichtet worden: «Man findet nirgends geschrieben, daß Jesus Christus und seine Jünger jemand angegeben hätten, und man sieht, daß die Fürsten

der Priester Jesus Christus und seine Jünger bis zum Tode verfolgt haben. Man ist immer der Wahrheit entgegen gewesen und man macht sich blind, um das Licht nicht zu sehen; denn man hat immer die Finsterniß vorgezogen, und man glaubt sein Gewissen in Sicherheit; alles wird sich erfüllen.» Ich weiß nicht, ob ich alles in rechter Ordnung vorbringe; aber man hat in strengem Tone gesprochen, wie man sagte: alles wird sich erfüllen." Mündlich setzte er hinzu, die Stimme habe den Prälaten für sehr schuldig erklärt.

Am 5. Febr. 1834 schrieb Martin: „Vorigen Montag (3. Febr.) ist mir angezeigt worden, ich müßte neun Tage lang, von nächstem Sonnabend an, des Morgens das Veni Creator, am Nachmittag den Rosenkranz, gegen Ende des Tages das Lied des Zacharias: Benedictus hersagen. Ich benachrichtige Sie davon, damit Sie alle die in Kenntniß setzen, von denen Sie wissen, daß Sie die Absicht haben, diese Gebete anzustellen. Ich glaube, daß wir, oder auch der Prinz, bald erfahren werden, was gegen die Verfolgungen, die man gegen uns anstellt, zu thun ist." — Am 19. schrieb er: „Ich habe zu Chartres mehrere Geistliche gesehen, die über die Gebete, deren Hersagen mir befohlen worden, sehr betroffen waren; besonders über das Veni Creator und das Benedictus, welche den Erlöser rufen, damit er die Völker aus dem Schatten des Todes rette. Sie sagen, der Wahn mache keine Dinge vernehmen, die nur geeignet wären, ihn zu vernichten, und jenes Lied habe die Ankunft Jesu Christi verkündigt. St.-Johannes der Täufer hat ihn gleichfalls verkündigt und hat ihn überdem mit den Worten gezeigt: «Dieser ist es», und Sie glauben, man könne heute sagen, was ich immer gesagt habe: er lebt, er wird kommen, und daß ich auch gesagt habe:

hier ist er. Folgendes ist mir am neunten Tage, welches Sonntag der 16. Febr. war, wo ich um 5 Uhr an der Messe theilnehmen sollte, zu Chartres begegnet. Ich hatte am Abend vorher bestellt, daß man mir Licht bringen und die Thüre öffnen sollte, und ich hatte empfohlen, mir das Licht ein wenig vor 5 Uhr zu bringen, um mich nicht zu versäumen. Man antwortete mir, ich könne sicher sein, daß man es nicht vergessen würde. Um 5 Uhr des Morgens zündete man mein Licht an, das bei mir auf meinem Nachttische stand. Die Person ist eingetreten, ohne die Thüre zu öffnen [1]), und um mir merken zu lassen, daß es wirklich eine Person sei, hat man die Thüre beim Hinausgehen geöffnet und mit Gewalt zugeschlagen. Ich habe mich sogleich angezogen, nahm mein Licht, ging hinunter und rief die Köchin, die noch nicht aufgestanden war. Wie verwundert war sie, als sie sah, daß ich bereit war, in die Messe zu gehen, und daß mein Licht angezündet war. Sie fragte mich, wer mir Licht gegeben habe, und ich antwortete, daß ich nichts davon wüßte. Im ersten Augenblicke hat sie gedacht, die Frau vom Hause hätte ihre Zofe geschickt, und ich ging in die Messe, ohne mehr darüber zu wissen. Nach meinem Weggange haben sie sich aber gefragt, wer es gewesen sei. Es war niemand von ihnen, und ich hatte gesagt, daß ich die Frau nicht kennte. [2]) Alle Thüren waren verschlossen; wie hätte die Sache zugehen sollen? Im Hause schlief alles, und erst durch mich ist alles aufgeweckt worden. Erst am

---

[1]) D. h. ohne daß der wahrscheinlich eben erst erwachende Martin das Oeffnen der Thüre gehört hätte.

[2]) Martin hatte beim Fortgehen der Person bemerkt, daß sie weiß gekleidet war.

zweiten Tage wurde mir gesagt: das Licht sei nicht von denen im Hause, sondern von denen gekommen, die es durch die vorgeschriebenen Gebete von dem Heiligen Geiste erlangt hätten. Diese Gebete sind angeordnet worden, um die Erleuchtung des Heiligen Geistes auf die Person zu lenken, welche die Ordnung herstellen wird, vorher aber große Unannehmlichkeiten durchmachen muß. Es wird große Züchtigungen geben und die Drangsale werden schrecklich sein; die königliche Familie ist für alle die Uebel, welche eingetreten sind, und für die, welche noch kommen sollen, verantwortlich."

Bald nach diesem Vorgange erhielt Martin, für sich und seine Freunde, Befehl, wieder eine neuntägige Andacht zu halten, welche Montags den 17. März 1834 anheben und den 26. schließen sollte. „Ich muß", schrieb er, „täglich den 36. und 27. Psalm (der Vulgate) hersagen. Ich denke, nach dieser neuntägigen Andacht wird der Prinz einige Nachrichten bekommen. Ich weiß nicht, warum man mir diese Psalmen aufgegeben hat, wobei man mich anwies, mit dem 36. zu beginnen." — Am 26. März, an dem Tage, wo die neuntägige Andacht schloß, sprach die Stimme zu ihm: „Das Werkzeug, das über die große prächtige (Stadt?) erhoben ist, hält sich nur noch an einem Haar." — Am 29. März, als Martin in der Kathedrale von Chartres betete, sagte die Stimme: „Der Himmel zürnt," und fügte, nach einigen auf den Prinzen bezüglichen Mittheilungen, hinzu: derselbe müsse seinen Plan, seine Rechte dem Herzog von Bordeaux zu vermachen, aufgeben.

Während jener letzten neuntägigen Andacht nun soll Martin einer ihm ganz neuen Verfolgung unterlegen haben, deren Urheber ihm bis an seinen Tod unbekannt geblieben. Er selbst erzählte am 2. April 1834: „Sie

wissen, daß ich in Chartres gewesen bin, um die neuntägige Andacht der Psalmen zu halten. An dem Tage, wo sie schloß, habe ich das Heilige Abendmahl genossen. In der Nacht bin ich durch den Teufel gequält worden. Ich habe nichts gesehen, aber man hat zu mir gesprochen und man hat mir gesagt, ich müsse aufgeben, was ich gesagt hätte, sonst würde ich keine Ruhe haben. Es hat noch drei Nächte gedauert." — Die Sache war in dem Hause jener Gräfin von B. vor sich gegangen, und war damals ohne größern Nachtheil für ihn abgelaufen. Indeß schon am 8. April 1834 erhielt er wieder Befehl, eine neuntägige Andacht zu halten, und schrieb darüber: „Ich soll neun Tage lang das Domine non secundum, den 19. Psalm, Exaudiat te Dominus in die tribulationis sagen, vom nächsten Sonnabend (12. April) angefangen. Sonnabend also werde ich in Chartres sein, denn ich muß der Messe beiwohnen, und Sie sehen, daß man uns nicht lange feiern läßt. Ich glaube, daß es während oder nach dieser neuntägigen Andacht neue Mittheilungen geben wird." Gleich nach Empfang des Befehls sagte Martin zu dem Pfarrer Appert: man habe ihm zu verstehen gegeben, daß dies die letzte neuntägige Andacht wäre, die ihm vorgeschrieben würde. Sie traf übrigens mit den Aufständen in Lyon und Paris und mit der königlichen Ordonnanz zusammen, welche die Angeklagten vor den Pairshof verwies, und am 19. April 1834 sagte die Stimme zu Martin: „Der Gouverneur hat seine Verurtheilung unterzeichnet, und ... Es wird nicht lange mehr währen."

Martin ging diesmal nicht ohne trübe Ahnungen nach Chartres und sagte zu seiner Frau beim Abschied: „Ich weiß nicht, was mir begegnen wird; aber der Wille Gottes geschehe!" Wie er die neuntägige Andacht be-

endigt hatte, fand er sich plötzlich von furchtbaren Schmerzen ergriffen, und hörte nächtlich eine Stimme ihm zurufen: diese Schmerzen würden nicht aufhören, solange er nicht alles widerrufe, was er vorhergesagt habe. Dies dauerte neun Tage hintereinander. Die Gräfin V. soll sich seinem Wunsche, ärztlichen Beistand zu bekommen, nicht gefügt haben, ungeachtet täglich ein Arzt ins Haus kam.[1]) — Am 6. Mai 1834 schrieb er an eine Dame: „Sie müssen verwundert sein, daß Sie so lange nichts von mir gehört haben. Ich denke, Sie wissen, was mir begegnet ist, denn ich habe eine Person, die nach Chartres gekommen ist, gesprochen und es ihr gesagt ... Der Schweiß war so stark, daß ich im Bette bleiben mußte; man wechselte mir täglich sowohl die Bett- als die Leibwäsche. Ich hoffe aber, in einigen Tagen von jetzt ab aufs Land gehen zu können. In der Lage, wo ich mich befand, glaubte ich nur neun Tage in diesem Zustande zu sein, aber sie haben sich verdreifacht, denn ich bin seit dem 12. April darin. Ich werde nicht vor dem 9. oder 10. Mai abreisen können. Ich erzähle Ihnen nicht, was ich in den Augenblicken der Krisis gelitten habe; ich glaubte, man zerschmettere mir den Leib. Ich konnte nicht trinken, keine Fleischbrühe genießen; ein brennender Durst klebte mir die Zunge an den Gaumen. Man konnte mich nicht ohne Thränen ansehen. Ein Glück, daß mein Kopf nicht angegriffen war. Wenn ich aufs Land zurückgekehrt bin, werde ich Ihnen später in Ruhe das Einzelne mittheilen."

Dies schrieb er am 6., wo sein Zustand wesentlich

---

1) Warum blieb Martin im Hause der Gräfin? So krank scheint er nicht gewesen zu sein, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, es zu verlassen. — Uebrigens ergibt sich später, daß ihn doch ein Arzt besucht hatte.

gebessert zu sein schien, und am 8. war er plötzlich gestorben. Dies in der Nacht vor seiner beabsichtigten Abreise. Es soll keine Leichenschau stattgefunden und sein Tod dem Beamten der Civilstandsregister nicht angezeigt worden sein. Man habe, heißt es, die Witwe kommen lassen und ihr zugemuthet, die Leiche heimlich mit fortzunehmen, was sie jedoch verweigert habe. Dann habe man die Leiche auf einen Karren geworfen und des Nachts 1 Meile über Gallardon hinaus, zu einem Verwandten Martin's, dem Pfarrer von Bleury, geschafft, dem man angesonnen habe, er solle angeben, daß Martin bei ihm gestorben sei. Als der Pfarrer diesen Vorschlag mit Unwillen zurückwies, wären die Beauftragten genöthigt gewesen, die Leiche nach Gallardon zu schaffen, wo sie sie gelassen hätten. Dieselbe sei bis zur Unkenntlichkeit geschwollen gewesen und das Blut aus Mund und Nase getreten. Es soll der Familie Mühe gemacht haben, eine obrigkeitliche Leichenöffnung zu bewirken, die durch einen Arzt, 17 Tage nach dem Tode, 15 nach der Beerdigung Martin's, vorgenommen wurde, und eine starke Blutanhäufung in den Lungen, sowie die Spuren einer heftigen Entzündung vom Magen an bis zum Ende des Darmkanals ergeben haben soll. Herr Gruau de la Barre gibt jedoch, statt des Befundprotokolls, nur einige Aussagen eines der Aerzte [1]), eines Friedrich Duval, Arztes an der Madeleine Bouvet im Departement der Orne. Dieser soll ihm 1836 versichert haben, Martin sei erst in kleinen Dosen vergiftet und schließlich erstickt worden. Derselbe Duval hatte Martin gegen Ende April,

1) Dieser scheint jedoch, was wohl zu merken, im Auftrag des Prätendenten zugegen gewesen zu sein. S. Gruau de la Barre, Louis XVII, III, 1, S. 241.

wo die Anfälle bereits vorüber waren, besucht[1]) und über den damaligen Befund liegt ein ausführliches Zeugniß vor. Es heißt darin: „Er war, infolge der überstandenen Schmerzen, blaß und mager, von mittlerer Größe, aber gut gewachsen, der Hals mehr lang, als kurz, von trockenem und nervösem Temperament, für gewöhnlich heiter, gleichmüthig und von sehr geregelter Lebensweise. Seine Beschwerden hatten in einer innern Hitze bestanden, die er im Magen empfand, und aus der ein verzehrender Durst entstand, während, wenn er trank, die Schmerzen zunahmen; auch hatte er heftige Schmerzen empfunden, wie er sagte in der Brust, in der That aber, da das Athmen frei geblieben war, im Magen. Ferner war es ihm gewesen, als wenn man ihm die Nägel an den Fingern abrisse, und ähnliche Schmerzen hatte er an den Beinen gefühlt, wie er denn auch noch mit dem linken Beine hinkte und nur mit Mühe im Garten umherging."

Derselbe Arzt, der sich sehr für Martin interessirt zu haben scheint, soll schon 1834 dem Pfarrer Appert auch versichert haben: er habe Gelegenheit gehabt, einige Tage nach Martin's Tode dessen Beichtvater zu sprechen, und habe ihm sein Bedauern über das vorzeitige Ende des braven Mannes ausgedrückt; der Beichtvater, von welchem nämlich behauptet wird, daß er gleichfalls in Martin gedrungen habe, seine Behauptungen zu widerrufen, habe kalt geantwortet, es sei ein Glück, daß Martin gestor-

1) Es bleibt freilich zweifelhaft, ob als Arzt, oder nur als Freund. War er vielleicht die Person, von welcher Martin in seinem letzten Briefe schrieb, daß sie ihn besucht habe? Dann würde sich ergeben, daß er schon vorher zu dem Kreise der Martinisten gehört hatte. Und in der That zeigt sich weiter, daß er ein Freund einer Dame war, bei welcher der Prätendent sich aufhielt.

ben sei, da er sonst noch vielen die Köpfe verdreht haben dürfte.

Wir gestehen, daß uns die Ermordungsgeschichte schon an sich sehr zweifelhaft gewesen ist, und das verdächtigste in den thatsächlichen Umständen, die Versuche einer heimlichen Beerdigung, überhaupt den Wunsch, das Ableben Martin's im Hause der Gräfin geheim zu halten, haben wir uns einfach daraus erklärt, daß die Gräfin ihre sehr triftigen Gründe gehabt haben mag, ihren Verkehr mit Martin nicht zur Kenntniß der Behörden kommen zu lassen. Dasselbe kann sie auch abgehalten haben, ihn durch einen Arzt besuchen zu lassen. Aber wie dem auch sei, die Geschichte wird uns vollends zweifelhaft und zugleich der Prätendent im höchsten Grade verdächtig, wenn wir diesen nun selbst erzählen hören, welche Beweise er für die Ermordung Martin's erlangt haben will. Denn wie der Prätendent bei dieser Gelegenheit versichert: bei seiner ersten Zusammenkunft mit Martin habe er diesen daran erkannt, daß sich an dessen Seite ein Genius befunden habe, der ihm selbst, dem Prinzen, in Preußen oftmals im Traume erschienen sei, nur daß er in Paris schwarze Haare gehabt habe, in Preußen blonde [1]), so läßt er sich nun die Ermordung Martin's durch niemand anders, als — durch diesen selbst berichten. Er war allein in dem Hause einer treuen Freundin, der Madame Pasquier; alles war in die Messe gegangen, und nur ein großer Hund theilte seine Einsamkeit. Als er nun in die Küche hinunterging, seinen Kaffee zu holen, sah er mit Staunen und Schrecken den abgeschiedenen Martin auf einem Stuhle am Feuer sitzen. Im ersten Augenblicke glaubte er, die Todesnachricht sei

---

1) Er hat sich also nach der Landesart gerichtet.

eine Täuschung gewesen und er habe den lebenden Martin vor sich, weshalb er auf ihn zueilte, ihn zu umarmen, Martin aber rief ihm zu: „Rühren Sie mich nicht an, Sohn Ludwig's XVI.; denn man hat mich um Ihretwillen ermordet." Der aus dem Jenseits Zurückgekehrte erzählte ihm nun ausführlich den ganzen Hergang seiner letzten Wochen, wie der Beichtvater ihn im Beichtstuhle zum Widerruf gedrängt habe und ihn selbst durch Verweigerung der Absolution dazu habe zwingen wollen; wie derselbe ihm eingeredet habe, der Teufel quäle ihn nächtlich, während die Schmerzen, die er erlitten, doch vielmehr von einem Gifte hergerührt hätten, das man seiner Speise beigemischt habe; wie dann eine Stimme durch die Mauer, an der sein Bette gestanden, gekommen sei, und wie er mit dieser Stimme capitulirt und disputirt habe [1]), und wie endlich zwei Unbekannte [2]) gekommen seien und ihn in seinem Bette erstickt hätten. Nach diesen Mittheilungen, welche nichts enthielten, was nicht auch lebende Menschen — sich ausdenken konnten, erhob sich Martin's Geist ein wenig von der Erde und ging in ein kleines Cabinet neben der Küche. Als der erschrockene Prinz nach einigen Secunden denn doch den Muth faßte, ihm zu folgen, war er verschwunden. Der Prinz, dem das Kaffeetrinken vergangen war, erzählte den Hergang dem Pfarrer Appert, und einige Tage später theilten sie die Sache eben jenem Arzte Duval mit [3]), der dann auch den Aerzten beigegeben wurde, welche die Oeffnung vornahmen. Behauptet wird dann weiter, die Aerzte

---

1) Wer die Stimme gewesen, scheint er auch nach dem Tode nicht gewußt zu haben, sagt es wenigstens nicht.

2) Auch jetzt noch?

3) Dieser konnte nun gut die Todesart Martin's errathen, da er so authentische Quellen hatte!

hätten einstimmig das Vorhandensein verdächtiger Symptome erklärt; die Behörden hätten aber keine Rücksicht darauf genommen. Ein Actenstück ward jedoch nicht darüber beigebracht, und es bleibt eben Behauptung desselben Mannes, der jene Wundergeschichte vorträgt.

Wir sehen in Martin eine Art Geisteskranken, dessen Leiden mit den ersten vermeintlichen Visionen anhob, bei denen ihm doch nur Dinge entdeckt wurden, die sich in seinem eigenen Kopfe erzeugen konnten, und vielleicht durch gelegentliche, von ihm selbst nicht beachtete Einflüsterungen Solcher, die ihn zum Werkzeug benutzten, vervielfacht wurden. Von den Vorhersagungen des angeblichen Engels, die, wie dessen Aeußerungen überhaupt, nicht ohne Widersprüche und zum großen Theil sehr vag und inhaltsleer sind, ist eigentlich nichts in Erfüllung gegangen, als der Zutritt zum König, und dieser wurde zuletzt durch die Vorhersagung selbst bewirkt. Die Mission hat so gar keinen Erfolg gehabt, daß schon dies ihre übernatürliche Veranstaltung sehr zwecklos erscheinen ließe. Das Verfahren der Behörden dabei erscheint ganz sachgemäß, und Herr Royer-Collard hat den guten Martin wol sehr richtig beurtheilt, als er der Erklärung des Wahnbildes, daß es nicht wiederkommen werde, keinen Glauben schenkte, sondern es dem Manne ansah, daß die angefangene Geschichte ihren Fortgang nehmen werde. Die Erzählungen über die Unterredung mit Ludwig XVIII. betrachten wir sämmlich als apokryph, oder doch als tendenziös interpolirt, und nicht unwahrscheinlich ist uns, daß der König in der That später mit ungefähr solchen Empfindungen an die Unterredung zurückdachte, wie ihm in den ihm zugeschriebenen Memoiren beigelegt werden. Möglich übrigens, daß Martin in seiner mysteriösen Rede durch Zufall auf etwas geführt

ward, das in die Seele des Königs einschlug und in ihr widerklang. Wäre Martin, nachdem er seinen Auftrag an den König erledigt hatte, in völliger Ruhe gelassen worden, so möchte sich die gesunde Verfassung seines Geistes vielleicht wiederhergestellt haben. Indeß mag theils die stattgehabte Unterredung mit dem Könige denn doch einen unverwischlichen Eindruck hinterlassen, theils mögen die Aufmerksamkeiten, Beobachtungen, Ausfragungen, denen er auch weiterhin ausgesetzt blieb, das ihre gethan haben, seinen Geist in steigendem Grade zu verwirren, ihm jedenfalls die unruhige Erwartung einzuflößen, ob sein Verkehr mit höhern Mächten nicht abermals anheben werde, und eben damit den Wahn hervorgerufen haben, der ihn die eignen, ihm durch den Geist fahrenden Gedanken als Worte einer geheimnißvollen Stimme vernehmen ließ. Wer kann es wissen, von welcher Seite aus ihm dabei der Gedanke an den Sohn Ludwig's XVI. in den Sinn gebracht worden, und sein Verstricktwerden in die hierauf bezüglichen Umtriebe hat wol wesentlich dazu beigetragen, ihn immer mehr in seinem Wahne, an dessen Nährung wol auch, wie so oft, eine entschuldbare Eitelkeit ihren Antheil gehabt hat, zu befestigen. Ob die Beschickung durch Karl X. begründet ist, wissen wir nicht und würden, um an dieselbe zu glauben, andere Zeugnisse brauchen, als das des Herrn Gruau de la Barre. Wäre sie begründet, so würde sie nicht für die Mission des Martin sprechen, wohl aber ein Zeugniß bieten, an was für schwache Stützen der unglückliche Monarch in seiner Noth sich anklammerte, nachdem er soviel näher liegende und wirksamere Schutzmittel vernachlässigt hatte.

Miscellen.

1. Die Wallfahrt nach Niklashausen.

In der gährenden Zwischenzeit zwischen den Hussitenkriegen und der von Luther, Calvin und Zwingli geleiteten großen Kirchenbewegung, einer Zeit, wo das Vorhergegangene mannichfach nachzuckte und das zu Erwartende mehrfach vorspielte, lebte in der Gegend von Wertheim ein junger Hirte, Hans Böhm [1]), im Volksmunde kurzweg Henselin, auch Pfeiferhänsle, geheißen, der in dem Dorfe Helmstedt wohnte und, neben seinem Alltagsberuf, in den Herbergen die Pauke schlug, den Gästen lustige Lieder sang und an Feiertagen dem Landvolk zum Tanze aufspielte. Er soll von Jugend auf für halb blödsinnig gegolten haben, nicht im Stande gewesen sein, zusammenhängend zu denken und zu reden, und war jedenfalls, wie sich später herausstellte, weder in dem christlichen Glauben unterrichtet, noch auch nur mit dem Vaterunser bekannt. In jener Zeit war das großartige Wirken des Barfüßers Johannes Capistranus des Heiligen, welcher jahrelang mit feuriger Beredsamkeit das Kreuz gegen Hussiten und Türken gepredigt und zuletzt noch durch seinen eigenen begeisterten Heldenmuth in der That Belgrad vor den Türken gerettet hatte, im Jahre 1456 aber gestorben

1) Auch Behem, Beheme, Beham, Beheim, Behaim, Böheim, jedenfalls ein Name, der ihm nach dem Lande, aus dem er oder seine Vorfahren gekommen sein mögen, beigelegt ward.

war, noch lebhaft im Gedächtniß des Volkes, auf das er bei seinen Lebzeiten gewaltigen Eindruck gemacht. Auf jenen Hirten hat er noch nach seinem Tode gewirkt, wenn es wahr ist, daß zunächst eine zufällige Kunde, wie Capistran geboten habe, allen Schmuck, Seide und sonstige Hoffahrt abzulegen, Musik und Spiel zu meiden, Würfel und Spielkarten zu verbrennen, das Pfeiferhänsle plötzlich zu dem Entschluß vermocht habe, seinem zeitherigen Leben zu entsagen und sich zum Bußprediger aufzuwerfen. Böhm selbst allerdings trat von vornherein mit einer andern Version seiner Bekehrung auf, welche offenbar erfunden oder erträumt war, und da er, nach allen Nachrichten, von Andern, die hinter ihm standen, geleitet ward, so könnte man auf den Verdacht kommen, daß auch Capistran nur ein Vorwand gewesen sei, und würde die Frage bleiben, ob Böhm von vornherein als ein Werkzeug Anderer aufgestellt, oder nur von ihnen dazu benutzt worden sei, nachdem er sich auf eigene Hand zum Bußprediger aufgeworfen. Freilich müßte man im erstern Falle annehmen, daß auch seine ganze vorherige Einfalt Verstellung gewesen, wie das in jener Zeit bei Leuten seines Schlages, welche sich davon nährten, daß sie Andern zur Kurzweil dienten, nicht selten der Fall war, und wie ja die sogenannten Hofnarren wol zumeist nur verstellte Narren waren.

Wie dem auch sei, um Mitfasten, den 24. März des Jahres 1476 verbrannte Böhm in dem Dorfe Niklashausen [1]) bei Wertheim, vor der durch ein wunderthätiges Gnadenbild der heiligen Jungfrau ausgezeichneten und schon seit 1354 mit einem Ablaß begnadigten Wallfahrtskirche, feierlich seine Pauke, und erklärte nun, im Einverständnisse mit dem Ortspfarrer, dem herbeiströmenden Landvolk: während er in einer Samstagsnacht das Vieh gehütet, sei ihm die heilige Jungfrau in himmlischer Glorie erschienen, was sich dann drei bis viermal wiederholt habe. Sie habe ihn zu ihrem Propheten erkoren, ihn ermahnt, von seinem sündlichen Treiben abzu-

1) Unter dem Schlosse Gamberg, zwei Stunden von Wertheim gelegen, jetzt zu Baden gehörig.

stehen, und zum Zeichen die Pauke zu vernichten, ihm auch aufgetragen, das Volk, statt demselben ferner zum Tanze aufzuspielen, aus dem reinen Worte Gottes zu belehren. Niklashausen sei zu dem Gnadenorte ausersehen worden, an welchem Maria durch ihre Fürbitte über die ganze Welt Segen verbreiten und allen andächtigen Besuchern der ihr geweihten Kirche vollkommene Vergebung ihrer Sünden vermitteln wolle. Gott habe die Welt mit harter Strafe heimsuchen wollen, Maria aber dies, durch ihre Fürbitte, unter der Bedingung abgewendet, daß man nach Niklashausen wallfahre, wo allein sie gnädig sein wolle, wo allein ein Ablaß sei. Im Tauberthale sei mehr Gnade, als zu Rom oder sonstwo. Wer dort sterbe, fahre von Stund an gen Himmel, welche Gnade auch die Kinder erlangten, die die Kirche nicht besuchen könnten.

Er fuhr nun an folgenden Sonn- und Feiertagen mit seinen Vorträgen fort, und ermahnte: allen eiteln Kleiderschmuck, goldene Halsgeschmeide, seidene Gewänder, spitze Schuhe abzulegen. Soweit hörte sich die Sache noch ziemlich unverfänglich an. Aber bald mischte er auch Ansichten ein, hinsichtlich deren man annehmen muß, daß er sie entweder, trotz des Pfarrers, auf eigene Hand, oder auf Eingeben Anderer, vorgebracht habe, oder daß jener Pfarrer ein sehr besonderer Mann gewesen sei. Er verwarf die Lehre vom Fegefeuer. In heftigen Vorwürfen und Anklagen gegen die Geistlichkeit, ein bereits sehr populäres Thema, ging er so weit, zu erklären: es werde bald dahin kommen, daß alle Priester getödtet würden, und wer dreißig Priester getödtet habe, dem werde es zum größten Verdienste angerechnet werden. [1]) Das Reich Gottes auf Erden stehe bevor. Es werde fortan weder Papst, noch Kaiser, weder geistliche, noch weltliche Fürsten mehr geben, keine Obrigkeit und kein Unterschied der Stände mehr sein. Alle Menschen würden wie

---

1) Er scheint übrigens dadurch noch mehr gegen die Geistlichen aufgeregt worden zu sein, daß dieselben von dem Ketzerischen seiner Lehren gesprochen und ihm den Feuertod prophezeit haben mochten.

Glieder Einer Familie in gleicher Freiheit und Arbeit friedlich zusammenleben und Habe und Erwerb redlich miteinander theilen. Jagd, Weide und Fischfang würden für alle Welt frei sein und jegliche Art von Abgaben für immer aufhören. Es müsse noch dahin kommen, daß Fürsten und Herren ums Tagelohn arbeiteten.

Dergleichen Reden gefielen dem einfältigen Volke natürlich nicht wenig, und der Ruf des neuen Propheten verbreitete sich rasch von Dorf zu Dorf und selbst in ferne Gegenden, zumal auch Sendboten ausgeschickt worden sein sollen. Von dem Fuße der Alpen und den Ufern des Rheins bis zu den Wäldern des Harzes, aus Baiern, Schwaben und Elsaß, der Wetterau, Hessen, Thüringen, Sachsen, Meißen strömten die Wallfahrer herbei, viele plötzlich von der Sucht ergriffen, von der Arbeit fortgelaufen und wie sie gingen und standen dem Seher zuströmend. Häufig sollen an Einem Tage 10000, zuweilen 20000, einigemale 30000 [1]) Menschen in Niklashausen eingetrofen sein. Die Wallfahrer grüßten sich als Bruder und Schwester. Wer kein Zehrgeld hatte, dem halfen die Gefährten durch, oder er fand in den Herbergen freie Zeche. Vielen Scharen von Wallfahrern wurden Fahnen und Paniere vorgetragen, und die Züge stimmten Lieder an, die von den Leitern dieser Bewegung gedichtet und mit Aeußerungen des Hasses und der Drohungen gegen die Geistlichkeit erfüllt waren. Um Niklashausen waren Zelte aufgeschlagen, in denen Wirthe, Köche, Krämer und Handwerker für die Bedürfnisse der Wallfahrer sorgten, die im übrigen auf Wiesen und in den Wäldern schliefen, wobei es nicht ohne mancherlei Unordnung abging. Viele Wallfahrer brachten Wachskerzen, Gold, Kleinodien, Kleidungsstücke und andere Geschenke für die Kirche und für den heiligen Jüngling mit, wie das Pfeiferhänsle jetzt hieß; Geschenke, deren Werth zum Theil erst in der Heimat zusammengebettelt worden.

1) Man hat die Zahl selbst auf 40000, ja für einen Tag auf 70000 angegeben.

Frauen und Mädchen schnitten auch wol ihre Locken und Zöpfe ab und opferten sie auf dem Altar. Dem neuen Propheten wurde die höchste Ehre erwiesen, und jede Sache, die mit ihm in Berührung gewesen, als unschätzbare Reliquie verehrt. Auch an Wundern fehlte es nicht, die sich aber nachmals sämmtlich als unwahr, zum Theil absichtlich erlogen und auf künstlich veranstalteter Täuschung beruhend erwiesen haben. Ein angeblich ertrunkenes Kind, das in Niklashausen lebendig geworden sein sollte, war gar nicht ertrunken, sondern noch rechtzeitig von seinem Vater gerettet worden. Drei ertrunkene Jungfrauen waren nicht lebendig geworden, wie man gesagt hatte, sondern lagen in Niklashausen begraben. Ein angeblich geheilter Lahmer war vorher gerade so gut gegangen wie nachher, wogegen ein angeblich sehend gewordenes blind geborenes Kind nachher nicht besser sah, wie es vorher gesehen hatte. Eine Quelle, welche plötzlich auf einem Berge entsprungen sein sollte, war, nach dem eigenen Geständniß eines Mitwissenden, künstlich hergerichtet worden. Mehrere andere Wunder hatten in betrügerischen Vorgeben schwindlerischer Wallfahrer ihren Grund, die dabei etwas zu verdienen hofften. Das alles kam freilich erst später zu Tage, und in den Zeiten der Begeisterung wurden alle diese Wunder für zweifellos gehalten und erhöhten natürlich den Schwärmereifer, welchen Böhm, bald von einem Fasse, einem Baume, einem Dache oder aus dem Fenster eines Bauerhauses predigend, immer neu anfrischte.

Diese Vorgänge mußten natürlich die Aufmerksamkeit der geistlichen und weltlichen Obrigkeit auf sich ziehen, und riefen ziemlich bald eine nicht unkräftige Thätigkeit derselben hervor, wobei sich namentlich der Fürstbischof von Würzburg Rudolf von Scherenberg [1]) fest und energisch bewies. Der Erzbischof von Mainz, Diether von Isenburg, an den er berichtet hatte, wie an ihn der weltliche Landesherr, Graf Johann von Wertheim, berichtete, ersuchte den Bischof gegen Böhm einzuschreiten. Noch bevor dies geschehen, hatte bereits

---

1) Erwählt 1466, starb 1495.

der Rath der Stadt Nürnberg ein Verbot gegen die Wallfahrten erlassen (12. Juni), welchem Beispiel der Bischof von Würzburg folgte, nachdem vorher auf einer Tagfahrt zu Aschaffenburg energische Maßregeln gegen Böhm und seinen Anhang beschlossen worden. Böhm dagegen, wol auf seinen großen Anhang pochend und dabei erkennend, daß die Sache zum Bruche kommen müsse, hatte am 7. Juli am Schlusse seiner Predigt alle seine Zuhörer männlichen Geschlechts aufgefordert, nächsten 13. Juli bewaffnet zu erscheinen, wo er ihnen auf Befehl der heiligen Jungfrau drei ernste Worte mitzutheilen habe. Auf die Nachricht hiervon schickte der Bischof insgeheim 34 Reisige ab, welche in der Nacht vor dem 13. in Niklashausen anlangten, den Propheten aus dem Bette holten, auf ein Pferd banden und davonführten. Vergebens versuchten die Wallfahrer, deren an 4000 zur Stelle waren, ihren Heiligen zu retten. Als am Morgen immer größere Scharen von Wallfahrern kamen, begaben sich Viele, auf die Nachricht von dem Vorgefallenen, auf den Heimweg. Eine große Masse aber, an 12000 Mann stark, und vier Edelleute und Vasallen des Hochstifts, Kunz von Thunfeld, Einen v. Vestenberg und Zweie v. Stetten, an der Spitze, dabei durch einen Bauer bearbeitet, der den Leuten versicherte, die heilige Dreifaltigkeit sei ihm erschienen und habe ihm befohlen, daß sie mit ihren Wehren vor das Schloß Marienburg ziehen sollten, dessen Mauern wie die von Jericho einstürzen würden, zog in der Nacht gen Würzburg und erschien am Morgen des 14. vor den Wällen der Feste.

Der Bischof schickte ihnen zunächst seinen Hofmarschall Georg v. Gebsattel zu, der aber, als er ihnen Vorstellungen machte, mit Steinen beworfen ward. Etwas ruhiger ward der volksbeliebte Konrad v. Hutten angehört, und diesem gelang es, wenigstens die würzburgischen Unterthanen, über 2000, zur Umkehr zu bewegen. Die Uebrigen blieben und wurden, wie gewöhnlich, in ihrem Uebermuthe bestärkt, als die ersten Schüsse, durch die man sie schrecken wollte, absichtlich so gerichtet waren, daß sie keinen Schaden thun konnten. Als man aber endlich zum Ernst schritt, die Geschütze trafen und die Reiter einstürmten, zerstreute sich alles in tobender

Flucht. Noch verschanzte sich eine Abtheilung in dem Kirchhof zu Waldbüttelbrunn, der jedoch von den bischöflichen Reitern erstürmt ward. 108 wurden gefangen, doch schon nach wenigen Tagen wieder entlassen, und nur zwei Bauern, deren einer bei Böhm's Verhaftung das Pferd eines Reisigen verwundet hatte, der andere aber jener war, der sich für den Boten der heiligen Dreifaltigkeit ausgegeben, mußten mit dem Leben büßen. Böhm selbst soll anfangs alles geleugnet und erst am Tage vor seinem Tode, dann aber vollständig bekannt haben, wurde übrigens als Ketzer und Zauberer zum Feuertode verurtheilt, den er am Morgen des 19. Juli auf dem Schottenanger erlitt. Während der Holzstoß angezündet wurde, stimmte er mit heller Stimme ein Marienlied an, das er aber bald durch ein Jammergeschrei unterbrach, bis der Dampf seine Stimme erstickte. Die Asche des Gerichteten, für welchen Klosterhaft, oder ein Spital das gerechtere Los gewesen wäre, wurde in den Main geworfen. Was mit dem Pfarrer und andern Rädelsführern, dergleichen bald Begharden, bald fahrende Mönche, bald Hussiten genannt werden und mehrere verhaftet worden sein sollen, geworden ist, wissen wir nicht. Von den Edelleuten, die an der Bewegung theilgenommen, weiß man nur, daß sie entkommen waren, daß sich aber Kunz v. Thunfeld stellte und Gnade erhielt. In die Geschenke, die der Kirche von Niklashausen gespendet worden, theilten sich der Kurfürst von Mainz, der Bischof von Würzburg und der Graf von Wertheim. [1])

Das Wallfahrten dauerte, wenn auch abnehmend, noch einige Zeit fort, wie denn die Anhänger Böhm's die Erde der Richtstätte ausgegraben und als Reliquie bewahrt haben sollen. In vielen Staaten und Städten wurden Verbote erlassen, und zuletzt fand man sich veranlaßt, mit Bann und Interdict einzuschreiten (10. Oct.), ja als auch das nicht genug half, die Kirche zu Niklashausen, nach erz-

---

1) Daß die Martinsburg, auf deren Bau der Kurfürst seinen Antheil verwendet hatte, schon 1481 durch Brand zerstört ward, legten die Anhänger Böhm's als Strafe für den Opferraub aus.

bischöflichem Befehl vom 2. Jan. 1477, niederzureißen, deren Wiederaufbau erst 1518 gestattet worden ist. [1])

---

2. Cratz, Oesterling und Ritter.

Der mehrfach in dieser Sammlung (II, 251; X, 43) erwähnte Dr. Joachim Bernhard Cratz, welcher erst auf dem Hohenstein, dann von 1632—1650 auf dem Königstein in Haft gehalten ward, weil er sich 1631, im kaiserlichen Interesse, als Kundschafter bei dem leipziger Convente der protestantischen Reichsstände eingeschlichen, stammte aus einer Familie, die bis an den Anfang des 15. Jahrhunderts zurück verfolgt werden kann, und hauptsächlich in Werben und Stendal blühte, an welchem letztern Orte ein Vetter Joachim Bernhard's, Johann († 1614), gleichfalls als Dr. Jur. lebte und mit Dorothea Schönermark († 1636) einen Sohn Johann Jakob erzeugte, der 1717 als Bürgermeister zu Stendal gestorben ist. Joachim Bernhard war 1585 geboren, ein Sohn des Paul Cratz in Werben und der Gertrud Hindeburg, hatte sich längere Zeit in Frankreich und Italien aufgehalten, Padua dreimal besucht, zuerst um 1608, wo er zwei Jahre daselbst studirt hatte, dann 1612 als Begleiter Georg's v. Winterfeld, und wieder 1618 als Begleiter Theodor's von Quitzow, war in Orleans zum Dr. Jur. U. creirt und am 2. Oct. 1619, durch den Dogen von Venedig, Antonio Priolo, zum Ritter von S.-Marco ernannt worden, dann aber zunächst, als Hof- und Quartalgerichtsassessor in der Altmark und Kastner zu Tangermünde, in kurbrandenburgische Dienste getreten, aus denen er in dänische und

---

1) Näheres, sowie viele Actenstücke, siehe in einem Aufsatze des Dr. K. A. Barack in dem Archiv des historischen Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg, Bd. 14, Heft 3, S. 1 fg. Wir theilen Obiges hier mit, weil es uns zu mehreren in diesem Bande enthaltenen, in einer gewissen inneren Verwandtschaft stehenden Aufsätzen gut zu passen schien.

nachmals, als böhmischer Appellations- und deutscher Lehnsrath, in kaiserliche Dienste übergegangen ist. Die letztern zogen ihm eine Festungshaft von 19 Jahren zu, wobei es verwunderlich bleibt, daß ihm nicht schon bei dem Prager Frieden von 1635 die kaiserliche Intercession, welche erst 1650 eintrat, die Freiheit verschaffte. Er ist zu Prag 1657 gestorben, hat übrigens ein Enchiridion de remissionibus legatorum und ein Viridarium Politicae s. Reipublicae (Venedig 1619) geschrieben. Am 23. Nov. 1619, wo er sonach aus Italien zurückgekehrt sein muß, hatte er sich mit Helene Heydeck (geb. 27. März 1601, † 28. Febr. 1667), der Tochter des kursächsischen Oberhofgerichtsassessors, magdeburgischen Hofraths und mansfeldischen Kanzlers, Dr. Heinrich Heydeck auf Schönau und Pfaffendorf bei Leipzig, verehlicht. Zwei Söhne und drei Töchter dieser Ehe starben in jungen Jahren. Ein überlebender Sohn, Hans Jakob, führte den Adel, war kurbrandenburgischer Kammerrath und Amtshauptmann, besaß Etzien und Pfaffendorf, ist 20. Mai 1706 zu Halle im 86. Jahre gestorben und hat in zwei Ehen [1]) drei Söhne und vier Töchter erzeugt. Von den Töchtern erster Ehe hat Anne Sabine (geb. 9. März 1658) einen Herrn v. Lindenau geheirathet. Eine Tochter zweiter Ehe, Marie Sibylle (geb. 1. Febr. 1667), war erst mit einem Oberstlieutenant v. Meyer, dann mit Einem v. Rauchhaupt auf Hohnstädt vermählt. Von den drei Söhnen zweiter Ehe fiel Johann Heinrich (geb. 1669), als Capitän in venetianischen Diensten, auf Morea. Karl Friedrich auf Mondel, geb. 3. Febr. 1671, trat 1685 in kurbrandenburgische Kriegsdienste, erhielt 1709 eine Compagnie, ward 1710 Major, 1714 Oberstlieutenant, 1721 als Oberster in Ruhestand gesetzt, worauf

---

1) Er vermählte sich: 1) 13. Juni 1655 mit Anna Sabine, einer Tochter Melchior's v. Schlomach auf Melsdorf und Gebersdorf, magdeburgischen Kammerdirectors zu Halle, die, geb. zu Dresden 17. Oct. 1637, am 19. März 1658 im Kindbette starb; 2) 28. Oct. 1662 mit Elisabeth Sibylle, einer Tochter des kurbrandenburgischen Geheimen Raths Johann Georg Reinhard auf Morungen, Dachewitz, Merkewitz.

er in Halle von seinen Salzkoten lebte, und noch 1743 zum Generalmajor ernannt ward. Er starb 7. Sept. 1747 zu Halle, unverehlicht, und hat sein Vermögen der Invalidenkasse vermacht. Der jüngste Bruder, Christian Ludwig (geb. 10. Aug. 1672), starb 1725, als preußischer Oberstlieutenant, zu Berlin.

Noch kommt ein Christian Heinrich Cratz auf Pfaffendorf vor, welcher schwedischer Lieutenant gewesen ist und eine Anna Dorothea Seidel zur Frau gehabt hat, die als Witwe 1656 erst einen schwedischen Lieutenant Christian Pöllner (geb. 21. Jan. 1623, † 7. Aug. 1671) und dann (24. Sept. 1672) einen Advocaten Christ. Schwenck zu Halle heirathete. Wahrscheinlich ist auch dieser ein Sohn des alten Dr. Joachim Bernhard Cratz gewesen. — Die Familie selbst, wenn sie nicht durch Joachim Bernhard's Neffen zu Werben, Hilarius und Joachim, Söhne des 1648 verstorbenen Jakob Cratz, fortgepflanzt worden ist, scheint erloschen.

VII, 41 fg. wird eines schwedischen Obersten Samuel Oesterling gedacht, welcher einen wesentlichen Antheil an Rettung der von Bañer mit der Einäscherung bedrohten Stadt Pirna gehabt und sich überhaupt bei dieser Gelegenheit als ein menschlich fühlender Krieger erwiesen hat. Auch dieser gehörte, wie die Nachkommen jenes Cratz, wenn nicht selbst, doch in seiner Verwandtschaft, der halleschen Pfännerschaft an. Er war der Enkel eines Chirurgus zu Halle, Lorenz Oesterling, der Sohn eines halleschen Worthalters und Kramermeisters Tobias Oesterling († 18. Mai 1647, im 74. Jahre), und der Elisabeth Becker († 18. April 1639, im 70. Jahre), einer Kramerstochter aus Halle, von der vielleicht, da sie älter als ihr Mann war, das Vermögen stammte. Diese Aeltern hatten, außer einer Tochter, drei Söhne erzeugt: Samuel, Christian und Tobias.

Samuel war am 2. April 1604 geboren, stand folglich bei Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges noch im Knabenalter, hat sich aber im Laufe desselben bis zum schwedischen Obersten aufgeschwungen, und ist auch noch gegen Ende des Krieges den Kriegertod gestorben, indem er bei der Ver-

theidigung von Iglau, zu dessen Besatzung er gehörte, am 20. Nov. 1647 gefallen ist. Seine Leiche wurde nach Stettin geschafft, wo sie am 22. Febr. 1648 beerdigt wurde. Am 27. Juli 1643 hatte er sich mit Barbara von Eichstädt (geb. 25. März 1614), einer Tochter des Ernst Dubislav v. Eichstädt auf Küssow und Witwe des schwedischen Oberstlieutenants Gerhard Kuhlmann, verheirathet, die ihm aber 18. Mai 1646, gleichfalls zu Iglau, im Tode vorausging, nachdem sie ihm kurz vorher (29. Jan. 1646), an demselben Orte, einen Sohn geboren hatte. Es war dies Ernst Christian v. Oesterling, der den Adel führte, k. k. Geheimer Rath und mecklenburgischer Generalmajor und Commandant zu Güstrow wurde und, nachdem er sich mit drei Fräuleins aus alten Adelsgeschlechtern vermählt hatte [1]), am 27. März 1709 zu Altenwalde gestorben ist. Zwar hatte er in erster Ehe, neben fünf Töchtern, einen Sohn und in zweiter noch einen Sohn erzeugt. Indeß von den Söhnen überlebte ihn nur der zweite (geb. 24. Juli 1700), der nach dem Großvater Samuel geheißen war, und auch dieser starb schon 1726 kinderlos.

Samuel's Beispiele mochte auch sein nächster Bruder gefolgt sein, indem wir auch Christian Oesterling als schwedischen Oberstlieutenant bezeichnet finden. Dieser hatte jedoch den Krieg glücklich überstanden, und lebte nach dem Frieden als Pfänner zu Halle, wo er sich 17. Juni 1645 mit Marie Elisabeth Rückmann (geb. 30. Juni 1616), einer Pfännerstochter, verehelicht hatte, und als diese am 23. März 1668 starb, ihr in Anne Rosine Klemm, der Tochter eines Oberstlieutenants, eine Nachfolgerin gab. Er scheint bis ans Ende des 17. Jahrhunderts gelebt zu haben. Denn seine Witwe schritt erst 24. Juni 1703 zu einer zweiten Ehe, die sie mit dem Consistorialrath und Professor der

1) Am 29. Dec. 1684 mit Katharine, Tochter Peter's v. Glasenapp, die 29. April 1697 starb, am 25. April 1698 mit Elisabeth Tugendreich, Tochter Joachim Heinrich's v. Wedel auf Cremzo, die 2. Aug. 1700 starb, am 28. Juni 1701 mit Amalie Kunigunde von der Schulenburg, verwitweten Oberst v. Hayn.

Rechte zu Halle Heinrich v. Boden einging. Aus der ersten Ehe waren dem Oberstlieutenant Oesterling fünf Söhne und drei Töchter geboren worden. Nur von dem ältesten Sohne, Christoph Gustav auf Ulstädt (geb. 26. Mai 1646, † zu Ulstädt 29. März 1686), der als Hauptmann in fürstlich sächsischen Diensten gestanden, ist uns bekannt, daß er Kinder erzeugt hat, davon jedoch die drei Söhne alle in jüngern Jahren gestorben. Er scheint auch den Adel geführt zu haben, und jedenfalls vermählte er sich (14. Mai 1677) mit einem adeligen Fräulein, der Sophie Ursula, Tochter Nikolaus Christoph's v. Hühnefeld auf Altenberge und Annen Katharinen v. Neuhaus. Auch eine Schwester von ihm, Esther Sophie (geb. 8. Juni 1652), war seit dem 5. Juli 1680 mit einem Edelmann, Franz Joachim v. Schlabberndorf auf Blankensee, vermählt. Eine andere Schwester, Agathe Elisabeth (geb. 18. Febr. 1650, † 27. Nov. 1731), hatte 15. Dec. 1668 dem halleschen Pfänner Friedrich Wilhelm Crull (geb. 1644, † 16. Sept. 1701) ihre Hand gereicht, und ist 1704 mit ihrem Sohne [1]) und einer Tochter geadelt worden. Ein Bruder, Joachim Christian (geb. 19. Febr. 1648), war dänischer Hauptmann, ist aber unvermählt gestorben.

---

1) Dieser Karl Gustav v. Crull (geb. 26. Oct. 1671, † 31. Dec. 1747) hatte erst in Kriegsdiensten gestanden und lebte dann als Pfänner zu Halle. Er war mit Eva Katharina v. Schlabberndorf verehelicht, die 13. Mai 1738 im 68. Jahre starb, nachdem sie ihm 14. Mai 1707 einen Sohn Otto Adolf Friedrich und 1. Jan. 1713 eine Tochter Agathe Eva Christine geboren, welche letztere sich 25. April 1747 mit Johann Wilhelm v. Raschau auf Nauses vermählte. Auch die geadelte Schwester, Agathe Sophie (geb. 28. Sept. 1687), soll, nach dem Crullschen Stammbaume, einen Schlabberndorf geheirathet haben, scheint uns aber vielmehr jene Agathe Sophie v. Crull aus Merla gewesen zu sein, welche am 20. Nov. 1714 die erste Gemahlin Christian Erdmann Ludwig's v. Werthern auf Wiehe (geb. 10. April 1692, † 1. Jan. 1749) wurde und 12. Juli 1725 starb. Ihr Gemahl wäre dann ein Sohn jenes Johann Friedrich v. Werthern auf Wiehe gewesen, der (geb. 25. Jan. 1665), als Dr. theol. und weimarischer Geheimer Ober-Kirchen- und Consistorialrath und Oberhofprediger, 15. März 1729 starb. (Vgl. III, 513.)

Der dritte Bruder des Obersten Samuel, Tobias, blieb im gewerblichen Bürgerstande und war Worthalter und Kramermeister zum güldenen Arm in Halle, hat aber gleichwol sein Leben nicht so hoch gebracht, wie seine soldatischen Brüder und ist eben an den Folgen des Krieges gestorben, indem er 1636 mit seinen beiden einzigen Söhnen und einer Tochter von der Pest hingerafft wurde. Seine Witwe, Margarethe Appel, die er am 5. Febr. 1627 heimgeführt hatte, überlebte ihn um viele Jahre und ist erst am 6. Oct. 1683 gestorben. Hoffentlich sind ihr die beiden ältesten Töchter, die von der Pest verschont geblieben, zum Troste erhalten worden. — Nach dem allen scheint das Geschlecht der Oesterling im Mannesstamm erloschen. Zwar kommt noch ein Kramermeister Peter Oesterling zu Halle vor († 25. Dec. 1644), der auch einen Sohn Tobias (geb. 9. Oct. 1640) hinterlassen. Es ist aber weder der Zusammenhang desselben mit den Obigen, noch das Schicksal seines Sohnes bekannt.

Gleichfalls dem halleschen Salzgeschlechterkreise gehörte jener Georg Gottlieb Ritter an, der der hauptsächlichste juristische Rathgeber des Großkanzlers Beichling war, in dessen Sturz und Untersuchung verwickelt ward und zugleich mit ihm seine Freiheit wiedererhielt. [1]) Er war vorher sächsischer Hofrath und Vicekanzler und ist 3. Aug. 1727 zu Aurich, als subdelegirter kaiserlicher Commissar, gestorben. Unsere Vermuthung, daß er in dem Spottgedichte auf die Tochter des Oberhofpredigers Dr. Carpzov (VIII, 269) unter dem „Liebsten" derselben gemeint sei, haben wir bestätigt gefunden. Seine Frau, mit der er sich 28. März 1695 verheirathet hatte, war in der That Johanna Elisabeth Carpzov (geb. 31. Dec. 1676), eine Tochter des kursächsischen Oberhofpredigers Dr. Samuel Benedict Carpzov und der Anna Marie Ostermann. Ihre beiden Söhne sind übrigens vor dem Vater gestorben, der eine 1719 als Student zu Wittenberg. Das älteste Kind, eine Tochter, Johanne Friederike Ritter (geb. 29. Febr. 1696), heirathete

1) S. VIII, 203, 253 fg., 283 fg.

den kursächsischen Hof= und Bergrath Philipp Friedrich Trier. Georg Gottlieb Ritter selbst, dessen älterer Bruder, Christoph Sigismund, als kaiserlicher Hauptmann in Italien gestorben ist, war der Urenkel des mansfeldischen Rathes und Kanzlers Jakob Ritter und der Dorothea Stiltzer, eines mansfeldischen Rathes Tochter. Der älteste Sohn dieser Aeltern, Peter, folgte dem Vater in seinem Amte, scheint aber keine Nachkommenschaft hinterlassen zu haben. Ein anderer, Jakob, starb als Führer eines Grafen von Mansfeld zu Strasburg. Samuel dagegen (geb. 16. Jan. 1597, † 27. Juni 1647), der als Mitglied des Schöppenstuhles zu Halle lebte, und daneben den Fürsten von Anhalt und den Grafen von Mansfeld in der angenehmen Stellung eines „Rathes vom Haus aus" diente, pflanzte mit Marie Herold (geb. 1. Juli 1602, † 21. März 1675), aus einer halleschen Pfännerfamilie, den Stamm fort. Sein ältester Sohn, Samuel (geb. 30. Mai 1624), ward Dr. und Professor der Rechte zu Wittenberg, wo er 28. Nov. 1647 die Tochter eines theologischen Collegen, des Prof. Dr. Jakob Martini, heimführte. Ein Enkel desselben, Gottlieb, ist Doctor der Rechte und Bürgermeister zu Dresden gewesen. Ein zweiter Sohn des ältern Samuel, Jakob (geb. 29. Mai 1627, † 14. Aug. 1669), war fürstlich magdeburgischer Secretär und Justitiar; ein dritter, Christoph (geb. 9. Jan. 1636), Dr. und Professor der Rechte zu Wittenberg, später Hofrath zu Dresden und dieser ist mit Katharina Götze, der Tochter des kursächsischen Majors Götze, vermählt, der Vater des Vicekanzlers Ritter geworden. Der jüngste dieser Brüder, Johann Baptista (geb. 8. Jan. 1639, † 13. Febr. 1674), ward in den Adelstand erhoben, besaß das Rittergut Bilsingsleben, war Schöppe zu Halle und kaiserlicher, kursächsischer und fürstlich magdeburgischer Geheimerath. Er hatte sich 11. Oct. 1664 mit Anna Maria Olearius, aus einem weitverzweigten theologischen Geschlechte, das jetzt noch zu Leipzig im Handelsstande blüht, einer Tochter des weißenfelsischen Generalsuperintendenten Dr. Johann Olearius und der Katharina Elisabeth Merck, verehelicht, die als Witwe 1679 Paul v. Heinsberg auf Lossa und nach dessen Tode Johann Adolf

v. Krosigk auf Mukrehna heirathete und 1693 starb. Ein Sohn, Johann Friedrich, den sie ihrem ersten Gemahl geboren, hat vielleicht den Stamm fortgepflanzt.

---

3. Aus einer Universitätschronik.

Folgende, aus den Annalen der Universitätsstadt Halle, aus einem Zeitraume von ungefähr einem halben Jahrhundert hervorgehobene Begebenheiten mögen denn doch ein Bild von den damaligen Zuständen und Gewohnheiten geben, das uns wiederum lehrt, wie wenig wir sie zu beneiden haben.

Am 23. Oct. 1694, abends 9 Uhr, erstach ein zu Halle Theologie studirender Sohn des seiner Zeit berühmten lübeckischen Superintendenten Dr. August Pfeiffer [1]) einen andern Studenten, Jakob Springer, eines leipziger Kaufmanns Sohn, im Goldenen Stern, und der Thäter entsprang. — Am 6. April 1695, vormittags zwischen 10 und 11, wurde auf einem auf dem Markte aufgerichteten Gerüste, ein angebliches (lutherisches) Pasquill gegen die Reformirten, auf kurfürstlichen Befehl, in Gegenwart vieler Tausende von Menschen, durch den Scharfrichter, „zu männigliches Abscheu", öffentlich verbrannt. [2]) — Am 16. April 1695 ward ein

---

1) Er war 1634 zu Lauenburg geboren, fiel im fünften Jahre von oben mit dem Kopfe auf ein eisernes Blech, sodaß er für todt lag und man ihn schon in ein Leintuch einnähen wollte, wobei er jedoch zum Glück in einen Finger gestochen ward, den er zurückzog und so sein Leben kundgab und rettete. Im 18. Jahre bezog er die Universität Wittenberg, wo er Magister, außerordentlicher Professor und Dr. theol. wurde. Von da kam er als Oberpfarrer und Consistorial-Assessor nach Medzibor im Fürstenthum Oels, dann nach Struppen, 1675 nach St.-Afra in Meißen, 1682 als Superintendent nach Leipzig, 1690 nach Lübeck, wo er im Januar 1698 starb. Seine Frau war Euphrosine Marie, eine Tochter des Diakonus M. Johann Herzog in Dresden.

2) Dasselbe widerfuhr am 10. März 1705 einer Anzahl gleich-

Stud. Theol. Christian Zahn von einem Stud. Med. dergestalt gestochen, daß er andern Tages verstarb. — Am 2. Juli 1699 ward ein Fähnrich Joachim v. Natzmer von einem Studenten durch die Kehle gestochen, woran er einige Stunden später verschied. — Am 29. Juli 1701 hieb ein Stud. Med. einem Chorschüler, als derselbe auf dem Neumarkt im Chor sang, die linke Hand ab. — Am 28. März 1702 erging ein königliches Rescript, wonach diejenigen Studenten, die wegen Duellirens relegirt worden, auf keiner königlichen Universität inscribirt werden sollten. — Am 13. Febr. 1704 ward ein Stud. Jur., Johann Christoph Remming aus Nürnberg, der seit dem 26. Dec. des vorhergehenden Jahres verschwunden gewesen, in der Gämritzenschleuse im Sande steckend todt gefunden. Bei der Section fand man durchaus kein Merkmal, das seinen Tod hätte erklären können. Ertrunken konnte er nicht sein, da das Wasser diese Zeit über gefroren gewesen. Er wurde in der Schulkirche begraben und ihm ein Epitaphium errichtet. Zwar fiel einiger Verdacht auf einen liederlichen Wirth und einige Frauenzimmer, und diese kamen auch in Untersuchung, wurden aber, nach abgelegtem Reinigungseide, wieder entlassen. — Am 21. Febr. 1704 verwundete ein Schüler, die also auch zuweilen Repressalien gebraucht haben, einen Studenten Francke aus Halle mit einem Prügel dergestalt am Kopfe, daß er bald darauf verstarb. — Am 24. Juni 1704 wurde ein Stud. Jur., Ernst Linke aus dem Würtembergischen, abends 6 Uhr, auf dem Schlamme von einem andern Studenten erstochen. — Am 19. Sept. desselben unruhigen Jahres drangen, als der Wagemeister auf der Wage Hochzeit hielt, Studenten daselbst ein und trieben allerhand Unfug. Wie nun der Rathsmeister Ockel demselben steuern wollte und zuletzt einen Studenten beim Aermel zur Thüre hinausführte, behauptete der Student, auf der Wage Ohrfeigen bekommen zu haben, und brachte dadurch einen großen Tumult zuwege,

---

falls gegen die Reformirten gerichteten Schriften des hamburger Prof. Samuel Edzard.

bei dem die Studenten die Wage, das Rathhaus und das Haus jenes Rathsmeisters erstürmten, die Fenster einwarfen und mit geladenen Pistolen hineinschossen. Die Scharwache war außer Stande, den Tumult zu bemeistern, der nur mit großer Mühe gestillt werden konnte, nachdem die Bürgerschaft zusammengelauten worden war. — Bei den Studenten mochte ein Groll aber fortdauern, denn am 11. März 1705 fingen sie mit der Scharwache Händel an, und als darüber einige Studenten verhaftet worden, stürmten sie am 12. Wachthaus und Wage und zerschlugen dabei die Fensterladen, was dann die weitere Folge hatte, daß der Pöbel in die Wageeinnahme einstieg, das Geld daraus raubte und die Möbeln zerstörte. Das hatte denn eine große Untersuchung durch eine königliche Commission zur Folge.

Am 1. Dec. 1710 duellirten sich der Stud. Jur. Nikolaus Reinemann und der Stud. Theol. Valentin Zielfeld, beide aus Hessen und erst 17 Jahr alt, in Diemitz, wobei der Jurist den Theologen erstach. Zwar hatte der letztere sich durch unter dem Hemde auf die Brust gelegte Pappe zu schützen gesucht; der Stich war aber seitwärts und durch das Herz gegangen. Der Leichnam des Gefallenen wurde, auf königlichen Befehl, den damaligen strengen Duellgesetzen gemäß, die sich gleichwol fruchtlos erwiesen haben, zwischen Galgen und Rad begraben. Der Thäter war entronnen, sollte aber, nach durchgeführtem Achtsproceß, in effigie gehenkt werden, welches auch „Se. königl. Majestät allergnädigst confirmirte". Die Universität ließ nun das Bildniß jenes Reinemann — wahrscheinlich ein Phantasiestück — auf ein Bret malen und ausschnitzen, bestimmte den 1. Dec. 1711 zur Execution, und wollte das Urtel aus einem Fenster der Concilienstube durch den Secretär publiciren lassen, worauf der Scharfrichter das Bild, von der Scharwache begleitet, nach dem Galgen tragen und daselbst aufhenken sollte. Nun hatte aber die Universität keine eigene Femstätte, sondern diese gehörte dem Magistrat, sowie die Execution der Criminalurtel in der Regel dem Stadtschultheißen gebührte, in Betreff der Universität aber bestimmt war, daß eine Todesstrafe durch das Amt Giebichenstein, oder durch

die Berggerichte vollstreckt und die Delinquenten diesen Behörden überliefert werden sollten. Der Stadtschultheiß, Hofrath Dr. Berndes, brachte daher bei der Regierung eine Inhibition an den Stadtmagistrat gegen Verabfolgung der Scharwache aus. Auf der andern Seite meinte aber der Prorector, was damals der berühmte Dr. Johann Samuel Stryk war, wenn die Execution nicht an dem vorher durch gedrucktes Plakat bekannt gemachten Tage vor sich ginge, so möchte der Universität daraus ein Schimpf erwachsen. Er ließ daher das Bild durch einen Tagelöhner heimlich vors Thor hinaus zum Galgen tragen, wo die Scharfrichterknechte mittels einer Leiter über die Mauer in den verschlossenen Galgen stiegen und das Bild mittels einer um den Hals gelegten eisernen Kette an denselben befestigten. Höhern Orts nahm man jedoch dieses Verfahren, als man es durch darüber geführte Beschwerde erfuhr, höchst ungnädig auf, verwies es der Universität, durch Rescript vom 12. Jan. 1712, ernstlich, soll auch dem Prorector eine Geldstrafe aufgelegt haben.

Am 28. März 1713 fiel der 19jährige Freiherr Leopold Adam v. Posadowski, aus einer schlesischen Familie, der zu Halle studirte, als er des Nachmittags auf den Pulverweiden an der Saale spazieren ritt, mit dem Pferde in den Saalstrom, indem das unterwaschene Ufer einsank. Das Pferd wurde unbeschädigt wieder herausgezogen. Der Reiter aber war ertrunken und wurde des Abends mit Fackeln in der Schulkirche beerdigt. — In der Nacht vom 19./20. Aug. 1714 wurde der Stud. Jur. Gustav Adolf Brandis, des Oberamtmanns Johann Brandis zu Giebichenstein Sohn, auf dem Neumarkt von einigen andern, mit denen er Händel gehabt, mit vielen Wunden dergestalt zerfleischt, daß er todt auf dem Platze blieb. Von Ergreifung und Bestrafung der Thäter schweigt unsere Quelle.

Im Frühjahr 1716 machten rasche Todesfälle mehrerer Personen auch auswärts vieles Aufsehen und gaben zu mancherlei Gerüchten Anlaß. Es hatte sich nämlich eine Gesellschaft sehr liederlicher Studenten zusammengethan, die sich zu ihren Zusammenkünften außerhalb der Stadt gelegene Wirth-

schaften, namentlich die vor dem Steinthore befindlichen Schenkhäuser und zuletzt besonders den Grünen Hof vor dem äußersten Thore erwählt hatten, wo sie Tag und Nacht mit übermäßigem Saufen und Tanzen zubrachten. Dies hatten sie namentlich einige Wochen vor Ostern jenes Jahres besonders ausschweifend getrieben. Auf einmal erkrankten die meisten derselben und acht Personen, sowie der Wirth und eine Tochter desselben, starben, meist am 9. oder 11. Tage, nachdem sie in hitzigem Fieber gelegen. Auch einige Mitglieder der Gesellschaft, die schon abgereist waren, bekamen dieselbe Krankheit und Einer starb in der Ferne daran. Auswärts wurde erzählt und durch herumgetragene gedruckte Zeitungen verbreitet, die Gesellschaft hätte bei damaliger Fastenzeit im Grünen Hofe die Passion gespielt und mit vielem Gespötte das Nachtmahl ausgetheilt, sei aber dafür, aus gerechtem Gerichte Gottes, durch einen schnellen Tod in Raserei hinweggerafft worden. Eine entgegengesetzte Richtung wollte dagegen den Vorgang daraus erklären, daß der Wirth Potasche in das Bier gethan habe, „welche auf dem Harze in einem Hohofen calcinirt und solchergestalt von einem arsenikalischen Hüttenrauche durch und durch imprägnirt worden“ sei. Die ärztliche Untersuchung fand jedoch zwar letztere Annahme nicht bestätigt, aber auch sonst nichts besonders Auffälliges an der Krankheit, die in der That, nach den darüber beigebrachten Angaben, ein gewöhnlicher Typhus gewesen zu sein scheint, dessen Ursprung die Aerzte der unordentlichen Lebensweise jener Leute und zuletzt den Erkältungen zuschrieben, die sie sich zugezogen, indem sie, durch Tanzen in der stark geheizten Stube erhitzt, kalt getrunken hätten und in die Kälte hinausgelaufen wären.

Im Jahre 1717 entstand bei Gelegenheit der Werbungen, welche der Alte Dessauer, der sein besonderes Standquartier in Halle hatte, bekanntlich mit vollster Rücksichtslosigkeit vorzunehmen pflegte, und wobei u. a. ein Candidat der Theologie zum Soldaten gepreßt worden war [1]), ein

---

1) Weniger Befremden erregte es, wie der Dessauer 1716 einen jungen Edelmann aus Stryk's Collegium wegholen ließ. Der Pro=

gewaltiger Tumult, der sich lange Zeit fortzog und zu steten Händeln zwischen Studenten und Soldaten Anlaß gab. Diese Unruhen verursachten auch einen Versuch, das Landsmannschaftswesen in Halle, wo die Nationenverfassung unbekannt geblieben war, einzuführen. Um sich einander besser beistehen zu können, schlugen die Studenten sich in Landsmannschaften zusammen, wählten sich Senioren und Subsenioren, und unterschieden sich durch offen getragene Bänder, deren Farben sich zum Theil noch bei den Nachfolgern erhalten haben. Die Märker trugen orange, die Schwaben, Franken und Schweizer schwarz und Gold, die Sachsen, Thüringer und Voigtländer roth, die Pommern himmelblau, die Magdeburger, Mansfelder und Anhaltiner grün, die Hessen und Westfalen weiß, die Schlesier, Böhmen, Oesterreicher, Lausitzer, Ungarn und Siebenbürger kirschfarben, die Dänen und Holsteiner violett mit Silber, die Engländer, Braunschweiger und Hannoveraner violett mit Gold, die von Rhein und Mosel hochroth, die Ostfriesländer roth mit Silber, die Mecklenburger rosenroth und weiß. Wie es aber gemeiniglich geht, wenn die Studentenschaft durch äußere Vorfälle aufgeregt und wenn sie überhaupt mehr auf ihre Standesbeziehungen und das studentische Treiben, als auf ihre Studien gerichtet wird: die Sache führte zu beständigem Schmausen,

---

fessor begnügte sich, dem jungen Mann nachzurufen: „Ergreifet den Degen! verlasset die Feder!“ Es war dies Christian Ludwig v. Kalsow, ein Sohn Karl Ferdinand's v. Kalsow auf Blankenhagen, Suckow, Ritzow u. s. w. († 1697) und der Anne Luise v. Dewitz aus Dabor, und er ward selbst eifriger Werber, und stand in hoher Gunst bei Friedrich Wilhelm I., an dessen Sterbelager er wachte. Im Jahre 1740 wurde er in Einem Jahre Oberstlieutenant und Oberst, 1745 Generalmajor, 1750 Generallieutenant. Im J. 1757 verabschiedet, lebte er auf seinem Gute Zollen bei Soldin, wo ihn 1759 die Russen sehr belästigten, erhielt erst 1766 eine Pension von 600 Thlrn., und starb, kinderlos, am 1. Oct. desselben Jahres, im 72. Jahre. Er hatte sich 7. Sept. 1736 mit Marie Luise Dorothea, einer Tochter des Geheimen Finanzraths Christian v. Herold und der Eva Katharina v. Klinggräf, vermählt, die (geb. 23. März 1715) am 1. Juli 1743 starb. In zweiter Ehe verband er sich mit einer v. Wedel, die 30. Mai 1780 zu Lippehne starb.

Trinken und Commerschiren, zu Vernachlässigung der Collegien und zu vielfachen Händeln und Schlägereien. Bereits am 22. Nov. 1717 wies denn auch ein königliches Rescript die Universität an, die Landsmannschaften sofort wieder aufzuheben. Die Bänder sollten unverzüglich wieder abgelegt und weder jetzt noch künftig wieder getragen werden. Die Durchführung dieser Befehle wurde damals auch bewerkstelligt, wenn auch nicht ohne Mühe und nicht für immer, und ein gährender Geist machte sich noch längere Zeit in der Studentenwelt merklich.

Als im folgenden Jahre der Prorector Dr. Lange, der bekannte Gegner Wolf's, das nächtliche Umgehen mit Musik verbot, entstand abermals ein großer Tumult, wobei die Scharwache übel zugerichtet, die Häuser des Prorectors und des Syndikus gestürmt und alle Fenster derselben zerschlagen wurden. — Am 10. Oct. 1722 bekam ein Stud. Theol. Adam Gockbar, 20 Jahr alt, als er des Abends nach Hause gehen wollte, von der Scharwache, die einige lärmende Studenten verfolgte, in der Märkerstraße einen Schlag, an dessen Folgen er in einigen Tagen starb. Der Tod des Unschuldigen veranlaßte eine Untersuchung, nach welcher ein Stadtknecht zur Festungsarbeit verurtheilt wurde. — Am 23. Juni 1724 hatte ein betrunkener Student einen nach der Synagoge gehenden Juden attaquirt, dieser aber ihn bewältigt, geschlagen, ihm den Degen abgenommen und diesen in das Haus des Syndikus der Universität gebracht. Auch hierüber entstand ein arger Tumult, welcher mehrere Tage dauerte und wobei am 24. Juni der Judentempel und einige Judenhäuser gestürmt, demolirt und von dem zulaufenden Pöbel geplündert wurden. Dies hatte wieder die Einsetzung einer außerordentlichen Untersuchungscommission und für manche Betheiligte eine nachdrückliche Strafe zur Folge. — Ein neuer Tumult entstand am 12. Juli 1726, bei Gelegenheit des Prorectoratswechsels. Die Studenten erstürmten abermals die Wage und erbrachen die darin befindliche Wachtstube, bei welchem Eindringen jedoch ein Student von der Scharwache mit einem Spieße erstochen wurde. Zuletzt mußte die bewehrte Bürgerschaft durch Läuten der

Bürgerglocke zu Stillung des Tumultes zusammenberufen werden.

Am 18. Oct. 1727 ward ein Student v. Budberg von einem andern Adeligen des Abends in einem Rencontre erstochen. Der Thäter entkam, ging in Kriegsdienste und ist in den schlesischen Kriegen als Major in Böhmen gefallen. — Am 24. März 1728 erstach der Student Burrian aus Halle, jedoch ohne seinen Willen, den Halloren Riemer. Da er nicht mit Vorbedacht gehandelt, so kam er, nachdem er den Reinigungseid geleistet, mit 100 Thlr. Geldbuße davon. — In der Nacht vom 12./13. Juli 1732 führte der Prorectoratswechsel wieder einen großen Tumult herbei, wobei vielen Einwohnern die Fenster, auch viele Laternen entzweigeschlagen wurden. — Trauriger, daß am 20. Aug. 1734 ein armer fremder Student der Theologie von einigen übermüthigen, rohen und gedankenlosen Gesellen genöthigt wurde, soviel Branntwein zu trinken, daß er darüber den Geist aufgab! — Am Abend des 21. Dec. 1744 fochten zwei Studenten scherzweise im Rathskeller mit den in der Scheide gelassenen Degen. Das Unglück wollte aber, daß dem einen etwas von der Scheide absprang und darüber sein Gegner, eines Predigers Sohn, Namens Runde, einen Stich in die Brust bekam, der ihn augenblicklich tödtete. — Im Jahre 1746 gerieth ein Student beim Billard mit einem Offizier in Streit, und stach diesen so unglücklich in den Arm, daß die Wunde den Tod zur Folge hatte. — So griffen sich auch 1747 ein Lieutenant und ein Student, wie sie sich in der kleinen Klausgasse begegneten, mit Waffen an, und obwol der Lieutenant den Studenten zunächst so verwundete, daß er zu Boden fiel, stach derselbe doch den Lieutenant von unten in den Leib, daß er auf der Stelle todt blieb. — Didicisse fideliter artes, emollit mores, nec sinit esse feros!

4. Sächsische Staatsgefangene.

Der Aufsatz: „Sächsische Staatsgefangene" in X, 29 fg., war, wie wir in einem Nachtrage zu jenem Bande erwähnten, bereits gedruckt, als der zweite Band der interessanten Schrift des Herrn v. Weber: „Aus vier Jahrhunderten" erschien, welche bekanntlich in actenmäßigen Mittheilungen aus dem königlich sächsischen Hauptstaatsarchive besteht. Wir fanden darin an zwei Stellen Ergänzungen zu obigem Artikel. In einem Aufsatz über „Gefangene auf dem Hohnstein", der sich im übrigen nur mit den Fluchtversuchen einiger Gefangenen niedern Standes, meist gemeiner Verbrecher, beschäftigt, werden doch auch einleitungsweise eine Anzahl von Personen höhern Standes aufgeführt, welche auf dem Hohnstein gesessen, und dieses Verzeichniß ist wesentlich stärker, als das unsere, gibt aber freilich bei den Meisten nur die Namen. Wir tragen jedoch diejenigen nach, die bei uns nicht genannt waren, und fügen bei Einzelnen bei, was wir über sie wissen: Graf Albrecht zu Mansfeld, 1543; der ältere Herr Reuß von Plauen, 1560—1568; Advokat Mathias Klem, 1615; Joachim v. Carlowitz, Förster zu Nauendorf 1615 [1]); Amtsschösser Christoph Hacker, 1618; Joachim v. der Sahla und Jakob v. Auerswalde, 1623; Georg v. Starschedel zu Steinigtwolmsdorf, 1624; Oberstlieutenant Christian Becker, „wegen feindlicher Werbung in Sachsen im Kriegsrecht zu ewigem Gefängniß verurtheilt"; Hildebrand v. Einsiedel aus Gnandstein, dessen Vater darauf angetragen, „ihn wegen gegen ihn ausgestoßener gräulicher Flüche und Wünsche u. s. w. in ewiger custodie zu halten" [2]), 1638; Hans v. Schön-

---

1) Wahrscheinlich derselbe, der um jene Zeit mit Benigna Allnreck aus Tanneberg verehelicht war. Ein anderer Joachim Carlowitz, mit Margarethe Bünau aus Liebstädt vermählt, kommt auch um jene Zeit auf Zuschendorf und Liebstädt vor.

2) Es kann dies kaum ein anderer gewesen sein, als der dritte Sohn des frommen und gelehrten Hildebrand v. Einsiedel auf Gnandstein und Wolftitz (geb. 10. Jan. 1566, † 3. März 1647), und

feld [1]), 1640; Studiosus Michael Klobe, 1655; Christian Heinrich v. Birckholz, 1664; Ernst Adolf v. Breitwitz, 1674; Salome Elisabeth v. Metzradt, 1681 [2]); Wolf Heinrich v. Spohr, 1686; Jakob N., „so sich für einen Venetianer ausgiebet und als eine Uebelthaten halber verdächtige Person aufs königl. Schloß Hohnstein in Verhaft gebracht", 1691; Georg Rudolf v. Klür, „wegen unterschiedlicher unfertiger Händel", 1698 und 1706, † auf dem Hohnstein 18. Mai 1712; Seifried Bernhard du Brull, 1700; Lieutenant Christian Wilhelm v. Naso, 1702 [3]); M. August Tittel, gewesener Pfarrer zu Plotzky, 1729. [4]) Noch erfahren wir, daß die X, 41 erwähnte Barbara eine geborene v. Grünberg gewesen. — Unter denen, welche Herr v. Weber specieller bespricht, haben wir hier nur den Jeremias Kneuffler anzuführen, der als ein falscher Denunciant, „welcher unterschiedliche Bedienten wegen geführter übeln Haußhaltung und

---

der Sibylle v. Kanne aus Elöden. Derselbe war am 7. Mai 1598 geboren, hatte studirt, war dann in Kriegsdienste getreten, Major geworden, und besaß Wolftitz und Prießnitz. Seine „Custodie" kann nicht „ewig" gedauert haben; denn er vermählte sich 26. Dec. 1652 mit Anne Elisabeth v. Pöllnitz aus Droitzsch. Er erkrankte übrigens am ersten Hochzeitstage bei der Tafel und starb schon 4. Jan. 1653 zu Wolftitz, worauf die jungfräuliche Witwe sich anderweit verehelichte.

1) Der Zeit nach wird das der jüngste Sohn jenes Hans v. Schönfeld auf Löbnitz, Belgershain, Döben (geb. 1544, † 30. Juni 1599) gewesen sein, der in seiner Jugend Page bei dem Herzog von Guise gewesen war, und sich 1570 mit Sabine v. Erdmannsdorf aus Städteln vermählte. Er selbst besaß Löbnitz, war mit Ursula Preuß aus Ilkendorf verheirathet und pflanzte den Stamm durch seinen einzigen Sohn, Hans Gottfried, fort.

2) Ob dieselbe, die 1678 auf den Königstein kam? (S. X, 110).

3) Wol derselbe, der später venetianischer Oberst wurde.

4) Ist dies derselbe, der auch Pastor zu Prößen und mit einer Tochter des Superintendenten Dr. Johann Konrad Sillig zu Merseburg verehelicht war? Er war wegen aufrührerischer Schriften in Untersuchung gekommen.

wider den Kurfürsten gebrauchten Zauberei angegeben", 1581 auf den Hohnstein kam, 1582, mit noch einem Gefangenen, entsprang, 1583 wieder eingebracht ward, 1589 nochmals entkam, aber auch nochmals zurückgebracht ward, und noch 1594 auf der „Kohlkammer" saß.

Wichtiger war uns, daß bei Gelegenheit eines ausführlichen Aufsatzes über den Proceß des Grafen Christian Heinrich v. Watzdorf (II, 246) auch des X, 87 fg. von uns besprochenen Christian Dietrich Bose des jüngern gedacht und dabei wenigstens über die Gründe seiner zweiten Ungnade ein Aufschluß gegeben wird, den wir bereits in dem erwähnten Nachtrage kürzlich bezeichnet haben und auf den wir jetzt etwas näher eingehen wollen. Hiernach war Bose schon 1718 wieder in Untersuchung gekommen, weil durch ihn „gewisse Landtagsschriften in Sachen die Religionssicherheit in hiesigen Landen und das Stift Naumburg betreffend, welche geheim gehalten werden sollten, noch ehe sie Ihro Königl. Majestät eingehändigt, propalirt worden." Verhaftet wurde er aber 1728 zu Eisleben, weil er sich dort Eigenmächtigkeiten erlaubt und mit dem oben erwähnten M. Tittel in Correspondenz gestanden habe. Er wurde damals erst auf die Pleißenburg, dann auf den Sonnenstein gebracht und über nicht weniger als 2600 Artikel befragt. Es soll sich dabei ergeben haben: „daß er wegen des directorium in evangelicis und des Stifts Naumburg Angelegenheiten, über die Religionsassecuration, die er für ungenügend hielt, die Vermählung des Kurprinzen mit einer katholischen Prinzessin u. s. w. bedenkliche Correspondenz geführt." Man fand Deductionen bei ihm, daß die Stifter Meißen, Merseburg und Naumburg zum Erscheinen auf den Reichstagen berechtigt seien, und daß ein katholischer Landesherr die Administration des Stiftes Naumburg nicht beibehalten könne. Er wurde 1734, gegen Urphede und unter Confinirung auf sein Gut Frankleben, in Freiheit gesetzt, soll aber die „Bestrickung verletzt, sich auch gegen den König und die collegia ungebührlicher Schreibart bedient, dabei die in dem Stift Merseburg bestehende Gerechtsame berührt und deshalb mit dem Herzog von Sachsen-Merseburg disceptirt

haben"; weshalb er den 5. Aug. 1738 abermals verhaftet und auf die Pleißenburg gebracht wurde, wo er, wie erwähnt, gestorben ist. Man sieht aus dem allen wohl, daß er ein unruhiger Kopf war. Im übrigen aber dürfte es, dem Portrait de la cour de Pologne gegenüber, unsere Ansicht mehr bestätigen, als entkräften. Auch Herr v. Weber will nicht bezweifeln, daß bei der letzten Verhaftung persönlicher Haß des Grafen Brühl im Spiele gewesen, wie der Verfasser der Schrift: „Leben und Charakter des Grafen v. Brühl" (II, 43) angegeben hat.

Register.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



